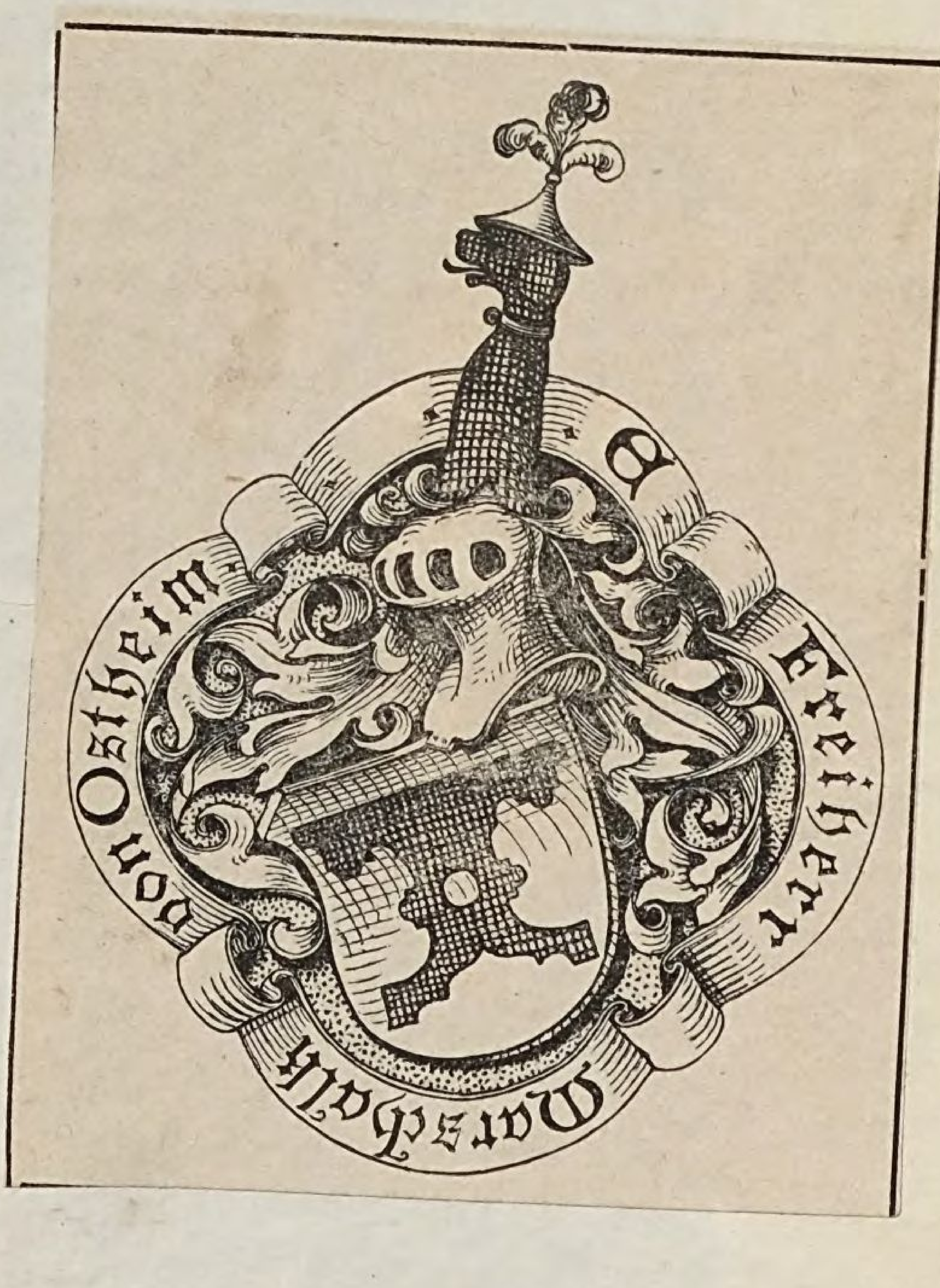
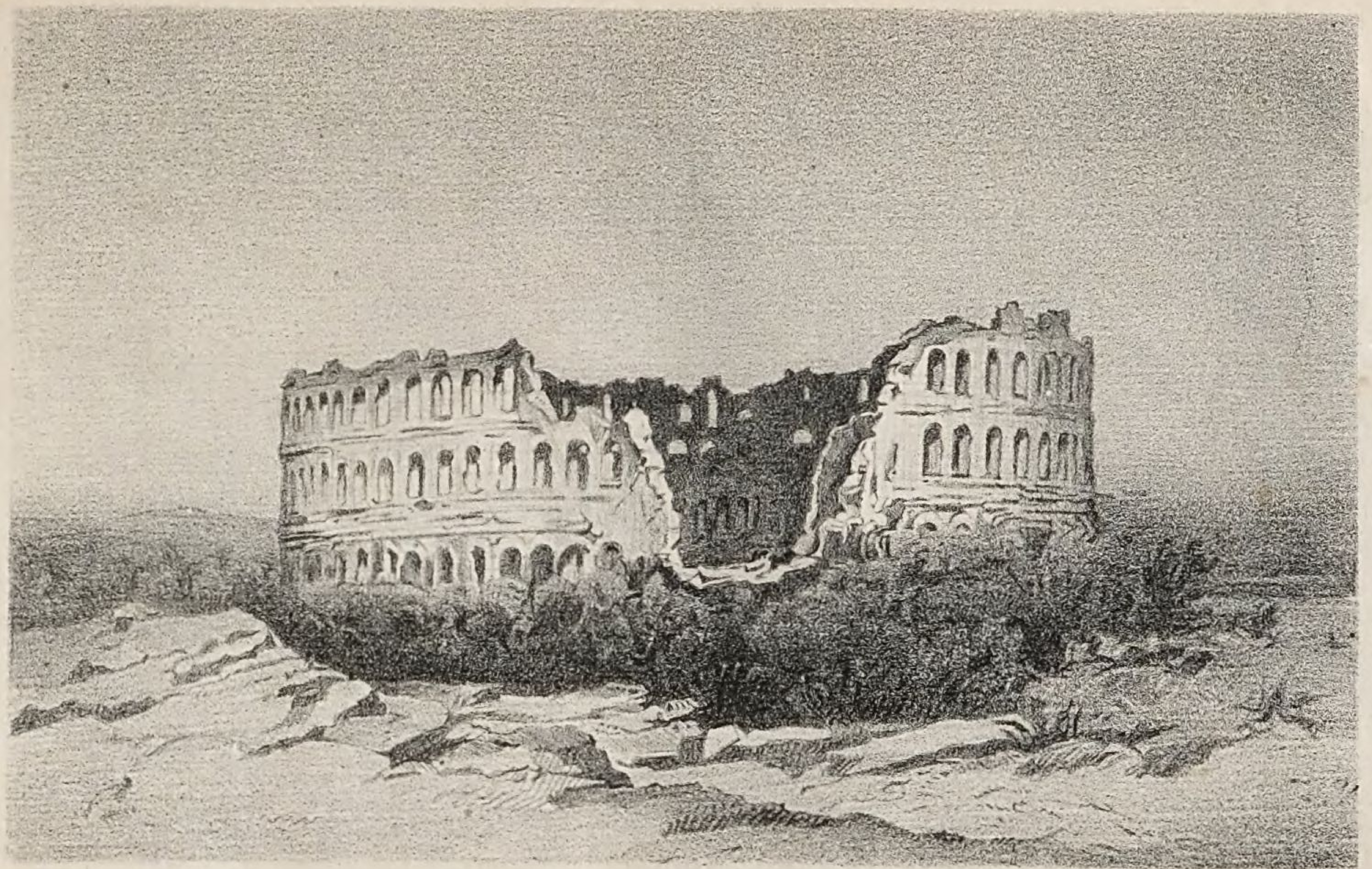

Freiherr Marschalk von Ostheim
B



Lith. u. Druck v. F. M. Strassberger Leipzig

Amphitheater von El Dschem (Tysdrus).

Reise
in
den Regentschaften Tunis
und
Tripolis

von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Dritter Band.

Mit Titelkupfer und einem Register über das ganze Werk.

Leipzig.
Dyk'sche Buchhandlung.
1870.

Inhalt.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Landreise von Tunis nach der tripolitanischen Gränze.

Der Despotismus der Amr-Bey. — Die Hamba's. — Marabut von Sayt-Allah. — Badeort Ḥammam el Anf. — Qrombâliya. — Streit der Hamba's. — Ruinen von Ḥanschyr Medden. — Ḥammâmat. — Der Fonduq. — Ruinen von Putput. — Byr Buyta. — Ein altes Römergrab. — El Aça. — Herqla. — Ruinen von Horrea Coelia. — Neuer Streit und Gelderpressung der Hamba's. — Ssussa. — Pomphafte Bewirthung. — Alterthümer. — Das Gefängniß und seine Insassen. — Die Häfen des antiken Hadrumetum. — El Dschem. — Das berühmte Amphitheater von Tysdrus. — Ssfâqess. — Die europäische Stadt. — Eigenthümlicher Charakter der Moslims von Ssfâqess. — Ausflug nach Hanschyr Inschilla. — Ḥanschyr Tyna, das antike Thenae. — Eine arabische Hochzeit. — Seefahrt von Ssfâqess nach Dscherba. — Absteigequartier beim Qâyid. — Die Bevölkerung von Dscherba, ihr Ursprung und ihre Sprache. — Der Hauptort Ḥaumt essʼ Ssuq. — Das Judendorf. — Ausflug nach Haumt' Adschym. — Der Moqaddem. — Unruhiger Zustand des gegenüberliegenden Festlandes. — Pomphafte Bewirthung. — Ḥanschyr el Qantara. — Bedeutende Reste des Alterthums. — Hanschyr Borgo. — Abfahrt von Haumt ess Ssuq. — Der lügenhafte Rayyss. — Schoonerfahrt von Marssa Ssuq nach el Rhyr. — Fünftägiger Aufenthalt in el Rhyr. — Ein dscherbinisches Tanzfest. — Fechterschauspiel. — Fahrt nach Dscherdschyss. — Die spitzbübischen Aqâra. — Die räuberischen Worhgamma. — Ausflug nach Ḥanschyr Madynat Syân. — Zweitägiger Aufenthalt in Dscherdschyss. — Abschied von Tunisien.

Der nicht geringfügige Zeitabschnitt von fünfzehn Jahren, welcher zwischen meiner ersten und zweiten Reise in dieser Regentschaft lag, hatte mancherlei Veränderungen entstehen lassen, die sich nicht ohne Einfluß auf die Beförderung und die Verpflegung der Reisenden zeigten. In dem nördlichen Theil Tunisiens hatten die Verkehrsmittel im Laufe dieses Zeitraums eine Entwickelung erlangt, welche derjenigen nicht

viel nachstand, wie sie manche Länder Europa's vor der Zeit der Eisenbahnen aufwiesen. Die Reise von Tunis nach Hammâmat, Ssussa, el Dschem und Ssfâqeß, welche früher nur von dem Reiter oder Fußgänger ausgeführt werden konnte, sollte ich dießmal zu Wagen zurücklegen, ein Beförderungsmittel, welches vor wenig Jahren noch das stumme Erstaunen der naiven Landaraber erregte, an das sie sich jetzt aber gewöhnt haben und das ihnen so vertraut geworden, wie unsern Bauern die Eisenbahnen.

Anders verhält es sich mit der Verpflegung. In dieser Beziehung kann man den jetzigen Zustand eher als einen Rückschritt bezeichnen, denn während vor fünfzehn Jahren die Möglichkeit bestand, frei und auf eigne Kosten ähnlich wie im übrigen Orient zu reisen, ist nun die Despotie des Amr's wieder in ihr volles Recht eingetreten und der Fremde kann ohne ihn keinen Schritt in dem Lande thun. Der Amr-Bey (wörtlich übersetzt Befehl des Bey) ermächtigt den Träger desselben, sich von allen Qâyids, Qâhya's, Chalyfa's oder wie sonst die Beamten heißen mögen, vollkommen unentgeltlich Alles liefern zu lassen, was er zur Verpflegung seiner Person, seines Gefolges und seiner Thiere bedarf. Weit entfernt jedoch, diesen Würdenträgern unwillkommen zu sein, wie man das annehmen sollte, wenn sie den Fremden auf eigne Kosten zu verpflegen hätten, ist die Ankunft eines Amrträgers für sie noch ein erwünschtes Ereigniß, denn sie giebt ihnen die schönste Gelegenheit, von ihren Untergebenen das Doppelte und Dreifache von dem zu erpressen, was sie dem Reisenden zu liefern haben. Sollten irgend einem recht kleinen und armseligen Würdenträger die Mittel zur Erpressung, d. h. die Bewaffneten, fehlen, welche die Bauern zum Zahlen oder zum Liefern von Rohartikeln zwingen, so kann er sich zu diesem schönen Zwecke der Escorte des Touristen bedienen, welche fast immer aus drei Mann besteht, rohen, wilden und muthigen

Kerlen, die man Hamba's (unregelmäßige Kavalleristen) nennt und deren Kleeblatt genügt, um ein ganzes arabisches Dorf in Angst und Schrecken zu versetzen. Ohne Hamba's nämlich würde der Amr-Bey wenig nützen; diese muthigen Krieger haben die Aufgabe, ihn überall respectiren zu machen, sich mit dem Haupt des Orts in Vernehmen zu setzen, damit dieser die nöthigen Lieferungen mache; und sollte in einem recht kleinen Nest kein höherer Beamter vorhanden sein, so übernehmen sie auch wohl eigenhändig die Ausführung desselben, das heißt sie schinden die Bauern auf eigne Faust, um das Gewünschte von ihnen zu erzwingen; und Niemand findet ihr Gebahren unregelmäßig, Niemand außer der reisende Europäer, welcher zu seinem Leidwesen entdeckt, daß seine Anwesenheit in jeder Stadt, jedem Dorf die Ursache zu den größten Ungerechtigkeiten bildet.

Diesem Uebelstand und zugleich dem demüthigenden Gefühl, welches in dem Gedanken liegt, daß der Reisende auf Kosten armer Teufel lebt, die selbst kaum das tägliche Brot haben, hatte ich mich auf meiner früheren Reise beinahe immer zu entziehen gewußt, indem ich, statt Lebensmittel zu erpressen, solche kaufte oder durch meinen Koch ankaufen ließ. Dießmal aber fand ich die Verhältnisse so traurig gestaltet, daß diese letzte Verfahrungsweise unmöglich wurde. Die armen Teufel von Landarabern verkaufen nichts mehr, sei es, daß sie wirklich nichts haben, was sie selbst nur momentan entbehren können, um es später von dem Verkaufsgelde wieder anzuschaffen, sei es, daß sie begründete Furcht hegen, daß die Regierung, welche sie stets als um mehrere Jahre in der Steuerzahlung rückständig ansieht, ihnen das baare Geld sogleich abnehmen werde. Erpreßt dagegen kann fast von Jedermann noch etwas werden. Hat zum Beispiel ein Bauer nur eine Ziege oder ein Paar Hühner, so wird er sich oft ungern entschließen, sie zu verkaufen; mit Gewalt nehmen muß er sie

sich freilich lassen, sowie es seinem Oberhaupt gefällt; aber die Gewalt ist eben ein Uebel, gegen dessen Effect der Moslim in seiner stoischen Resignation und seinem Fatalismus ein Mittel besitzt, welches ihn Alles geduldig ertragen läßt. Aehnliche Zustände haben in manchen europäischen Ländern, z. B. in Frankreich, im vorigen Jahrhundert geherrscht, wo auch die Bauern, welche in jedem Reisenden einen Spion der Steuercommission witterten, niemals gute Lebensmittel zum Verkauf zu haben vorgaben, bekamen sie aber militärische Einquartirung, so wußte die Gewalt aus ihrer Küche und ihrem Keller genug zu erpressen, um den Stoff zu mancher leckeren Mahlzeit zu bieten. Wenn deßhalb mancher Europäer über afrikanische Zustände in zeitgemäß sein sollende Declamationen ausbricht, so bedenke er lieber, wie wenig lange es her ist, seit sein eignes Vaterland sich in einem ähnlichen Zustand befand.

Die Folge dieser traurigen Zustände ist nun freilich eine solche, welche sich mancher gewissenlose Tourist vielleicht recht gerne gefallen lassen würde, die nämlich, daß er überall Preis schinden, die armen Unterthanen des Bey's mißhandeln kann, und daß Alles, was er thut, durch das allmächtige Zauberwort des Amr-Bey gerechtfertigt ist. Aber ich muß gestehen, daß ich viel lieber auf die europäische Weise, das heißt auf meine eignen Kosten, gereist wäre, denn ich fand in der verhältnißmäßig geringen Ersparniß, welche das arabische System des Preisschindens mit sich bringt, durchaus keine Compensation für das moralisch Unerquickliche, welches ein solches System mit sich bringt. Dennoch war ich aber genöthigt, zu demselben meine Zuflucht zu nehmen, denn wie gesagt, eine andere Art des Reisens giebt es jetzt in Tunisien nicht. Zu diesem Zwecke also mußte ich mich mit einem Amr versehen. Denselben zu erlangen schien zwar eine große Kleinigkeit, denn ich brauchte nur mit dem freundlichen Con-

sul zum Bey zu gehen und nahm sogleich das Versprechen dieser Vergünstigung mit mir. Aber vom Versprechen bis zur Ausführung ist in diesem Lande ein weiter Schritt, den man nicht in einem Tage, oft nicht in Wochen und Monaten thun kann, denn es soll schon Leute gegeben haben, die ein ganzes Jahr auf einen versprochenen Amr zu warten hatten. Eine solche Verzögerung fand glücklicherweise in meinem Falle nicht Statt, auch war ich nicht einmal genöthigt, zu dem Mittel meine Zuflucht zu nehmen, welches ein Engländer, ein Bekannter von mir, gebrauchte. Derselbe hatte nämlich schon mehrere Monate umsonst auf den ihm hoch und theuer zugesagten Amr gewartet, jeden Tag zu der Behörde geschickt, um daran zu erinnern, aber jeden Tag dieselbe Antwort bekommen: „Morgen früh unfehlbar wirst Du Deinen Amr haben.“ Aber dieses Morgen stereotypirte sich eben und wurde niemals Heute, so daß der Engländer endlich die Geduld verlor, eines schönen Tags ohne Amr und ohne Escorte (denn letztere ist immer mit dem ersteren verbunden) in's Innere davonreiste, aber der Regierung einen Brief zurückließ, der allen Beamten die Haare zu Berge stehen machte. In demselben machte er den Bey und seine Minister für jedes Unglück verantwortlich, welches ihm auf seiner einsamen Reise zustoßen würde, drohte mit dem Zorn seiner Regierung, und diese Drohung bekam viel Nachdruck dadurch, daß der englische Consul selbst das schreckliche Schreiben überreichte. Man kann sich denken, daß dem Bey und seinen Ministern Hören und Sehen bei dem Gedanken verging, daß sie für das Leben eines Engländers verantwortlich sein sollten. Die Folge war, daß ihm der Amr und die Escorte schon nach seinem ersten Nachtquartier nachgeschickt wurden.

Aber, wie gesagt, mich ließ man nicht so lange, nur etwa fünf Wochen, warten, hatte aber die triftige Entschuldigung, daß Ramadhân und Bayram dazwischen fielen, Feste,

während denen ein guter Moslim unmöglich an's Schreiben eines Amr denken kann. Endlich, am Abend des 31. Januars, wurde mir die Nachricht, daß die Amrs geschrieben seien; nur fehlte ihnen noch eine Kleinigkeit, nämlich das Siegel des Bey, welches allein ihnen Gültigkeit verleihen konnte, oder vielmehr, es herrschten gegründete Zweifel, ob diese Kleinigkeit ihnen angefügt worden sei oder nicht. Der Bey hat nämlich nur 2 Tage in der Woche, an welchen er sein Siegel in Wirksamkeit setzt und an diesen Tagen auch nur einige wenige Stunden, in denen er dieser schwierigen Regentensorge obliegt. Da nun besagter Tag gerade ein Siegeltag gewesen, so waren die Amrs in das Schreibzimmer des Bey's zum Siegeln gebracht worden, aber nicht wieder herausgekommen und Niemand wußte, was dort aus ihnen geworden war. Diesen erfreulichen Zustand der Dinge nun kam man an besagtem Abend mir zu melden und ich brachte deßhalb die Nacht in einem Zustand peinlicher Ungewißheit zu, aus welcher ich jedoch am Morgen durch die Ankunft des consularischen Dragomans erlöst werden sollte, welcher mir anzeigte, daß Amrs und Escorte sich sogleich einfinden und meiner Reise folglich kein Hinderniß im Wege stehen würde.

Der Wagen, von dem unvermeidlichen Malteser, als Kutscher, begleitet, und mit dem auf diesen schlechten Wegen ebenso unvermeidlichen Viergespann versehen, stand schon vor der Thür, Alles gepackt und ich bereit, meinen Thronsitz oder Divansitz in demselben auf meinem Bett, das man nirgends wo anders hatte unterbringen können, als im Wagen selbst, einzunehmen, aber kein Hamba ließ sich sehen. Die so gewonnene Frist wurde jedoch durch einen kleinen Streit mit dem Malteser höchst unerquicklich ausgefüllt, welcher, wie ich jetzt erst bemerkte, einen ganz schadhaften, mehrfaches Zerbrechen drohenden Wagen gebracht hatte. Bis dieser umge-

tauscht, bis wieder sämmtliches Gepäck mitsammt meinem Thronbette umgeladen war, verstrich soviel Zeit, daß selbst der eine Hamba Muße bekam, sich unterdessen einzustellen. Ein Hamba statt dreier und noch dazu ein höchst unkriegerisches Individuum auf einem abgemagerten Pferde, das war freilich eine Enttäuschung für mich, da ich erwartet hatte, in Begleitung einer martialischen, von kühnen muthigen Rennern getragenen Schaar meine Reise anzutreten. Da aber dieser eine, wenn auch noch so kläglich sich darbietend, dennoch den Zweck erfüllte, die Amrs vorzeigen und so den Befehlen der Regierung in Bezug auf meine Bewirthung Nachdruck verleihen zu können, so beschloß ich, den beiden andern das Nachreiten zu überlassen und verließ Tunis gegen 9 Uhr am Morgen des 1. Februar 1869 durch das Bab ʿAlywa.

Der erste Theil des Weges führte mich immer noch der Bâḥira, dem Salzsee von Tunis, entlang. Zuerst begrüßten wir als eine willkommne Abwechslung in dieser öden Gegend den kleinen Marabut Sſayydy Fayt-Allah, wo einst der Heilige dieses Namens lebte und Wunder wirkte und zwar hauptsächlich in jenem Lieblingsfach moslimischer Heiligen, der Segnung des Schooßes der Unfruchtbaren und wo nun ein von ihm hierher verpflanzter Felsen dasselbe Wunder ausübt, indem die Frauen, welche sich auf dem Bauch an ihm heruntergleiten lassen, sicher sind, mit Leibesfrucht gesegnet zu werden. Einige sechs kräftige junge Männer, welche unter irgend einem religiösen Vorwand bei der Grabesmoschee des Heiligen angestellt sind, sollen durch ihre frommen Gebete auch viel zur Wirksamkeit des Wunders beitragen.

Nach Sſayydy Fayt-Allah öffnete sich vor uns eine weite Ebene, beherrscht von den charakteristischen Gipfeln des zweiköpfigen Dschebel bu Qornayn (den gemini scopuli des Virgil?) und von dem Dschebel Reſſâſſ, dem Bleiberge. Gegen

10 Uhr befanden wir uns in der Nähe von Rhâdiss (dem schon in einem früheren Abschnitt erwähnten Maxula Prates des Itinerars) bei dem nach diesem Ort benannten Fonduq Schuscha nta Rhâdiss, überschritten dann den Uëd Melyân auf einer schönen siebenbogigen Brücke und traten nun in eine auf einer Seite von abschüssigen Felsen begränzte Gegend ein. In einem dieser Felsen bemerkte ich eine tiefe und beinahe ganz regelmäßige Spaltung, deren eigenthümliches Aussehen bei diesem wunderliebenden Volke natürlich auch wieder den Grund zu einer Sage abgeben mußte und zwar zu einer Sage, welche nur eine Wiederholung derjenigen vom Rolandshieb in den Pyrenäen scheint, wenn anders die hiesige nicht die ältere und ursprüngliche und die Rolandssage nur die Wiederholung derselben ist. Wenigstens spielt das Ereigniß, dem diese Spalte ihre Entstehung verdankt, beinahe zwei Jahrhunderte vor Roland, den man doch gewöhnlich allgemein als zu Zeiten Carl's des Großen lebend annimmt. Die Persönlichkeit dagegen, um welche es sich hier handelt, lebte schon zu Zeiten des hochgelobten Propheten Moḥammed und war Niemand anders als dessen Schwiegersohn, ʿAlyy, den irgend ein unbegreifliches Ereigniß oder vielmehr irgend ein wunderbarer Anachronismus in diese Gegend brachte und dort einen verzweifelten Kampf mit den Bânu Mesab (den heutigen Mosabyten) bestehen ließ, aus dessen Gefahr er sich nicht anders retten konnte, als indem er den Berg spaltete und sich so dem sicheren Tode von Feindeshand entzog.

Gegen Mittag langten wir in dem freundlichen kleinen Badeort Ḥammâm el Anf an, in dem sich ein Dâr el Bey und in diesem ein Mineralbad befindet, dessen heilende Kraft zur Zeit zahlreiche Judenfamilien hergelockt hatte. Der Ort ist übrigens durchaus unbedeutend, das Dâr el Bey, obgleich noch im vorigen Jahre vom jetzigen Herrscher bewohnt, in einem traurigen Zustand der Verwahrlosung, aller Möbel be-

raubt, so daß ich nicht einmal ein Zimmer finden, noch mit Ruhe den Mittagsinbiß einnehmen konnte.

Ich habe schon früher über die Wahrscheinlichkeit gesprochen, daß wir in Rhâdiss das Maxula Prates des Itinerars, in Ḥammâm el Anf das andere Maxula, welches Ptolemäos *Μαξοῦλα παλαῖα* nennt, erblicken können. In den Concilsberichten ist dagegen nur von einem einzigen Maxula die Rede, ein Umstand, welcher uns auf die Vermuthung bringt, daß beide Maxulae, die ja nicht sehr weit von einander lagen, nur einen einzigen Bischof hatten. Numidius I., Bischof von Maxula, erschien auf drei karthagischen Concilen, 390, 411 und 416, auf dem zweiten zugleich mit seinem donatistischen Nebenbuhler und Gegenbischof Felix. Carcadius hieß der Bischof, welcher im J. 484 auf dem von Hunerich berufenen Concil erschien und von diesem Vandalenkönig nach Corsica in's Exil geschickt wurde. Ein anderer Numidius unterzeichnete die Concilsbeschlüsse von 525, die unter dem Vorsitz des Bonifacius gefaßt wurden. Auch im Martyrologium spielt Maxula eine Rolle. Morcelli hat nämlich bewiesen, daß die sogenannten Martyres Massylitani, deren Fest die katholische Kirche am 11. August begeht, eigentlich Maxulitani heißen sollten, wie sie auch in einigen Codices wirklich genannt werden (Morcelli Afr. Christ. I. 220).

Bis hierher hatte unsern Wagen nur ein einziger Hamba begleitet, oder war ihm vielmehr in großer Entfernung auf seinem lahmen Jammerpferde gefolgt. Zu ihm gesellte sich in Ḥammâm el Anf ein zweiter, ein junger, höchst unverschämter Mann, der mich gleich kameradschaftlich anredete und auch gewiß ganz respectlos behandelt haben würde, hätte ich ihn nicht bald zu einem ernsteren und würdigeren Benehmen gebracht. Diesen Leuten gegenüber muß der Reisende nämlich stets eine gewisse stolze Reserve beobachten, sie so viel als möglich fern von sich halten, nur das Allernothwendigste mit

ihnen reden und auch dieses am Besten durch den Dragoman, sonst ist er verloren und die Hamba's machen mit ihm was sie wollen. Der dritte Hamba, welcher erst am Abend zu uns stoßen sollte, war der Vater des zweiten, und der vernünftigste und verständigste der Bande, so daß ich nach einigen Tagen zu dem Entschluß kam, nur mit ihm zu verkehren und die beiden andern rohen Flegel gänzlich zu ignoriren. Wenn ich für alle drei das Wort „Hamba" gebrauche, so ist dieß eigentlich nicht vollkommen richtig, denn die zwei letzteren gehörten strenggenommen der Klasse der Spahi's (arabisch Ssbahiya) an, ihr Dienst war aber ganz derselbe, wie derjenige, welchem die Hamba's obzuliegen pflegen.

Die Fahrt von Ḥammâm el Anf nach Qrombâliya, unserm heutigen Nachtquartier, führte theils durch eine mit kleinen verkrüppelten Olivenbäumen bepflanzte Ebene, theils auch über eine öde Haide. Auf derselben gesellte sich zu uns ein kleiner schwarzbärtiger Mann, auf einem trefflichen grauen Maulthier reitend, und gab sich als den Wakyl oder Vicegouverneur von Qrombâliya zu erkennen, denselben, bei dem wir heute Abend gastliche Aufnahme par ordre de Mufti finden sollten. Wir erreichten den kleinen Ort nach einer höchst angenehmen Fahrt etwa 2 Stunden vor Sonnenuntergang.

Qrombâliya ist eine jener Ortschaften, welche vor dritthalb Jahrhunderten von den aus Spanien vertriebenen andalusischen Mauren gegründet wurden, die hierher den Schauplatz ihrer intelligenten Thätigkeit, ihrer Industrie und ihres Fleißes verlegt hatten. Noch im vorigen Jahrhundert erfreute es sich einer gewissen Blüthe, welche es dem andalusischen Gewerbfleiße verdankte, wie uns dieß Peyssonel schildert, der den Ort, welchen er la Colombaire nennt, im Jahre 1724 besuchte. Jetzt sind jedoch die Nachkommen jener alten Andalusier durch den Contact mit der faulen und geistigtodten arabischen Bevölkerung Tunisiens auf dieselbe tiefe Stufe

hinabgesunken, auf welcher letztere steht, und so bietet auch Orombâliya, die einst blühende andalusische Schöpfung, nur noch ein höchst trauriges Bild des Verfalls dar. Der kleine Ort hat nur zwei Straßen, deren Pflaster durch Mist und Pfützen ersetzt scheint und deren Häuser, zwar alle bloße Erdgeschoßbauten, sehr klein und ärmlich, dennoch in ihrer Anlage den spanischen Ursprung der Dorfbewohner verrathen. Sie haben alle den spanischen Patio, den innern Hof, um den sich Zimmer, Küche und Ställe herumgruppiren. Von jener architektonischen Kunstvollendung, welche den spanischen Mauren selbst noch in der Zeit des Verlusts ihrer Unabhängigkeit eigen war, legt jetzt nur noch ein einziges Gebäude in Orombâliya Zeugniß ab, das Dâr el Bey nämlich, von dem ich nach Augenschein urtheilen kann, da mir von dem Wakyl mein Nachtquartier daselbst angewiesen wurde. Dasselbe zeigt in seinem Hauptgebäude unverkennbare Spuren jener edlen Architektur. Gleich der Eingang bildet eine schöne Halle, deren Wände mit zierlichen Säulen und Nischen, deren Decken mit Noqsch Ḥadyd, den bekannten Stukkarabesken, reich geschmückt sind. Leider war dieß jedoch Alles in schrecklich verwahrlostem und namentlich in einem ominös schmutzigen Zustand; das Dâr el Bey ist nämlich zugleich die Oelmühle des Bey, und in jedem Zimmer, ja in jedem Raum des Hauses lagen jetzt, kurz nach der Olivenlese, Massen dieser Früchte umher, auf denen Groß und Klein herumtrat, und die Alles mit ominös aussehenden Flecken, die wie ebensoviel Mistpfützen erschienen, erfüllte. Von hier führen zwei Treppen in's obere Stockwerk; die eine, welche man mich hinaufgeleitete, zu einem keineswegs angenehmen Gemach, einem kellerartigen Gewölbe, welches sich durch Zufall in beträchtliche Höhe verloren hatte, die andere aber zu einem schönen maurischen Patio, in den man mir den Eingang verweigern wollte und zwar unter dem Vorwand, daß hier ein Ḥarym (Frauengemach) sei. Da

ich aber bald entdeckte, daß das ganze Harym aus einer einzigen alten Negerin bestand, so ging ich muthig vorwärts und fand ein sehr anmuthiges Zimmer neben dem Patio ganz mit demselben reichen Architekturschmuck überladen, wie die Halle. Leider war jedoch das von mir selbstbewohnte so wenig wünschenswerth, daß ich mit dem Wakyl remonstriren mußte, und dieser, wirklich beflissen, mir gefällig zu sein, es schleunigst gegen ein andres austauschte.

Diesem gefälligen Mann sollte jedoch noch an demselben Abend eine unangenehme Prüfung bevorstehen. Der Hamba und die zwei Sspahi's nämlich geriethen wegen des Unterkommens für ihre Pferde in einen Streit, der das ganze Dorf in Aufruhr versetzte. Sie hatten ihre Pferde in einen Stall geführt, der im Augenblick von einem Oberst aus Tunis benutzt wurde und dessen Diener wollte den Hamba's das Recht verweigern, ihre Thiere hier unterzustellen. Darüber große Entrüstung der Hamba's, welche, durch den Amr-Bey kühn gemacht, den Bedienten des Obersten sowie dessen hinzugekommenen Herrn tüchtig ausschimpften; dem Wakyl ging es nicht besser und ein heftiges Gezänk entstand, in welchem jedoch schließlich dem Amr-Bey und seinen Trägern, den Sspahi's der Sieg blieb. Diese tapfern Krieger verlangten und erzwangen sogar die gefängliche Einsperrung des Dieners des Obersten, und dieser würde vielleicht noch heute sitzen, hätte ich nicht schließlich mich in's Mittel gelegt und den armen Teufel befreit, der nur ein unschuldiges Werkzeug bei der ganzen Geschichte gewesen war. Die Kühnheit der Hamba's hatte übrigens dem Wakyl einen solchen Respekt eingeflößt, daß dieser nun gar nicht wußte, wie er das in seinem Bezirk vorgekommne Mißverständniß wieder gut machen könne, uns mit allen möglichen Aufmerksamkeiten überhäufte und einen Wortschwall von apologetischer Beredtsamkeit entwickelte, der freilich ganz unnöthig war, aber den Zweck haben sollte,

mich und die Hamba's zu versöhnen, was in meinem Falle überflüssig, in dem der Hamba's aber unmöglich war, denn diese kleinen Tyrannen sind von Natur unversöhnlich oder glauben es scheinen zu müssen, um den Arabern den nöthigen salutaris terror einzuflößen.

Die Mahlzeit, welche uns der Wakyl sandte, bestand in einem trefflichen Kusskussu mit Hammelfleisch und einem Pilau mit Hühnern. Gleichwohl schienen die Hamba's nicht zufrieden. Sie verlangten auch noch Kaffee und als sie diesen gleichfalls bekommen hatten, empfanden sie das Bedürfniß, zur heilsamen Einschüchterung der Autoritäten des Orts noch irgend etwas Andres zu verlangen und zwar verfielen sie auf einen Artikel, von dem sie sonst gewiß nie einen Gebrauch zu machen pflegten, das heißt auf Seife. Der Wakyl gab auch dießmal nach und jeder Reitersmann erhielt genug Seife, um sich und eine Familie von sechs Personen einen ganzen Monat lang zu waschen, worauf die Hamba's natürlich nicht reflectirten, sondern die erpreßte Seife im nächsten Dorf verkauften, um den folgenden Abend einen neuen, zu demselben Zweck bestimmten Proviant zu erpressen. Endlich war die Ruhe für den heutigen Abend hergestellt und wir konnten dem Schlummergott in die Arme sinken.

Kaum graute jedoch der Morgen des 2. Februar, so begann auch schon ein neuer Streit und zwar dießmal zwischen meinem Kutscher, dem Malteser, und natürlich wieder den Hamba's. Diese kühnen Reiter waren nämlich so entsetzlich schlecht beritten, ihre Pferde solch' niederträchtige Schindmähren, daß selbst das in allen Dörfern erpreßte reichliche Futter nicht im Stande war, ihnen so viel Kraft zu verleihen, um mit dem Wagen Schritt zu halten. Die Folge davon war, daß die Hamba's die Reise nach Ssussa in vier Etappen machen wollten, während der Wagen nur zwei nöthig hatte. Da der Malteser so zwei Tage ohne jeglichen Vortheil verlor,

so wehrte er sich natürlich mit Händen und Füßen dagegen, die Hamba's behaupteten ihrerseits ihr Recht und behielten es, wie in den meisten Fällen, so ebenfalls dießmal, schließlich wirklich, da ich selbst mich gezwungen sah, ihre Partei zu ergreifen und zwar aus dem einfachen Grund, weil ich sie nöthig hatte und weil es leichter ist, schnelle Pferde langsam, als abgelebte Schindmähren schnell gehen zu machen.

Nach Beendigung auch dieses Streites verließ ich, auf dem majestätischen Thronbette, das man im Wagen aufgeschlagen hatte, sanft ruhend, den Schauplatz dieser Zwistigkeiten, Qrombâliya, um ihn bald mit demjenigen von nicht geringerem Streit und Hader (denn auch in unserm heutigen Nachtquartier, Ḥammâmat, hatten die Götter der Zwietracht ihr Lager aufgeschlagen) auszutauschen. Auf dem Wege dahin hatte ich jedoch Frieden, auch ward mir der archäologische Genuß zu Theil, zwei höchst interessante Ruinenstädte, deren Identification erst der Neuzeit angehört, näher in Augenschein nehmen zu können.

Die erste derselben, Ḥanschyr Medden genannt, erreichten wir nach zweistündiger Fahrt von Qrombâliya aus, nachdem wir das von andalusischen Abkömmlingen bewohnte freundliche Dörfchen Ṭurky, in dem auch mein Wirth von Qrombâliya heimisch war, und seine reichen Olivenhaine, sowie den kleinen Oleanderfluß (arabisch Uëd ed Defla), dessen Bett von diesen herrlichen Sträuchern überwachsen ist, etwa eine Stunde vorher passirt hatten. Die Ruinen von Ḥanschyr Medden sind höchst interessant. Sie mögen eine Bodenfläche vom Umkreis eines Achtels unsrer Meilen ausfüllen. In diesem weiten Raum zeigen sich zahlreiche Trümmer zerstreut, deren Fundamente zuweilen unverkennbar zu traciren, in andern Fällen aber durch Hypothesen zu ergänzen sind. Auf letztere will ich mich hier jedoch gar nicht einlassen, sondern nur das unzweifelhaft Deutliche erwähnen und zwar mit einer gewissen

Ausführlichkeit, da außer von V. Guérin diese Ruinen noch von Niemand und von letzterem auch nur oberflächlich besprochen worden sind.

Das Erste, was meine Blicke anzog, war ein Thor, von dem noch zwei Fundamente seiner Pfosten vorhanden und so gestellt sind, daß jeder Zweifel über ihre Bestimmung verschwindet. In dessen Nähe traf ich auf ein großes Gebäude, von welchem noch Mauertheile bis zu beträchtlicher Höhe stehen. Zwei Zimmer zeigen sich beinahe unversehrt, im einen ist der Caement des Bodens sorgfältig geglättet, ähnlich wie der Boden von Piscinen oder Thermensälen, die nicht mit dem Luxus der Mosaiken geschmückt waren. Dasselbe trägt ganz das Ansehen, als habe dieser Raum, unter dem sich ein großes Gewölbe befindet, in dem vielleicht der Badeofen war, zum Zweck eines Badezimmers gedient. Etwas weiter nach Süden stieß ich auf ein andres Gewölbe, noch trefflich erhalten, dessen Bestimmung als Wasserbehälter durch die noch vorhandene thönerne Leitung deutlich erhellt. Südlich hievon gelangte ich zu einem runden, von einer Kuppel gedeckten Saal, von dem noch die eine Hälfte vollkommen erhalten, die andere nur in ihren Fundamenten zu traciren ist. Die äußere Gestalt dieser kleinen Baute war unten viereckig, oben rund. Ohne Zweifel haben wir es auch hier mit einem Badesaal zu thun und dürfte dieser Bau mit den beiden vorher erwähnten Ruinen zusammen ein Ganzes gebildet und den Thermen dieser einstigen Römerstadt angehört haben.

Hierauf stieg ich auf den, wie mir schien, nachweisbaren Fundamenten einer monumentalen Treppe zu einem kleinen Hügel hinauf, auf dessen Höhe ich eine flache Vertiefung von der Form der halbkreisförmigen Cavea eines römischen Theaters bemerkte. Ein Theil der halbkreisförmigen Mauer ist noch erhalten und so scheint mir keine Stelle geeigneter, um an ihr diejenige des Theaters dieser Römerstadt zu suchen, als

diese. V. Guérin, welcher zwar behauptet, in Hanschyr Medden umsonst nach der Spur eines Theaters gesucht zu haben, hat nämlich hier zwei Inschriften, nach denen ich meinerseits umsonst forschte, gefunden, aus deren einer wir den Namen dieser Römerstadt, und aus deren andern wir den Umstand erfahren, daß sie ein Theater besaß. V. Guérin hat nur das Amphitheater bemerkt, dessen Ruinen westlich von denen des Theaters liegen. Dasselbe ist in der That auch so frappant deutlich, daß es wohl nicht leicht Jemand entgehen möchte. Nicht nur hat das Erdreich die ovale Form und die halbeiförmige Vertiefung vollkommen beibehalten, sondern die Mauern stehen noch zum Theil auf beiden Längenseiten, auf der südlichen sogar zu beträchtlicher Höhe, und diese Mauern entsprechen durchaus der Form eines Amphitheaters. Auch von einigen Sitzreihen glaubte ich undeutliche Spuren zu erblicken. Ich maß die größere Axe der Ellipse als 60 meiner Schritte (zu $2^1/_2$ Fuß) also 150′ und die kleinere zu 40 Schritt oder 100′. Sowohl das Amphitheater, als das Theater sind aus ganz gewöhnlichem Material gebaut; umsonst suchte ich nach dem kleinsten Stück Marmor, und dieser Umstand deutet hinlänglich an, daß die hier gelegene Römerstadt, wenn sie sich auch zur Zeit der römischen Universalcultur einer gewissen Blüthe erfreute, doch keine reiche Stadt gewesen sein kann.

Im Südosten von diesen der öffentlichen Lustbarkeit geweihten Bauten entdeckte ich die deutlich nachweisbaren Fundamente einer Citadelle, in der möglicherweise ein kleiner Tempel lag, denn auf dem Boden fand ich ein Stück von einem einfachen, aber doch architektonisch geschmückten Karnieß eines Tympanum. Ein seltsames dreieckiges Gemach, das vielleicht eine kleine Kerkerzelle war, fiel mir hier besonders in die Augen. Auch bemerkte ich Pfosten von sehr niedrigen Thüren, deren Angelrinnen noch deutlich zu sehen waren.

Ueber den Namen dieser Römerstadt kann nicht der geringste Zweifel herrschen. Sowohl das Itinerarium Antonini Augusti, als die Peutinger'sche Tafel nennen uns an dieser Stelle ein Municipium, Namens Vina, ersteres unter der Bezeichnung Vina civitas, letztere als Vina vicus. Wenn gleichwohl noch einige Zweifel über diese Identität blieben, Zweifel, welche hauptsächlich in der Entfernungsangabe der Peutinger'schen Tafel von 15 Milliarien zwischen Vina vicus und Siagul, welches man in dem nur 8 Milliarien von hier entfernten Qaçr es Syt erkannte, ihre Begründung hatten, so sind dieselben durch die von V. Guérin hier gefundene, aus der Zeit des Gallienus stammende Inschrift gänzlich gehoben worden, auf welcher wir deutlich den Namen Municip. Aurel. Vina lesen. Denselben Namen fand Guérin noch auf einer andern, aus der Zeit des Constantin stammenden Inschriftstafel. Der Name Aurelia Vina deutet an, daß der Ort, der früher nur ein bloßer Vicus (wie ihn auch die Peutinger'sche Tafel nennt) gewesen sein mochte, vom Kaiser Marcus Aurelius vergrößert und verschönert und zum Rang eines Municipium erhoben wurde. Sonst wissen wir nichts von ihm, als daß er zur Zeit der Kirchenversammlungen in Karthago unter dem Namen Episcopatus Vinensis oder Binensis ein Bisthum war. Faustinus, Bischof von Bina oder Vina, wohnte 393 dem Concil der Maximianisten zu Cabarsussum bei. Im Jahre 411 war Bina nur durch den katholischen Bischof Victor vertreten. Im Jahre 525 erschien Cresconius als Bischof von Bina auf dem von Bonifacius präsidirten Concil. In dasselbe Dunkel gehüllt ist die Geschichte seines Untergangs. Man möchte denken, daß dieser schon in die Zeit der vandalischen Herrschaft fiel, denn von byzantinischen Bauten, wie man sie selbst in dem kleinsten Römerstädtchen findet, das die vandalische Periode überlebte, konnte ich hier auch nicht das Geringste entdecken, aber dem widerspricht der Um-

stand, daß ein Episcopus Binensis, Namens Fructuosus, noch im Jahre 646 die Beschlüsse des Provincialconcils der Proconsularis unterschrieb, welche dasselbe an den Patriarch Paullus von Constantinopel zur Verdammung des Monotheletismus abfertigte. Ebenso sah ich mich auf diesem Trümmerfeld umsonst nach Inschriften um, weniger glücklich hierin als Guérin, obgleich ich mir keine geringe Mühe gab, solche ausfindig zu machen. Aber die von dem französischen Reisenden gefundenen scheinen alle wieder von Erde bedeckt, oder möglicherweise verschleppt worden zu sein.

Etwa eine halbe Stunde nach diesen Ruinen erreichten wir einen andern kleinen Ḥanschyr (dieser Name ist einmal für alle Ruinenstädte in Tunisien üblich), dessen Name mir als Ḥanschyr Arbaʿyn bezeichnet wurde, in welchem ich aber denjenigen Ḥanschyr vermuthe, welchen Guérin Ḥanschyr el Changa nennt. Er liegt übrigens mitten zwischen der als „Arbaʿyn" bezeichneten Stelle, ein Name, welcher „die Vierzig" bedeutet und welcher von Einigen zu „Byr el Arbaʿyn" (Brunnen der Vierzig), von Andern zu „Qobur el Arbaʿyn" (Gräber der Vierzig) ergänzt, aber von Allen auf eine Vierzigzahl moslimischer Märtyrer gedeutet wird, welche hier zu Anfang der arabischen Eroberung durch Nachstellung der damals noch unbekehrten berberischen Völkerschaften den Zeugentod erlitten hätten, und zwischen der sogenannten Changa von Ḥammâmât. Das Wort Changa, dessen Ableitung vom arabischen Verbum خنق wörtlich eine andere Bedeutung haben würde, wird nämlich im tunisischen Dialect, vermöge einer figürlichen Ausdehnung des ursprünglichen Begriffes hauptsächlich auf einsame Waldschluchten, gefährliche, das heißt den Hinterhalt begünstigende Hohlwege, oder auch wohl auf öde Steppenpässe, in denen der seiner Beute auflauernde arabische Räuber gutes Spiel hat, ausgedehnt. Auch bei dieser Changa findet sich der beunruhigende Nebensinn, welcher dem

Worte im Volksmund beigelegt wird, zur Genüge gerechtfertigt und zwar durch den Umstand, daß zahlreiche ominöse Steinhaufen hier die Ermordungsstätten vieler unglücklicher Wanderer bezeichnen und das an ihnen verübte Verbrechen bezeugen. „Bezeugen", dieser Begriff findet sich auch in dem arabischen Worte „Moschâhid" (gewöhnlich Meschäh'd ausgesprochen) angedeutet (vom Verbum شَهِدَ, bezeugen, abgeleitet), mit welchem die spärliche Bevölkerung dieser und anderer ähnlichen öden Gegenden die Gedenksteine der Ermordeten bezeichnet. Wie strenge dergleichen Schreckensthaten von den frommen Mohammedanern beurtheilt zu werden pflegen, bewies mir der Umstand, daß keiner der mich begleitenden Moslims einen solchen Grabstein zur Seite liegen ließ, ohne auf ihn einen Verfluchungsstein zu schleudern und dabei die Worte „Yoqtal qâtil" (Tod dem Mörder) auszusprechen. Die „Moschâhid" waren deßhalb auch, ähnlich dem berühmten „Absalonsgrab" bei Jerusalem, von aufgeschleuderten Verfluchungssteinen dicht bedeckt und durch deren sich stets vermehrende Anzahl mitunter zu kleinen unregelmäßigen Pyramiden angewachsen.

Am Anfang dieser verhängnißvollen Changa nun befand sich der besagte kleine Ḥanschyr, welcher jedoch jetzt nichts andres aufwies, als eine einzige, große, sehr kunstvoll gebaute Cisterne mit einem römischen Brunnen als Oeffnung und verschiedenen deutlich nachweisbaren Leitungen von Regenwasser, welche das in dem trocknen, regen- und brunnenarmen Afrika doppelt köstliche Naß in den wohlgeschützten, massiv ummauerten Wasserbehälter herniederführten.

Nach der verhängnißvollen Changa, deren Schrecken übrigens heutzutage sagenhaft geworden sind, nahm uns ein anmuthiges Hügelland, mit sanftem sandigem Abfall nach Osten dem Meere zu, auf, von dessen ansehnlicheren Höhen uns ein

freier Blick auf die, heute von stürmischem Landwind weißblau aufgewirbelte Fluth des Golfes von Nâbel oder Ḥammâmât gewährt wurde. Auf einer kleinen Hochebene mitten in diesem Hügelland stießen wir auf einen andern Ḥanschyr, welchem der Volksmund die Bezeichnung „Qaçr es Syt" (Schloß des Oels) beigelegt hat. Die Ruinen, bei denen ich mich hier absetzen ließ, sind schon mehrfach, unter Anderm von Barth und V. Guérin beschrieben worden. Eine große Ausdehnung besitzen sie jetzt nicht mehr, doch steht die Vermuthung nahe, daß das beste Baumaterial von hier nach dem nahen Ḥammâmât verschleppt wurde, und dadurch erklärt sich vielleicht die geringe Ausdehnung der hiesigen Trümmer. Ein Glück können wir es vielleicht nennen, daß unter jenem verschleppten Baumaterial sich auch die zwei berühmten Inschriftssteine befanden, welche jetzt in den Mauern des alten Fonduq von Ḥammâmât den römischen Namen derjenigen Stadt, von welcher sie genommen wurden, deutlich verkündigen. In der That sollte ich noch an demselben Abend in den Thürpfosten des besagten Fonduqs die Namen „Civitas Siagitana" und „Civitas Siagitanorum" deutlich lesen. Es scheint in Bezug auf diese Inschriftstafeln ziemlich festgestellt, daß dieselben aus „Qaçr es Syt" stammen; schon dem Reisenden Desfontaines wurde im Jahre 1784 dieser Ursprung angegeben und seitdem hat Niemand einen Zweifel dagegen auszusprechen Begründung gehabt. Der Name der hier gelegenen Römerstadt wäre somit gefunden. Diejenige Form, unter welcher die Bewohner ihre Heimath benannten, scheint demnach Siagis gewesen zu sein, während uns von Ptolemäos (irrthümlich als am Meere gelegen) ein Siagul, und von der Peutinger'schen Tafel ein Siagu oder Siagus in dieser Gegend angegeben wird. Sonst ist jedoch von einer Stadt oder einem Städtchen dieses Namens bei keinem einzigen der alten Autoren die Rede. Nicht einmal ein Bisthum dieses Namens gab es und dieß deutet auf eine

sehr große Unbedeutendheit, denn welches Nest in Afrika, das sich nur einer selbst noch so geringen Bedeutung erfreute, wäre nicht im 4. oder 5. Jahrhundert ein Bisthum gewesen? Und doch können wir nicht annehmen, daß der beim heutigen „Oelschloß" gelegene Ort schon zur Zeit der vandalischen Herrschaft zerstört worden sei, um sich nicht wieder aus seinen Trümmern zu erheben, denn die Masse der in Qaçr es Syt erhaltenen Ruinen trägt unverkennbar den byzantinischen Stempel aufgedrückt. Es wäre indeß möglich, daß der in den Bisthumslisten vorkommende Episcopatus Sajensis hieher gehörte, dessen Städtenamen Morcelli als Saïn aufführt, der aber wohl von Saja abgeleitet ist, und in diesem könnten wir eine Verstümmelung von Siagis erblicken.

Weniger bedeutungsvoll wegen ihres verhältnißmäßig neueren Ursprungs zeichnen sich diese Ruinen nur durch ihre compacte Masse und ihre Wohlerhaltenheit aus. Die größte Baute ist die byzantinische (etwa 600 Fuß lange und 250 Fuß breite) Citadelle, ein großes Viereck, in dem einzelne gewölbte Gänge, Kammern, ja selbst Säle noch theils erhalten, theils deutlich nachweisbar sind. Die Structur gehört hier zum Theil derjenigen Gattung an, welche die Römer Diamicton nannten, theils auch der Caementicia structura incerta. Dagegen finden wir in einem ebenso wohlerhaltenen Seitengebäude, welches allem Anschein nach gleichfalls zur Citadelle gehörte, die Caeminticia structura antiqua durch große Steinblöcke mit einem außerordentlich festen Mörtel verbunden, vertreten, jedoch mit der Eigenthümlichkeit, welche offenbar auf spätere, d. h. byzantinische Baumeister deutet, daß in dem Mörtel, welcher die großen Steinblöcke verbindet, kleine flache Steinplatten miteingeschoben sind. Von solchen riesigen Mauern umgeben sah ich ein ganz kleines Gemach, möglicherweise ein Gefängniß, diesem zur Seite wieder die Caementicia structura incerta in einem nicht viel größeren Zimmer und an letzteres

stoßend einen sechseckigen Saal, in jeder von dessen Ecken eine schöngeformte Nische angebracht war, das Ganze von einer Kuppel überdacht.

Am Fuß der Citadelle, auf einem etwas niedrigeren Plateau, bemerkte ich die Ruinen eines Bades, dessen einer Saal noch in einem Halbgewölbe erhalten war. Die röhrenförmigen Leitungen des heißen Wassers rings um diesen Saal herum sind ebenso deutlich zu erkennen, wie die Eingänge dieser Leitungen von außen. Hiemit stand wahrscheinlich auch das etwas weiter unten gelegene Gebäude in Verbindung, von dem noch vier Zimmer, eines selbst mit einem Mosaikfußboden, erhalten sind. Diese ganze niedere Terrasse war offenbar eine künstliche und architektonisch geschaffene, wie die in ihrer vollen Länge noch vorhandene, etwa 3 Schuh hohe und 200 Fuß lange Mauer auf der einen Seite bezeugt.

An das obere Ende dieser Mauer gränzend, fand ich den von Guérin calquirten, höchst undeutliche Buchstaben enthaltenden Inschriftsstein, dessen Schriftzeichen theils mit Mörtel ausgefüllt sind und der übrigens durchaus keine Wichtigkeit besitzt. Ich vermochte nur das Wort „Omnibus“ auf ihm zu erkennen.

Mit den Resten dieser antiken Stadt scheint das moderne, wahrscheinlich dem Mittelalter seine erste Entstehung verdankende Städtchen Ḥammâmât zum großen Theil aufgebaut, obgleich es die meisten dieser geraubten Steine unter einer dichten Schicht von Mörtel und weißer Farbe versteckt. Dasselbe sollten wir am Nachmittag des 2. Februars erreichen und gleich bei unsrer Ankunft Gelegenheit haben, unsre mit Zank und Streit begonnene Reiselaufbahn mit Zank und Streit weiterzuführen. Denn gleich schon unser Absteigequartier erregte die allgemeine Unzufriedenheit, die der Hamba's natürlich zuerst; aber diese Kerle bethätigten dießmal mit Erfolg das Talent, auch mir ihren Mißmuth mitzutheilen. Statt daß

wir nämlich in der reinlichen, niedlichen, von festen Mauern, Thürmen und Zinnen umgebenen Stadt in dem luxuriösen „Dâr el Bey", welches sich daselbst befinden sollte, einlogirt wurden, fand man für gut, uns in einen Fonduq vor den Thoren zu verweisen. Die Hamba's wurden natürlich unwillig und auch ich fand diese Behandlung wenigstens solange himmelschreiend, bis ich erfuhr, daß das vermeintliche „Dâr el Bey" gar nicht vorhanden sei und daß Jedermann, selbst Ssayydy Maḥmud ʿAsays, der General und Gouverneur des Orts, der jedoch nur alle heilige Zeit herkommt, in dem besagten Fonduq, in dem es übrigens einige ganz bewohnbare Löcher gab, zu hausen pflege. Einen neuen Grund des Streites lieferte unser Mittagessen oder vielmehr das der Hamba's, denn ich selbst kann, wenn einmal die gewohnte Essenszeit verstrichen ist, nichts mehr genießen. Dieses Mittagessen, in aller Eile bereitet, und folglich ein Werk der Noth und Hast, bestand nämlich nur aus Eiern: Eier in Oel, Eier in Butter, Eier in Honig und Eier in Gottweißwas. Diese Eierseligkeit war den Hamba's zu viel. Sie wurden abermals unwillig und verlangten den Chalyfa zu sprechen, an den wir Alle zur Verpflegung verwiesen waren. Aber der Chalyfa schien nicht vorhanden zu sein. An seiner Stelle erschien ein langer Jüngling von etlichen neunzehn Jahren mit hennagefärbten Daumen und Zeigefingern und im Uebrigen recht künstlich betupften und beschnörkelten Händen und einem fürchterlichen Schafsgesicht, das beständig lächeln wollte, dem aber die Hamba's mit ihren Drohungen das Lächeln bald vergällten. Dieser Jüngling war der Sohn des wirklich oder vermeintlich abwesenden Würdenträgers und hatte das Departement der Küche, wenigstens für heute, unter sich. Wie gut er dieses verstand, bewies die Zubereitung der Eier „à toutes les sauces connues et à plusieurs autres." Ob die Drohungen, Schimpf- und Schmähreden, welche aus dem Mund der Hamba's

über das unbärtige Gesicht flossen, ihnen ein gutes Mittagessen verschafft haben, weiß ich nicht, aber auf das Nachtessen schienen sie von erheblichem Einfluß gewesen zu sein, denn dieses zeichnete sich durch einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit gewürzter und schrecklich gepfefferter Speisen aus, daß ich den ganzen Abend vor lauter Durst gar nicht zu mir selber kommen konnte.

Da man mir, der ich mich bei dem ganzen Streit durchaus passiv verhalten hatte, trotzdem einen großen Zorn gegen Chalyfa und Sohn zuschrieb, so wurde der sogenannte „englische Consul“ von Ḥammâmât zu mir geschickt, um mich durch allerlei süße Reden zu versöhnen. Ich sah plötzlich eine kleine fette Gestalt, einen etwa 22jährigen Burschen mit einem rothen Fes, einem grünen Burnus, sonst aber europäisch gekleidet, bei mir eintreten und sich als „Consularischer Agent“ aller europäischen Mächte im Allgemeinen und Englands im Besondern vorstellen. War dieser Mann Europäer, so sprach er für einen solchen gewiß ein entsetzliches Italienisch und noch schlechteres Französisch (von andern Sprachen gar nicht zu reden); war er aber, wie es mir versichert wurde, Araber, so schien er sehr aus der Art geschlagen, denn er aß Schweinefleisch, wozu ihm mein Schinkenvorrath Gelegenheit gab, und trank Wein nach Herzenslust. Da ich nicht viel mit ihm anzufangen wußte, denn mein vermeintlicher Zorn war bald besänftigt, so benutzte ich ihn, um mich von ihm noch einmal in Ḥammâmât herumführen zu lassen, ein Umgang, auf dem ich jedoch den Leser nicht einlade, mich zu begleiten, da ich ihm von diesem wenig interessanten Städtchen schon in einem früheren Capitel Hinlängliches mitgetheilt habe.

Am andern Morgen begann unser Tagewerk, wie es nicht fehlen konnte, mit einem neuen Streit mit dem Sohn des Chalyfa, welcher behauptete, im ganzen Ort keine Butter finden zu können, und dennoch hielten es die Hamba's für durchaus nothwendig, zu ihrem Morgenimbiß Butter zu haben.

Die Araber bedienen sich nämlich zum Kochen nur der flüssigen Butter, welche sie Ssemmen nennen, während die Tafelbutter, Sebda genannt, eine verhältnißmäßige Seltenheit ist. Auf diese hatten es aber die Hamba's in ihrer capriciösen Gemüthsart nun grade abgesehen, obgleich oder vielleicht eben weil ihnen dieser Luxus fast ganz ungewohnt war und sie ihre Stellung als Träger des Amr-Bey benutzen wollten, um sich außergewöhnliche Genüsse zu verschaffen. Schien ihr Bestehen auf diesem Wunsch schon wie ein unnützes Chicaniren der Bewohner von Ḥammâmât, so war es eine andere Forderung, mit welcher nun Sayd, der ältere Sspahy, hervortrat in einem solchen Grade, daß ich selbst darüber unmuthig wurde, obgleich ich den unschuldigen Vorwand dazu gegeben hatte und die Forderung in meinem Interesse gemacht wurde. Ich hatte nämlich am Tage vorher in Qaçr es Syt einen Inschriftsstein gesehen und, ohne etwas Ernstes dabei zu denken, gegen Sayd geäußert, wie schön es wäre, diesen Stein in Ḥammâmât zu haben, um die sehr undeutliche Schrift mit Muße studieren zu können. Sayd's Entgegnung, daß er sein Mögliches thun werde, um diesen Wunsch zu erfüllen, hatte ich gar nicht weiter beachtet, aber Sayd hatte ihn nicht vergessen und trat nun mit der Prätention auf, der Chalyfa solle mir den centnerschweren Stein zwei Stunden weit hierher schleppen lassen. Im ganzen Ort war freilich kein Karren vorhanden, und für ein Kameel war der Stein zu schwer oder unpackbar; aber das half dem Chalyfa wenig; Sayd bestand darauf, der Stein müsse herbeigeschafft werden und ließ sich selbst durch die flehentlichsten und demüthigsten Bitten der Autoritäten nicht besänftigen. Meine Dazwischenkunft war nöthig, um diesen Streit beizulegen, aber Sayd schien es mir offenbar übel zu nehmen, daß ich nicht auf seiner in meinem vermeintlichen Interesse gethanen Forderung bestand.

Zum Schluß baten mich die Autoritäten noch um ein

Certificat, daß ich gut bewirthet worden sei, und mein alter Diener Issmâyl bemerkte dabei trocken, dieß Certificat käme einer Steuerverschreibung gleich, ein Vergleich, welchen ich nicht allsobald verstand, den mir aber Issmâyl dahin erklärte, daß mein Zeugniß frei in's Arabische übersetzt und demselben eine Steuerliste angehängt werden sollte, wonach jeder Bürger von Ḥammâmât, um die Kosten meiner Bewirthung zu bestreiten, einen halben Piaster oder mehr bezahlen müsse. Auf diese Weise geht natürlich viel mehr ein, als ausgegeben worden ist, aber das sind eben die kleinen Beneficien des Chalyfa und darum lieben diese Würdenträger auch sehr, daß Fremde, die mit Amr-Bey versehen sind, bei ihnen einkehren. Mir blutete das Herz, auf diese Weise die willenlose Ursache der Erpressung zu bilden und gar nichts zur Linderung des Looses der armen Steuerpflichtigen thun zu können, denn jedes Geldgeschenk, welches ich hinterlassen hätte, wäre unfehlbar in die Tasche des Chalyfa gewandert.

Gegen 8 Uhr Morgens am 3. Februar verließen wir diesen Schauplatz der Zwistigkeiten. Der Weg führte immer dem Meere entlang, Anfangs in dessen unmittelbarer Nähe. Nach einer Stunde erblickte ich zwischen der Fahrstraße und dem Meere auf einer niedrigen Anhöhe einen Haufen antiker Ruinen, zu denen ich meine Schritte wandte. Zuerst fielen mir zwei Cisternen in die Augen, dann auf einem Hügel die Ruinen eines sehr festen Gebäudes, welches allem Anschein nach die Citadelle dieser Römerstadt war. In einiger Entfernung davon bemerkte ich das Fundament eines Amphitheaters, von eben derselben Größe, wie das in Bina (Ḥanschyr el Medden) beobachtete. Sonst ist Alles hier dem Boden gleich gemacht. Der Pflug ist über den größten Theil dieses Ruinenfeldes gegangen, welches die Araber „Ḥanschyr Ssuq el Abyâdh“ nennen und das höchst wahrscheinlich die Stelle des antiken Pudput oder Putput einnimmt. Wenigstens stimmen die

Entfernungsangaben des Itinerars von 12 Milliarien von Vina civitas und 30 von Horrea Coelia, sowie die der Peutinger'schen Tafel von 3 Milliarien von Siagu ausgezeichnet auf diese Localität. Guérin's Vermuthung, daß ihr ursprünglicher Name Puput oder Pupput gewesen sei, wie ihn die Bisthumslisten und auch einige Ausgaben der Peutinger'schen Tafel schreiben, scheint mir viel Einladendes zu haben. Sonst wissen wir nicht das Geringste über das antike Putput. Obgleich in der Nähe des Meeres gelegen, so scheint dieser Ort doch nie Seehandel betrieben zu haben, denn ich suchte umsonst nach Spuren eines Hafens, und die Rhede von Ḥammâmât bietet so wenig Sicherheit für Schiffe, daß zum Beispiel auch in letzterem modernen Städtchen, welches wir als die Nachfolgerin von Putput ansehen können, da es zum großen Theil mit dessen Steinen erbaut ist, kein Seehandel aufkommen konnte und auch fast kein Fischfang betrieben wird. In den Bisthumslisten erscheint der Ort in den meisten Codices als Episcopatus Pupitanus (seltner Puppitanus), dessen Bischofe Pannonius (411), Pastinatus (484) und Fortunatus (525) auf den Concilen zu Karthogo erschienen. Auch ein donatistischer Bischof, Victorianus, figurirt auf dem von Augustinus präsidirten Concil. Im Jahre 646 präsidirte sogar der Bischof Gulosus von Puput das Provincialconcil der Proconsularis zur Verdammung der monotheletischen Irrthümer, da der erzbischöfliche Stuhl zu Karthago grade erledigt war. Aus diesem Umstand müssen wir jedoch nicht auf eine etwaige Wichtigkeit von Puput oder Pupput schließen, da das Präsidium seinem Bischof nur als senior provinciae zufiel.

Von Ssuq el Abyâdh hatten wir noch eine halbe Stunde nach einem einsam gelegenen modernen Fonduq „Biyr el Buyta" genannt, in welchem gewöhnlich die Reisenden auf dem Weg von Tunis nach Ssussa abzusteigen pflegen, das heißt diejenigen, welche ohne Amr-Bey reisen, was jedoch nur auf

dieser kurzen Strecke möglich ist. Der Fonduq ist nämlich von der Regierung verpachtet worden und zwar an einen Juden, der unter fremdem Schutz steht, von dem also kein Hamba etwas erpressen kann. Im Gegentheil ist er es, welcher von den Reisenden Geld erpreßt und zwar auf die unverschämteste Weise. Wenn man für ein schlechtes Nachtlager und ein gebratenes Huhn dreißig Franken bezahlen muß, wie es einem meiner Bekannten hier in „Byr el Buyta" ging, so muß man sich wirklich sagen, daß dieses Land noch nicht auf dem Standpunkt des civilisirten Gasthoflebens angekommen und daß derjenige des Amr-Bey bis jetzt noch der einzige scheint, dessen man es für fähig halten kann.

Ein halbe Stunde von hier passirten wir jenes berühmte antike Grabdenkmal, von den Arabern jetzt „Qaçr el Menâra" (Leuchtthurm) zubenannt, von dem Shaw, Desfontaines und fast alle Reisende eine ausführliche Beschreibung geben. Jetzt befindet sich diese, mit dem Grabmal der Caecilia Metella bei Rom verglichene Baute, welche, wenn sie auch diesen Vergleich nicht verdient, doch einst ein stattliches Werk gewesen sein muß, in einem traurigen Zustand der Zerstörung. Der Vandalismus der Araber hat die Façade auf der einen Seite ihrer ganzen Einfassung beraubt, so daß nun die runde Form des Gebäudes verloren gegangen ist. Die drei Altäre, welche Shaw hier sah und deren Inschriften er mittheilt, sind auch schon längst verschwunden. Das Grabmal trägt gleichwohl die Spur einer gewissen Großartigkeit und scheint die Familiengruft einer der angesehensten Familien gewesen zu sein. Wahrscheinlich lag es nicht allein, sondern gehörte zu einer Gruppe ähnlicher Bauten, welche jetzt zwar nicht mehr aufrecht stehen, deren Fundamente aber theilweise deutlich nachweisbar sind.

Nun kamen wir in eine völlig einsame Gegend, eine öde Steppe, auf der nur das borstige Halfa üppig zu gedeihen und jede andere Pflanze zu verkommen schien. Dennoch fehlte

es dieser Steppe nicht an Wasser. Wir überschritten zuerst um halb elf Uhr den kleinen Fluß Uëd el Qenatyr auf einer modernen arabischen Brücke, der zur Seite die ansehnlichen Trümmer einer antiken, von welcher noch neun Bogen nachweisbar sind, meine Aufmerksamkeit erregten, eine halbe Stunde später den wasserarmen Uëd el Choscha (bei Guérin fälschlich Coucha genannt) auf einer zweiten und bald darauf den Uëd eç Çallum auf einer dritten Brücke. In der Nähe des letzteren Flüßchens liegt der Ḥanschyr gleichen Namens, ein unordentlicher Trümmerhaufen, oder richtiger vielleicht ein Scherbenberg, in dessen Schutt auch nicht einmal mehr das Fundament eines Gebäudes zu traciren ist. Von all' den vielen Schutthaufen, die ich in Afrika gesehen hatte, war dieser vielleicht der am gründlichsten verkehrte und umwühlte. Uebrigens kann die antike Ortschaft, welche hier lag, nicht bedeutend gewesen sein. Ueber ihren Namen fehlen uns alle Indicien, wenn wir nicht vielleicht hier das Lammania der Peutinger'schen Tafel suchen müssen, welches diese als 10 Milliarien von Putput auf dem Wege nach Hadrumetum angiebt.

Darauf passirten wir noch zwei kleine Flüsse, den Uëd el Bahela und Uëd ess Sserâwal (den Pappelfluß) und fuhren dann auf einer sich von Norden nach Süden hinstreckenden Landzunge hin, auf der wir auf der einen Seite das Meer, auf der andern einen jener seichten, im Sommer eintrocknenden, jetzt aber, im Winter, ziemlich wasserreichen Salzseen hatten, mit denen Nordafrika so gesegnet ist. Mitten in dieser traurigen Gegend trafen wir ein kleines Fort, el Aça genannt, welches von einem Yussbâschy und acht tapferen Kriegern bemannt ward. Der Yussbâschy war zur Zeit ein alter Türke von höchst eigenthümlichen Manieren, von dem mir manche seltsamen Anecdoten erzählt wurden, die ich jedoch bedaure nicht mittheilen zu können, da sie etwas an's Unmoralische streifen. Wir fanden ihn in großer Consternation, da ihm

vor Kurzem ein schöner Knabe, den er in Ssussa aufgegabelt hatte, nicht nur durchgegangen war, sondern auch sein bestes Maulthier mitgenommen und wer weiß wie viel andere Dinge noch gestohlen hatte. Die Hamba's gingen sehr wenig respectvoll mit dem Jusbâschy um, nannten ihn Tafâr (ein sehr häßliches Wort) und behaupteten, es sei ihm Recht geschehen.

Von el Açа (ein Wort, das übrigens nur Wachtthurm bedeutet) hatten wir noch eine anderthalbstündige Fahrt bis nach Ḥerqla, welches wir noch grade zeitig genug erreichten, um dessen antike Reste in Augenschein nehmen zu können, ehe uns die Nacht überraschte. Von wichtigen antiken Ruinen ist zwar hier nicht die Rede, aber beinahe auf jedem Schritt und Tritt begegnet man in Ḥerqla Spuren des Alterthums, welche andeuten, daß der Ort einst eine gewisse Bedeutung gehabt haben muß. Am Vollständigsten hat sich ein Gebäude erhalten, welches die Araber noch jetzt el Bordsch (die Festung) nennen und das allem Anschein nach die byzantinische Citadelle war. Hier sah ich ein noch wohlconservirtes Thor, verschiedene kleinere und größere Säle und eine unter dem Gebäude befindliche geräumige Cisterne. In der Nähe des Bordsch wurde ich auf ein schönes römisches Säulencapitäl aufmerksam gemacht, welches in der Mauer eines modernen Hauses als Baustein benutzt war. Es gehörte der spätrömischen Kunstepoche an, derjenigen, in welcher man von den klassischen fünf Säulenordnungen abgewichen war und es liebte, Figuren von Menschen, Thieren, Pflanzen u. s. w. auf den Capitälern darzustellen. So trug das hier gefundene ein recht anmuthiges Hautrelief, welches einige Tauben, auf einem Fruchtkörbchen sitzend, darstellte. Außerdem sah ich in dem modernen Ḥerqla noch vielfach antike Reste zu modernen Zwecken verwandt, aber weder eine Inschrift, noch sonst etwas von Bedeutung. Die antike Stadt muß jedoch ungleich größer gewesen sein, als die moderne, denn in vielen Gärten

der Umgegend findet man die Fundamente römischer Häuser, und ich selbst sah, nördlich von dem heutigen Städtchen am Meere gelegen, eine ganze Straße, deren Häuser noch zum großen Theil in ihren Fundamenten zu traciren sind, zum Theil aber noch bedeutendere Reste aufweisen. So entdeckte ich einige sechs noch recht gut erhaltene Gewölbe, offenbar Cisternen und zwar Hauscisternen, über denen sich die Häuser der Strandbewohner erhoben, denn über den meisten waren noch die unteren Mauern der ersten Stockwerke erhalten, an einem bemerkte ich sogar einen Mosaikfußboden, welcher wahrscheinlich dem Atrium angehörte. Diese mit Cisternen versehenen, in paralleler Reihe mit der sehr nahen Meeresküste sich hinziehenden Häuser scheinen etwas erhöht gelegen zu haben; das Terrain ist zwar jetzt rings um sie herum ausgefüllt, aber doch nicht auf der dem Strande zugekehrten Seite. Auf dieser Seite nun stieß an die Häuserreihe eine Reihe kleiner niedriger Läden oder Waarenmagazine, von denen noch bei vieren die Fundamente conservirt sind, und zwar von der Form eines sehr langgedehnten Parallelograms, dessen eine Breitenseite dem Strand zugekehrt war. Diese eigenthümliche Form brachte mich auf die Vermuthung, daß diese Räume zum Unterstellen der Schiffe dienten, aber der Strand bietet so viele Rauhigkeiten, spitze Felsstücke und ungeebnete Steinplatten dar, daß ich mir gar nicht denken kann, daß man Schiffe über dieses unvortheilhafte Terrain an's Land zog. Ich muß deßhalb annehmen, daß hier an dieser Seestraße eines der belebtesten Handelsviertel des Römerstädtchens befindlich war, das, was man jetzt einen „Basar“ nennen würde, daß die Buden der Händler dem Strande zugekehrt und ihre Häuser mit den noch vorhandenen Cisternen u. s. w., dahinter gelegen waren. Einen Hafen scheint diese Stadt ebensowenig besessen zu haben, wie Putput und ebensowenig wie ihn das heutige Ḥerqla aufweisen kann.

Dieses liegt ganz auf einem felsigen Vorgebirge, welches mit abschüssigen Kalksteinwänden dem Meere zugewendet ist. Seine Häuser sind für ein modernes arabisches Städtchen außerordentlich solid und massiv, durchaus von ziemlich großen Steinen, woran hier Ueberfluß herrscht, gebaut, bieten übrigens im Innern ein höchst klägliches und verwahrlostes Ansehen dar. Es sind bloße Erdgeschoßbauten, aus vereinzelten länglichen Kammern bestehend, welche nur durch den, den gemeinschaftlichen Eingang bietenden, inneren Hof und die weite Umfassungsmauer Zusammenhang erhalten. Diese Häuser zeigen vielfache Aehnlichkeit mit denjenigen der sardinischen Bauern, namentlich des Südens der Insel. Wie in jenen Dörfern, so nehmen auch diese Bauernhöfe mit all ihren Anhängseln einen unverhältnißmäßig großen Flächenraum ein, so daß man versucht erscheint, dem Orte eine viel größere Bevölkerungszahl zuzuschreiben, als er wirklich besitzt. Das heutige Ḥerqla, welches in den zwei letzten Jahren der Hungersnoth und des mörderischen Typhus einen großen Theil seiner Bewohner eingebüßt hat, besitzt jetzt nicht einmal mehr die 600—700 Einwohner, welche Guérin ihm im Jahre 1860 zuschrieb. Ich würde seine Seelenzahl jetzt auf nicht mehr als 400 schätzen.

Den einzigen Nahrungszweig dieser Bevölkerung bildet die Oelproduction. An Oliven besitzt die Gegend in der That Ueberfluß. Auch scheint dieser Zweig der Oekonomie nicht vernachlässigt zu werden. In vielen Häusern konnte ich Oelmühlen und in diesen megärenhafte alte Weiber mit der oberflächlichen ersten Reinigung des Oels beschäftigt sehen. Ein andrer Zweig der Oekonomie, welcher im Alterthum den Hauptreichthum von Byzacium bildete, nämlich die Kornproduction, liegt jedoch jetzt ganz danieder, und dennoch war derselbe zur Römerzeit gerade hier zu einer besonderen Entwicklung gelangt, wie uns der antike Name von Ḥerqla, welcher ohne Zweifel Horrea Coelia war, andeutet, denn

Horrea bedeutet Fruchtspeicher und in der That sehen wir auf der Peutinger'schen Tafel den Ort nicht nur schlechtweg als ad Horrea bezeichnet, sondern auch noch jenes große speicherartige Gebäude daneben abgebildet, welches die Tafel bei allen Kornmagazinen traditionell darstellt.

Obgleich noch keine Inschrift die Identität von Herqla mit Horrea Caelia bestätigt hat, so lassen doch die Entfernungsangaben des Itinerars darüber nicht den geringsten Zweifel aufkommen, wie denn auch der moderne Name nur eine Zusammenziehung des antiken scheint. Das Itinerarium Antonini Augusti giebt Hadrumetum (das heutige Ssussa) 18, und Putput 30 Milliarien von Horrea Coelia entfernt an, was bis auf ein Milliarium genau zutrifft. Auch die Angaben der Peutinger'schen Tafel dürften vielleicht zutreffend gefunden werden. Außer in diesen beiden Quellen finden wir den Ort nur noch in den Bisthumslisten und zwar als Episcopatus Horreae Caeliensis erwähnt. Die Namen von drei Bischöfen sind uns überliefert worden. Tenax erschien 255 auf dem von Cyprianus präsidirten Concil zu Karthago. Auf das unter Augustinus' Vorsitz versammelte Concil von 411 sandte Horrea Caelia nur einen donatistischen Bischof, Januarius. Dagegen scheint es schon im Jahre 418 wieder einen katholischen Bischof, Hilarinus, gehabt zu haben, welcher auf dem von Aurelius präsidirten Concil zu Karthago figurirt. Zu Hunerichs Zeit war das Bisthum erledigt.

In diesem antiken Fruchtspeicher wurde mir ein Nachtlager von sehr zweifelhaftem Werthe und eine Abendmahlzeit zu Theil, in deren Hauptgericht sich der traurige Verfall der Kornproduction des einst so fruchtreichen Byzaciums augenfällig bekundete. Dieses Hauptgericht bildete ein Kusskussu, welches hier nicht, wie ich es gewohnt war, aus reinem Griesmehl allein, sondern außerdem noch aus dem Mehlabfall des Weizens, ja sogar mit eingemischter Gerste, bestand.

Von Natur genügsam und niemals Feinschmecker, ließ ich diesen Mangel des Kusskussu geduldig über mich ergehen, und der Chalyfa, unser Wirth par ordre de mufti, würde somit einen sehr ruhigen Abend genossen haben, wären nicht die Hambas gewesen. Diese Biedermänner konnten aber das Gerstenmehl im Kusskussu durchaus nicht verdauen, außerdem behaupteten sie, daß ihre Pferde nicht genug Futter bekommen hätten und wurden fürchterlich unwillig, woraus ein allgemeiner Streit mit heftigem Gezänk entstand, bis zuletzt dem Chalyfa, dem die Hambas übel mitspielten, die Geduld ausging und er auf den Gedanken verfiel, unsern Amr-Bey mit Hülfe eines Advokaten, den er herbeirief, zu untersuchen. Aber zu seinem Unglück mußten die Schohod Odul (es waren sogar **zwei** Advocaten) gestehen, daß der Amr-Bey vollständig in Ordnung sei, so daß die Hambas die Oberhand behielten und nun nach Herzenslust Alles tyrannisirten, was nur in ihre Nähe kam. Zum Glück war ich jedoch nicht persönlicher Zeuge dieser neuen Zänkerei, sondern in einem kleinen Oelmagazin schlafgerecht eingerichtet, wo ich den Abend verbrachte, versüßt durch die Unterhaltung einiger Bewohner von Herqla, die sich für sehr civilisirt hielten und folglich die Nähe des Europäers aufsuchten. Unter diesen befanden sich auch die zwei einzigen Israeliten von Herqla, zwei sehr intelligente Burschen, von denen der eine italienisch sprach und sogar eine Ahnung von dem Werthe der Alterthümer besaß.

Der Morgen des 4. Februar begann, wie es nicht fehlen konnte, mit einer neuen Zänkerei der streitenden Parteien, d. h. der Hambas und der Autoritäten von Herqla. Die vornehmste dieser Autoritäten, welche, wie ich jetzt erst erfuhr, nicht der Chalyfa (dieser saß vielmehr grade wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder im Gefängniß zu Ssussa), sondern der Schaych el beled (Bürgermeister) war, schien indessen durch die Folgen des gestrigen Streites, in welchem die Ham-

das die Oberhand behalten hatten, so eingeschüchtert, daß er den neuen Forderungen dieser kleinen Tyrannen keinen energischen Widerstand mehr entgegenzusetzen wagte, und sich, nach einer letzten, jedoch gänzlich erfolglosen Erschöpfung seiner Lungen, schließlich zum Schweigen, und, wie es die Sieger verlangten, zum — Zahlen entschloß. Die Hambas fanden nämlich für angezeigt, dem Schaych als Strafe für die gestrige mangelhafte Bewirthung eine Geldbuße aufzuerlegen. Der mißhandelte Würdenträger wandte sich, als eine letzte Hoffnung in der Noth, zwar hülfeflehend an mich, aber ich war leider unfähig ihm zu helfen, denn, wie mir mein Dragoman, der sonst keineswegs im Interesse der Hambas zu sprechen pflegte, versicherte, besaßen diese Leute nach dem hier üblichen Einquartierungssystem sogar ein gewisses Recht, Geldstrafen aufzuerlegen. Dieß pflege niemals anders gehalten zu werden, ja die Hambas seien auf die Geldstrafen, oder, wenn sie keine Gelegenheit zum Strafen fänden, auf Geldgeschenke angewiesen, deren Löwentheil natürlich ihrem Oberst in Tunis zufalle. Kämen sie nun mit leeren Händen von der Reise zurück, so drohe ihnen von Seite des Obersten schleunige Dienstentlassung. Außerdem kaufen auch noch die Leute ihre Stellen und zahlen sogar besonders für jeden lucrativen Auftrag, sind also gewissermaßen darauf angewiesen, sich durch Erpressung schadlos zu halten. Dieses soll ihnen jedoch nicht immer gelingen, denn in häufigen Fällen, wenn sie selbst mit vollem Beutel nach Tunis zurückkehren, werden sie von ihrem Obern so gründlich ausgeplündert, daß sie nicht nur das Errungene verlieren, sondern noch von ihren eignen Mitteln, wenn sie welche haben, zusetzen müssen.

Die einzige Industrie, welche gegenwärtig noch in Herqla blüht, besteht in der Verfertigung recht hübscher, mit bunten Dessins geschmückter Matten aus dem Stroh des Halfa (Marochlea oder Stipa tenacissima), an welchem die benach-

barten Steppen Ueberfluß bieten. Eine höchst praktische Eigenthümlichkeit dieser Fabrikate besteht darin, daß man auf ihrer Rückseite, welche bestimmt ist, dem Fußboden zugekehrt zu werden, alle Borsten des Halfa in fußlanger Ausdehnung hinausragen läßt, so daß auf jeder nur einigermaßen großen Matte einige Tausend solcher Fäden herausstehen, deren Gesammtheit ein weiches Unterlager, wie Moos oder frisches Heu bildet; auf diese Weise leistet der untere Theil dieser Matten dieselben Dienste, wie die Lage weichen Strohes, welche man in manchen europäischen Ländern, z. B. in Italien, unter den Teppichen auszustreuen pflegt, während der obere Theil der Matte den Teppich selbst ersetzt. Mein Diener, welcher in dem dürftigen Herqla nicht einmal eine Matratze zum Schlafen bekommen konnte, schien ganz befriedigenden Ersatz in einer solchen dort verfertigten Halfamatte zu finden und behauptete, daß es sich auf derselben wie auf dem besten Bett ruhen lasse.

Mit einem Gefühl großer Niedergeschlagenheit, in Folge der juristischen sowohl als factischen Unmöglichkeit, den armen Dorfbewohnern die Erpressung zu ersparen (denn aus ihren Taschen sollte schließlich doch Alles kommen), verließ ich kurz vor 8 Uhr Morgens diesen unerquicklichen Aufenthalt, um meine Reise in südlicher Richtung fortzusetzen und zwar für heute nur bis Ssussa, der Olivenstadt Tunisiens. Nachdem wir die von riesigen Opuntiastauden malerisch umrahmten Olivenpflanzungen von Herqla hinter uns gelassen hatten, nahm uns eine an den Golf angränzende tiefgelegene Ebene, eine öde Steppengegend auf, in deren vom eindringenden Meerwasser salzgetränkten Fluren nicht einmal ein ansehnliches Gesträuch, sondern nur niedere spärliche und niedliche Staticeen, Salsolaceen und Fruticeen, namentlich die Salsola, Soda, Trogus und Kali wucherten. Bald befanden wir uns wieder auf einer Landzunge zwischen dem Meere und dem ziemlich wasserreichen Salzsee, el Dscheryba genannt. Hier fuhren wir

auf einer auf einem Steindamm erhöhten Chaussee einher, welche durch Mauern vor dem Eindringen der Gewässer von beiden Seiten geschützt wird. Zu dieser erst in neuester Zeit gebauten Straße hat man leider das Material aus der noch vor wenigen Jahren vollständigen byzantinischen Citadelle von Ḥerqla genommen, welche seitdem zur Ruine geworden ist.

Noch etwa eine Stunde, nachdem wir schon die Ufer des Salzsees, Dscheryba, verlassen hatten, begleitete uns dieselbe salzgetränkte öde Steppenlandschaft, die jedoch nicht überall gleich unfruchtbar zu sein schien, wie sie aussah, denn an mehreren Stellen konnte ich Spuren von aufgesproßten Gerstensaaten unterscheiden. Allmälig schien auch der Salzgehalt des Bodens abzunehmen, die Salsolaceen wurden seltner, und niedrige Gebüsche von Arbutus und Lentiscus begannen sich zu zeigen.

Kurz nach 9 Uhr tauchten vor unsern Blicken die Olivenpflanzungen des Ssâḥil von Ssussa auf, denen wir uns nun eiligst zuwandten. Dreiviertel Stunden später hatten wir sie erreicht und fuhren nun in einem von riesigen Cactushecken umragten Hohlweg dahin, welcher uns die Aussicht auf die Olivenhaine, die sie umrahmten, fast versperrte. Gegen halb elf Uhr passirten wir auf einer Furt den seichten, aber jetzt zur Winterszeit verhältnißmäßig breiten Uëd el Ḥammâm, das namhafteste Flüßchen dieser Gegend. Bald nachher begann das Terrain einen andern Charakter anzunehmen. Statt des bisherigen sanften, sandigen Erdreichs hatten wir nun Stein und zwar eine Aneinanderreihung kahler, beinahe völlig flacher Felsplatten, auf welchen sich unser Weg hinzog und die auch die nächste Umgebung charakterisirten. Gleichwohl verhinderten sie nicht die üppige Entfaltung der Olivenpflanzungen in einiger Entfernung von unserm Felswege. Erst kurz vor Ssussa hörte diese reiche Vegetation auf, da letztere Stadt von einem Gürtel baumloser Flächen umgeben ist. Aus dieser kahlen

Umzirkelung, welche mich unwillkürlich an die Glacis, die in der Donaustadt Wien Stadt und Vorstädte trennen, erinnerte, tauchte nun die freundliche, mauerumgebene, zinnengekrönte Stadt auf, deren Anblick mir die erfreuliche Erinnerung an meinen früheren Aufenthalt in's Gedächtniß rief. Ssussa trägt vielleicht mehr als irgend eine Stadt Afrika's ein civilisirtes Aussehen; Mauern, Stadtthore, Befestigungswerke, Alles ist in schönster Ordnung, funkelt von frischem grellweißem Anstrich und sieht wie nagelneu aus. Seit meinem letzten Aufenthalt waren einige neue recht stattliche Häuser entstanden, leider jedoch zum Theil in Europa's prosaischem kasernenartigem Styl; der Basar und die Handelsbaulichkeiten am Meere schienen gleichfalls eine Vermehrung und Vergrößerung erfahren zu haben; auf der Rhede (denn einen Hafen besitzt Ssussa immer noch nicht) lag zur Zeit eine ungewöhnliche Anzahl Schiffe; kurz das Ganze bot das Bild eines inmitten des moslimischen Stillstands oder vielmehr Rückschritts in der Civilisation ausnahmsweise sich auf einer gewissen culturhistorischen Höhe haltenden Bevölkerungsmittelpunktes.

Durch das Bâb el Baḥr, durch welches ich das erstemal meinen Einzug gehalten hatte, betraten wir dießmal die Stadt nicht, sondern fuhren an der Strandebene entlang, wo zwischen der schönen zinnengekrönten Stadtmauer und dem Meere eine reinliche sandige Straße liegt. Von dieser gelangten wir durch das Bâb el Dschadyd (das neue Thor) in die innere Stadt, und langten auf einem freien Platz an, auf dem neben dem Hause des französischen Telegraphs ein Gebäude im ächt orientalischen Style lag, welches mir als „Sserâya" (Schloß) oder „Dâr el Bey" (Regierungshaus) bezeichnet wurde und in dem ich mich der Hoffnung hingab, mein Quartier aufschlagen zu können. Aber zur Enttäuschung meines Kutschers war es ein andres Dâr el Bey, im oberen

Theile der Stadt gelegen, wo man uns das Nachtlager bereitet hatte und um dorthin zu gelangen, mußten wir nochmals aus der Stadt hinaus und ihre Mauern im Umkreis einer halben Stunde umfahren, bis wir zum Bâb el Rharby unsern Einzug hielten und beim Dâr edh Dhoryba (dem Gerichtshause) anlangten. Der ominöse Name „Dâr edh Dhoryba" (vulgo Dhryba), welcher wörtlich übersetzt „Haus der Prügel" bedeutet und seine Anwendung hauptsächlich auf Polizeigefängnisse findet, flößte mir erst einige Bedenken wegen meines dortigen Unterkommens ein, rechtfertigte sie jedoch nicht, denn, wenn auch das Aeußere dieses „Prügelhauses" keineswegs einen freundlichen Anblick darbot, so zeigte sich doch das Innere durchaus nicht dem schrecklichen Namen entsprechend. Diesen Namen verdient es zwar, denn hier findet die Gerichtssitzung des Qâhiya und Chalyfa statt, wobei die hiesige summarische Justiz natürlich mannichfach augenblickliche Austheilung von Prügeln mit sich bringt, aber die Opfer dieser Prügelstrafen werden nicht in diesem, sondern in einem davon getrennten Gebäude ihrer Heilung und Meditation überlassen. Im Polizeihause selbst befand sich zur Zeit Niemand wohnhaft, außer einem dicken Jungen, einem Neffen des Qâhiya, der sich gleich von Anfang an dienstfertig und liebenswürdig zeigte, seinen eben in Tunis abwesenden Onkel entschuldigte und mir ein recht freundliches, von hochgelegener Warte Stadt und Meer überschauendes, wohlmöblirtes Quartier anwies, dasselbe, welches Barth im J. 1846, seiner Beschreibung nach, bewohnt haben muß. In diesen etwas sehr luftigen Gemächern herrschte freilich eine der Jahreszeit und diesen nur auf die Hitze berechneten Räumen entsprechende Kälte. Aber ein wärmendes Frühstück war mir versprochen worden und ließ auch wirklich nicht allzulange auf sich warten, das heißt nur etwa drei Stunden, nach moslimischen Begriffen eine sehr geringe Verspätung. Dafür zeichnete sich aber auch der lang-

erwartete Imbiß durch eine desto größere Fülle nach arabischem Geschmack sehr leckerer Gerichte aus, einigen zwanzig, die auf einer großen Bahre, einer tunisischen Todtenlade nicht unähnlich, von zwei Dienern in gemessenem Schritt hereingetragen wurde. Die Mahlzeit eröffnete mit einem Zimmtsüppchen, einer Speise, welche ich Andern überlasse, gut zu finden. Dann kam ein Ragout mit rohen weißen Bohnen und zu Fetzen gekochtem Hammelfleisch, eine Hammelskeule, einige zwanzig Hammelscotelette, eine Hammelsschulter in Oel und ein Hammelschwanz in Butter, kurz, Freund Hammel in jeder nur möglichen Gestalt. Da ich bald einen Hammelsüberdruß empfand, so hob ich die Tafel auf und unterhielt mich nun mit dem dicken Jungen, welcher gekommen war, um mir die Mühseligkeiten der Verdauungsstunde durch seine heitere Conversation zu versüßen. Unser Gespräch lenkte sich natürlich bald auf „alte Steine", denn von was kann ein Alterthumsfreund in dem ruinenreichen Afrika anders reden? Der dicke Junge schien zwar von „alten Steinen" keine hohe Meinung zu besitzen, aber er war doch höflich genug, auf meine ihm gewiß seltsam scheinende Liebhaberei einzugehen und mir seine Kenntniß von den Alterthümern Ssussa-Hadrumets aufzutischen. Ueber diese fand ich ihn denn auch merkwürdiger Weise recht gut unterrichtet, daß heißt natürlich nicht über die Bedeutung der Alterthümer, sondern über die Lage der Ruinen und antiken Reste, ein Umstand, welcher immerhin schon ein gewisses Interesse bekundete. Ueberhaupt hat es mich immer frappirt, wie die Araber im Ganzen an Alterthümern ein Interesse nehmen; sie scheinen sie wirklich nicht ungern zu besuchen, das heißt sie gehen freilich keine drei Schritte von ihrem Wege ab, um sie aufzuspüren, aber wenn sie Jemand dorthin mitnimmt oder wenn sie nur glauben, Jemand durch ihre Begleitung gefällig zu sein, so pflegen sie dieselben stets mit einer sichtlichen Wißbegierde zu betrachten

und zu fragen, zu welchem Zwecke dieses oder jenes antike Gebäude gedient habe, sehr verschieden in dieser Beziehung von den tunisischen Christen und Juden des gewöhnlichen Schlages, welche nichts als Geschäfte im Kopfe haben und denen jede Antiquität vollkommen gleichgültig ist, wenn sich nicht allenfalls etwas durch ihren Verkauf verdienen läßt.

Zu diesen Alterthümern von Ssussa ließ ich mich denn auch in den Nachmittagsstunden von dem gefälligen Wirthe führen, welchem sich ein ganzer Schwarm großer und kleiner Persönlichkeiten anschloß, um uns ein anständiges Gefolge zu bilden, was immer im Orient als wünschenswerth und ehrenvoll angesehen wird. Da war zuerst der Schaych el beled (Bürgermeister), welcher sich in der Ausübung seines provisorischen Richteramtes (denn in Abwesenheit des Qahiya richtet er, jedoch nur kleine Vergehen) unterbrach, um sich uns anzuschließen, dann der Bâsch-Schausch, der Commandant des Machssen (d. h. der unregelmäßigen Reiterei) von Ssussa, ein recht schöner Halbneger, ferner der Proviantmeister und noch verschiedene andere dii minorum gentium, jeder von seinem speciellen Leibdiener gefolgt. Dieser ganze Schwarm, mit mir an der Spitze, verließ Ssussa durch das Bâb el Rharby (westliche Thor), vor dem grade der Kameelmarkt abgehalten wurde und reges, lärmendes Leben herrschte. Leider lagen auf der Seite dieses Marktes so viele todte Kameele herum, daß der Aufenthalt auf demselben wenig wünschenswerth erschien und wir uns bald den schon im vorigen Capitel beschriebenen Ḥadschar Maqluba zuwandten. Ich fand diese zwei enormen Mauerblöcke, seit ich sie das letztemal gesehen hatte, nur um Weniges in ihrer Masse vermindert und doch sollen die Bauern der Umgegend in den letzten Jahren fast täglich Baumaterial von hier entführt haben. Der nördliche Block schien allerdings ein wenig zusammengeschrumpft, der südliche aber war noch so kolossal massenhaft

breit und dick, wie er schon vor 15 Jahren mein Erstaunen erregt hatte. Von hier wandten wir uns zu dem gleichfalls erwähnten römischen Grab, welches jetzt noch eine wenig bemerkenswerthe Mosaik enthält, aus dem aber Pelissier vor 20 Jahren eine sehr schöne abgelöst hat. Dieses alte Römergrab war jetzt von einer arabischen Familie bewohnt, wozu sich sein gewölbter, wenn auch jetzt im Boden versunkener Raum, zu dem eine Treppe herniederführt, gar nicht schlecht eignet, da die massiven Steinwände jede Feuchtigkeit fern halten. Man hatte das Innere sogar mit Mörtel beworfen und angestrichen. Die Columbarien dienten der arabischen Familie als Schränke, die größeren Nischen als Vorrathskammern, kurz das Grab schien für diese armen Leute eine ganz bequeme Behausung. Uns war es weniger bequem, wegen der unzähligen thierischen Bevölkerung, die es außerdem noch beherbergte, namentlich der kleinen hüpfenden Insekten, deren Hunderte im Nu die reinlichen weißen Strümpfe meiner Begleiter bedeckten und beinahe schwarz erscheinen ließen, was diesen keineswegs angenehm war, denn die Stadtaraber pflegen das Ungeziefer eben so sehr zu hassen, wie ein Europäer.

Nach Besichtigung dieser Reste des Alterthums wandten wir uns wieder zur Stadt, wo grade reges Leben herrschte, da die Olivenlese eben stattgefunden hatte und dieser Hauptzweig des hiesigen Handels zur Zeit die Bewohner noch ausschließlicher beschäftigte, als sonst. Die fränkische Bevölkerung hat in den letzten Jahren ansehnlich zugenommen, da der Oelhandel hauptsächlich in ihre Hände und in diejenigen der Juden übergegangen ist. Diese beiden Bevölkerungselemente nehmen vorzüglich den untern Theil der Stadt ein, während der obere nach wie vor von den Moslims ausschließlich bewohnt wird, welche theils Grundbesitzer, theils Kleinhändler des Basars sind. In letzterem Stadttheil, in welchem ich selbst im Regierungshause wohnte, beobachtete ich dießmal in noch

größerer Menge, als bei meiner ersten Anwesenheit, zahlreiche antike Architekturfragmente in den modernen Häusern eingebaut. Namentlich finden sich vielfach an den Ecken arabischer Bauten antike Säulen angebracht, unter denen ich einige marmorne mit recht schönen Canellirungen, andere glatte, bald von Marmor, bald von Granit oder anderm Gestein beobachtete. An einzelnen waren die Capitäler noch vorhanden, auch in den Straßen fand ich deren zerstreut umherliegen, meist dem korinthischen Style angehörig. An epigraphischen Denkmälern bemerkte ich die von Guérin mitgetheilten, übrigens durchaus unwichtigen und außerdem noch ein bisher unbekanntes, in der Nähe des oberen Theils des Basars über einer Thüre angebracht, welches offenbar auch im Alterthum eine ähnliche Disposition fand. Leider macht der Kalküberwurf, der nur an wenigen Stellen die Lettern erblicken läßt, die Lesung dieser Inschrift zur Unmöglichkeit. Dennoch glaube ich auf ihr einige Buchstaben des Namens Hadrumetum entdeckt zu haben, was sehr wichtig wäre, da die Lage dieser antiken Stadt an Ssussa's Stelle, wenn auch aus den geographischen Angaben unverkennbar, dennoch bis jetzt noch der inschriftlichen Beglaubigung entbehrt. In Tunis war mir zwar versichert worden, daß der verstorbene französische Viceconsul Espina, ein Mann, der sich um die Archäologie dieser Gegend einiges Verdienst erworben hat, in seinem letzten Lebensjahre den wichtigen Fund einer den Namen Hadrumetum tragenden Inschrift gethan habe, aber in Ssussa war kein Mensch im Stande, mir hierüber Aufklärung zu geben. Die hiesigen Moslims sind natürlich nicht gebildet genug, um an Archäologie ein lebhaftes Interesse zu nehmen, und die meisten, ja ich möchte sagen alle hier wohnenden Europäer haben nur einen Gedanken, das ist Oel und wie sie aus dem Oelwucher recht viel Geld herausschinden können. Denn jenes schändliche System der Benutzung der Zahlungsunfähigkeit der Steuer-

pflichtigen, der Bestechung der Behörden, damit diese die Steuern zu einer Zeit fordern, wenn die armen Oelbauern von der Erndte noch weit sind, und dann des Geldleihens zu ganz exorbitanten Procenten auf die kommende Erndte, welches ich in Tunis erwähnte, ist auch hier in höchster Blüthe und wird außer von den Juden namentlich von den Europäern ausgebeutet. Der jetzige Nachfolger Espina's ist ein Mann, der sich für Wissenschaft nicht im Geringsten interessirt und der mir nicht einmal sagen konnte, was aus seines Vorgängers höchst interessanten Sammlungen geworden sei. Der sogenannte schwedische und preußische Consul, ein altes Männchen, das ganz in Oel aufgegangen schien, war eine reine Null, und folglich die Visite, die ich ihm machte, ein sehr unnützer Zeitverlust. Alles, was ich dießmal in Ssussa sah, verdankte ich lediglich meinen moslimischen Bekannten. Diese hatten mich am Tage meiner Ankunft nach den Alterthümern außerhalb der Stadt geführt und brachten mich am folgenden an ein (früher bereits oberflächlich erwähntes) merkwürdiges kastellartiges Gebäude, in der Stadt, dicht an deren nördliche Mauer gränzend. Es führt den Namen Qaçr er Ribat, dient jetzt zur Moschee, ist aber offenbar ein altes Festungsgebäude, dessen Fundamente noch unzweifelhaft die antiken sind. Ja selbst der untere Theil der meisten Ringmauern schien mir noch antik zu sein; diese Mauern sind aus großen viereckigen Steinen, ähnlich wie bei der Orthostrata genannten Architektur errichtet und mit Mörtel verbunden, nicht unähnlich denjenigen, welche ich bei der byzantinischen Citadelle von Qaçr es Syt bei Ḥammâmât beobachtete. Es stehen noch zwei Thürme, deren einer sogar eine beträchtliche Höhe erreicht und ganz die Form eines Leuchtthurmes hat. Jetzt dient die Baute nur, wie gesagt, zur Moschee, weßhalb ich auch ihr Innres nicht betreten durfte. Ihr Thor ist im mittelalterlichen arabischen Styl und dürfte wohl aus jener Zeit

stammen, von welcher uns el Bakry berichtet, daß in Ssussa ein befestigtes Kloster, von frommen moslimischen Glaubenskämpfern bewohnt, gestanden habe. Der Name Mâhris er Ribat, welchen der Geograph von Cordoba diesem Kloster beilegt, scheint offenbar auf dieses noch vorhandene Gebäude zu deuten, dessen festungsartiger Charakter und gottesdienstliche Benutzung beide hier zutreffend gefunden werden. In den innern Hof, in welchem sich das von Pelissier erwähnte byzantinische Festungsthor befindet, dessen ich im vorigen Capitel gedacht, wurde ich dießmal nicht hineingelassen, da auch dieser Hof den geheiligten Charakter der ganzen Baute theilt und meine Begleiter viel zu fromme Moslims waren, um auf meine Bitten um Einführung einzugehen. Vor fünzehn Jahren hatten mich Europäer in diesen Hof geführt und aus jener Zeit stammt meine im vorigen Capitel mitgetheilte Schilderung.

Meine moslimischen Bekannten führten mich noch zu einem andern Gebäude, freilich keinem antiken, für das sie mir aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ein Interesse zuschrieben. Dieß war das moderne Gefängniß, dessen Erdgeschoß zwei große umgitterte Räume besitzt, in denen ich einige vierhundert Gefangene, jedoch in weit weniger elendem Zustand, als die im Dâr edh Dhryba in Tunis, beobachten konnte. Viele dieser Gefangenen kamen an's Gitter und riefen meine Begleiter, lauter Autoritäten des Orts, freilich ohne jede Hoffnung auf ein günstiges Gelingen, um Hülfe und Gnade an. Erstaunt über eine so ungeheure Zahl von Gefangenen für eine kleine Stadt, wie Ssussa, fragte ich um den Grund dieser Erscheinung und erfuhr zu meiner tiefen Beschämung, daß die meisten Gefangenen auf Veranlassung der europäischen Oelwucherer in Schuldhaft säßen. Diese Leute verstehen es nämlich vortrefflich, durch Bestechung der Autoritäten die armen Oelbauern ihrer letzten Habe zu berauben, und dazu ist die

Schuldhaft ein wirksames Mittel, welches sie denn auch nach Herzenslust ausbeuten.

Schon glaubte ich Ssussa verlassen zu müssen, ohne meinen früheren Bemerkungen etwas Interessantes beifügen zu können, als ich einen Herrn Pastoretti, östreichischen Vice-Consul, kennen lernte, welcher von der geistigen Versumpfung der übrigen Europäer sich vortheilhaft dadurch unterschied, daß er sich vielfach mit dem Studium der Alterthümer, namentlich der localen, beschäftigt hatte. Ihm verdanke ich eine, wie ich glaube, richtige Ansicht über die Lage der Häfen des antiken Hadrumet's, welche mir bei meinem ersten Aufenthalt nicht erreichbar war, da erst die neuesten Entdeckungen über Vieles in Bezug auf diese Häfen Licht geworfen haben. Aus allen Berichten der antiken Autoren scheint nämlich hervorzugehen, daß Hadrumet zwei Häfen hatte, einen Kothon oder, wie man es jetzt nennen würde, ein innres Hafenbassin, etwa wie die Docks, und einen eigentlichen Hafen. Letzterer ist noch ganz deutlich nachzuweisen, da die drei Steindämme, welche ihn umzingelten, zum Theil noch vorhanden sind. Sie umschließen einen weiten Raum, der nun zur einen Hälfte eine Sanddüne, zur andern eine Untiefe ist. Der östliche dieser Steindämme, derjenige, welcher vom jetzigen Fort des Molo ausgeht, läßt sich ganz deutlich bis an's Thor der Marine verfolgen, ging aber noch viel weiter, da man im Hause des italienischen Consuls in der Stadt seine Reste entdeckt hat. Der westliche läßt sich jetzt wegen der angewachsenen Sanddünen zwar nicht so weit landeinwärts traciren, aber Nachgrabungen haben seine Existenz erwiesen und zwar in beträchtlicher Entfernung vom Meere. Der Hafen von Hadrumet nahm also einen großen Theil der sandigen Ebene am Strande ein, die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, und zwar vermuthlich einen Theil des alten arabischen Friedhofs, welcher dicht am Meere gelegen ist. Höchst wahrscheinlich war er

noch im Mittelalter benutzbar, wie uns die in einem früheren Capitel citirten Berichte el Bakry's ankündigen. Jenes Seethor, von welchem der Geograph von Cordoba spricht, lag gewiß an dem östlichen Ende des Canals, der von dem Meere nach dem Hafen führte. Dieser Canal liegt zwar jetzt trocken, aber die mittelalterliche Structur seiner Quai's sowohl, wie sein Zweck eines Hafeneingangs, sind noch unfehlbar zu erkennen und zwar in dem von einer Brücke überwölbten, von zwei Steindämmen begränzten Werke, welches wir antreffen, wenn wir uns von dem Strande nach der Hafenbatterie wenden. Ich glaube deßhalb auch nicht, daß, wie Barth vermuthet, die Araber des Mittelalters den alten römischen Kothon wiederherstellten, sondern daß sie lediglich den äußeren Hafen, denselben, der zur Zeit der Abfassung des Stadiasmos zerstört war (denn diese Quelle giebt den Schiffern die Weisung, daß in Hadrumet kein Hafen existire) von Neuem nutzbar zu machen wußten. Wann die Nutzbarkeit dieses Hafens verloren ging, wissen wir nicht genau, jedenfalls aber scheint im 16. Jahrhundert sein Gebrauch noch möglich gewesen zu sein, da man in den Archiven des Malteserordens aus der erwähnten Zeit die Andeutung entnimmt, daß damals Ssussa noch einen Hafen besaß. Die Versandung dieses Hafens fand ohne Zweifel nur sehr allmählig statt. Der große Flächenraum, welchen der alte römische portus einnahm, dürfte wohl niemals ganz den arabischen Seefahrern zugänglich gemacht worden sein; im Gegentheil war die stets überhandnehmende Macht der Dünenanhäufung an diesem Strand so groß, daß sie gewiß schon in der Periode der byzantinischen Herrschaft wenigstens ein Drittheil des römischen portus ausgefüllt hatte.

Wo aber lag der Kothon? denn, da uns Hirtius ausdrücklich berichtet, daß die Schiffe der Pompejaner sich bei Annäherung des Feindes „in cothonem" zurückzogen, so können wir hiebei unmöglich an den portus denken, denn wozu sonst

diese specificirende Bezeichnung? Der Hafen mochte auch schon deßwegen den Schiffen der pompejanischen Partei vor einem feindlichen Angriff nicht die gewünschte Sicherheit bieten, da sein weiter und dem offenen Meere zugänglicher Raum (denn der nördliche Steindamm schloß ihn gewiß nicht vollständig vom freien Meere ab) den Cäsarianern immerhin noch die Möglichkeit eines Angriffs bot. In dem Worte „Kothon" dagegen haben wir die Andeutung einer vollkommene Geschütztheit versprechenden Zufluchtsstätte, welche ähnlich wie der karthagische innere Hafen vor jeder vom Meere aus ihn bedrohenden Gefahr Sicherheit versprach, welcher bereits gewissermaßen mitten im Lande lag und mit der See nur durch einen, wahrscheinlich schmalen Kanal in Verbindung stand. Diesen Kothon glaubt nun Herr Pastoretti (und das ist auch die Ansicht des französischen Archäologen Deau, welchen der jetzige Kaiser der Franzosen hieher geschickt hatte, um Studien über Cäsar's afrikanischen Kriegsschauplatz zu machen) in einer sandigen Vertiefung des Erdreichs, unweit von demjenigen Raume, welcher mit Sicherheit als zum alten römischen portus gehörig angesehen werden kann, wiederzuerkennen. Diese sandige Vertiefung wird nun von einem modernen arabischen Friedhof eingenommen, welcher mir als Dschabâna eſſ Sſawaliya, d. h. Friedhof der Armen, bezeichnet wurde. Dieser Armenfriedhof bildet in der That eine ziemlich tiefe Senkung des Erdreichs, ganz von der ovalen Form und von derjenigen Dimension, wie wir sie bei einem Kothon voraussetzen können. Seine Umgränzung bildet ein erhabenes Terrain von fester, felsiger Beschaffenheit, in welchem wir den ursprünglichen Felsenstrand erkennen können und auf dem die Existenz zahlreicher Bauten durch das Vorhandensein recht gut gezeichneter Mosaikfußböden, deren ich in einem Felde nordwestlich von besagtem Friedhof einige sechs sah, angedeutet wurde. Was nun endlich den Kanal betrifft, welcher den Kothon mit dem portus in Verbindung

setzte, so ist seine Existenz durch die Nachgrabungen, welche der abgesendete Hülfsarbeiter am napoleonischen Werke „Leben Cäsar's", Herr Deau, angestellt hat, außer allen Zweifel gestellt. Herr Deau fand in der That hier die Reste von zwei Quaidämmen, welche besagten Kanal umringten und deren Zweck völlig unbegreiflich wäre, wenn sie nicht zur Umrahmung einer Seestraße, die doch nur zum Kothon geführt haben kann, dienten. Leider vermochte mir Herr Pastoretti nicht mehr diese von dem französischen Archäologen blosgelegten Dammfundamente zu zeigen, da die überhandnehmenden Dünen sie nach zwei Jahren wieder in ihrem Sand begraben hatten.

Herr Pastoretti glaubte auch in Ssussa die Reste der Grundmauer einer christlichen Basilika entdeckt zu haben, was allerdings nicht im Geringsten auffallen würde, da Adrumetum (in welcher Namensform es in den Bisthumslisten erscheint) in der Kirchengeschichte eine wichtige Rolle spielt. Schon der Umstand, daß der h. Paulus auf einem Adrumeter Schiff seine Reise nach Malta machte, besitzt beinahe eine kirchengeschichtliche Bedeutung. Nicht weniger als acht Bischöfe von Adrumetum sind uns bekannt geworden, nämlich Polycarpus (255), Innocentius (figurirt in der Christenverfolgung unter Diocletian), Abundantius (339), der Maximianist Florentius (393), Philologus (396 und 411 mit donatistischem Gegenbischof Victorinus), Aurelius (451), Felix (453 noch zur Zeit des Concils von 494 in der Verbannung, in welche ihn Geiserich geschickt hatte), und Primusius (551). Auch ein Concil wurde zu Adrumetum abgehalten, in welchem den Geistlichen verboten wurde, „auf Pfänder zu leihen"! (Ein eigenthümlicher Lichtstreif auf die Sitten des Clerus jener Zeit!) In allen diesen Concilsberichten erscheint der Name des Bisthums unter verschiedenen Formen, bald als Adramytenus, bald als Adrumetanus, Adrumetinus und zuletzt (551) als Civitas Adrumetina quae et Justinianopolis.

Mit lebhaftem Danke für die mir gemachten interessanten archäologischen Mittheilungen schied ich von dem östreichischen Viceconsul, um mich wieder meiner Wohnung im „Hause der Prügel“ zuzuwenden.

Dort war unterdessen ein namhafter Decorationswechsel eingetreten. Die erste Person war nicht mehr der dicke Junge, noch auch der Schaych el beled, welcher, wie ich jetzt erst erfuhr, den seltsamen Namen Ssayydy Qâḥmysch führte, sondern der Qâhiya und Chalyfa von Ssussa, Ssayydy Bu Bakr, war angekommen, welcher diese Provinz für ihren nominellen Gouverneur, den Kriegsminister, mit beinahe unbeschränkter Despotie verwaltet. Obgleich der Titel eines Qâyid von Ssussa also nur dem besagten Minister zukommt, so giebt doch Alles, Groß und Klein, dem Chalyfa diese ehrwürdige Bezeichnung, da der Minister, welcher nie hieher kommt, der zwar vielleicht Gott weiß wie viel Geld aus seinem Stellvertreter herausschindet, aber im Orte selbst beinahe zur Mythe geworden ist, sich dem nicht widersetzt oder auch wohl nichts davon weiß. Ssayydy Bu Bakr war eine große Personage, welcher man nicht genug Ehre erweisen konnte. Darum war auch der sämmtliche Troß von Hamba's, Sspahiya und Mochassniya, angeführt vom Bâsch-Schauch, vom dicken Jungen, vom Speisemeister, el Ḥâdsch Ssulṭân, und einigen andern dii minorum gentium, im Ganzen etliche fünfzig an der Zahl, am frühen Morgen hoch zu Roß aufgebrochen, um ihn mit Pomp einzuholen. Dieser Pomp war denn auch nicht gering. Ganz Ssussa gerieth in Aufregung, als die wohlberittene Schaar, in ihrer Mitte die schwerfällige Staatscarosse des Würdenträgers, unter Musik und Geplänkel ihren Einzug hielt.

Während der ersten Stunde nach seiner Ankunft hatte der Vice-Qâyid das schwere Geschäft durchzumachen, sich die Hand von Groß und Klein küssen zu lassen, da Alles, was nur im Entferntesten mit der Regierung zusammenhing, ge-

kommen war, um ihm seine Huldigung darzubringen. Nachher machte er mir, der ich vermöge des Amr-Bey eine ausnahmsweise bevorzugte Stellung einnahm, seinen Besuch, welchen ich ihm bald zurückgab. Bei letzterer Gelegenheit zeigte sich der Chalyfa ein wenig allzu selbstständig und schien sogar gegen mich, der ich ihm doch vermöge des Amr-Bey imponiren mußte, seine unabhängige Gemüthsart zur Geltung bringen zu wollen. Indem er nämlich die gesetzwidrige Erpressung meiner Hambas von 100 Piastern, welche sie aus dem Schaych el beled von Ḥerqla herausgeschunden haben sollten und worüber ihm Klagen zugegangen waren, erwähnte, schien er anzudeuten, als ob auch mich hiebei eine gewisse Verantwortlichkeit, wenn nicht gar eine Schuld, treffe, während ich doch von der ganzen Sache kaum eine Ahnung besaß. Meine Rache dafür war eine ächt tunisische. Ich ließ dem Vice-Qâyid nämlich, nachdem von der Geschichte schon längst nicht mehr die Rede war, plötzlich sagen, daß ich ihn um eine Gefälligkeit bäte, wodurch er zugleich dem Sohne des ersten Ministers sich angenehm machen könne. Diese Gefälligkeit war aber eine solche, die ihm sehr unangenehm sein mußte, die nämlich, einige centnerschwere Inschriftssteine an den Ministerssohn abzuschicken, wobei er natürlich die Kosten tragen mußte, was er aber nicht verweigern konnte, da er sich sonst der Ungnade des allmächtigen ersten Ministers ausgesetzt haben würde.

Der Vice-Qâyid drohte nebenbei, den Hambas übel mitzuspielen, wozu er jedoch nicht Gelegenheit besaß, da diese Biedermänner bereits von mir vorausgeschickt worden waren. Die Langsamkeit ihrer Pferde nöthigte mich nämlich zu dem Entschluß, sie jedesmal zwei Tagereisen machen zu lassen während ich ihren zweitägigen Weg in einem Tage zurücklegen konnte. So bekam ich denn in Ssussa einen Ruhetag, während welchem die Hambas einen kleinen Ort, Namens Dschemâl erreichen sollten, um am folgenden Tage nur kurze

Zeit vor mir selber in el Dschem anzulangen. Auf diese Weise entging ich wenigstens einen Tag lang dem wenig erquicklichen Schauspiel ihrer beständigen Zänkereien und Erpressungen.

Als ich am Morgen des 6. Februar eben in den Wagen steigen wollte, um meine Reise von Ssussa nach Ssfâqess über el Dschem, unser heutiges Nachtquartier, fortzusetzen, machte mich der Diener des Qàyid noch auf einen „alten Stein“ aufmerksam, der seiner Ansicht noch eine „Katyba“ (Inschrift) enthielt. Eine Inschrift war es nun freilich nicht, aber nach dem gewöhnlichen arabischen Sprachgebrauch schien der Ausdruck gerechtfertigt, denn die Araber pflegen jede Hautrelief- oder Basreliefsculptur auf solche Weise zu bezeichnen. Eine derartige Sculptur wurde mir denn auch hier gezeigt und zwar auf dem Torso der Marmorstatue eines römischen Imperators die kunstvolle Abbildung eines königlichen, reich mit Verzierungen überladenen Panzers mit darüberhängendem Paludamentum, wie es die Kaiserstatuen zu führen pflegten. Seltsames Geschick freilich, daß diese Kaiserstatue, einst vielleicht in einem Tempel Hadrumetum's göttlicher Verehrung geweiht, nun als bescheidene Bank in dem arabischen Fonduq figurirt.

Um 7 Uhr war Alles zur Abreise bereit. Heute wenigstens sollte unser Fortkommen durch die Langsamkeit der Hambas keine Verzögerung erleiden, da wir diese „flinken Reiter“ (so heißen sie officiell) schon gestern in aller Frühe nach el Dschem vorausgeschickt und sie somit zwei Tage zu einer Reise hatten, welche wir bequem in einem einzigen machen konnten.

Vor das Thor „Bàb el Rharby“ hinausfahrend, bot sich meinen Blicken von diesem hochgelegenen Punkte eine herrliche Aussicht auf die südöstlich zu unsern Füßen gelegene weite, fruchtbare Ebene, welche sich von Ssussa nach der andern Olivenstadt Mistyr oder Monastyr in halbmondfömiger Ge-

stalt dem sanften Ufer des Golfes entlang hinzieht. Ein großer Wald schöner hochstämmiger Oelbäume, von einer Entwickelung des Stammes und der Zweige, wie er diesem Baum in andern weniger gücklichen Klimaten fremd ist, bedeckte diese Ebene, einen unermeßlichen Reichthum natürlicher Producte verkündigend. Wenn trotz dieses von der Natur verliehenen Reichthums die Besitzer der Olivenhaine in Dürftigkeit schmachten, so dürfte der Grund theils in dem von den Qâyids und andern Autoritäten begünstigten, von den Europäern ausgebeuteten Wucher zu suchen sein, theils aber gewiß auch in dem Mangel an Voraussicht und vernünftiger Eintheilung der Ressourcen der Besitzer dieser Haine, denn die Steuern an und für sich sind keineswegs übermäßig. Das von dem vorigen Qâyid von Ssussa, Mohammed Chasnadâr (dem jetzigen Marineminister, dem man diesen ehrenvollen Sinecurposten gab, um ihn von Ssussa zu entfernen, wo er sich einer der Regierung allzugroß vorkommenden Beliebtheit erfreute), eingeführte System der Besteuerung hat nämlich sämmtliche frühere Abgaben, wie die „Zehnten", die „Gebühren zu Gunsten des Thrones", die „Rechte für Bewachung der Pflanzungen", Steuern, welche zu vielfachen Mißbräuchen Anlaß gaben, abgeschafft und dafür eine jährlich ein- für allemal zahlbare feste Steuer eingeführt und zwar von einem Piaster für die besten, von einem halben für die mittelguten, von einem viertel für die schlechteren Oelbäume. Da nun ein guter Baum an 40—50 Piaster jährlich einbringt, so müßte den Oelbauern die Zahlung jener milden Steuer sehr leicht werden, besäßen sie nur die Voraussicht, das Geld bis zum Steuertage zu behalten. Da sie dieses aber meistens sinnlos verschwenden, so findet sie der Steuertag mittellos und sie fallen dann den schändlichen Wucherern in die Klauen, in denen ihrer Viele leider so tief stecken, daß sie wohl ihr Lebenlang nicht wieder herauskommen.

Auf einer von Olivenhainen bedeckten Hochebene dahinfahrend, erreichten wir gegen halb acht Uhr das kleine, ganz aus Stein gebaute Dorf Sawiyat Ssussa mit einer schönen weißen Kuppelmoschee, einen beliebten Wallfahrtsort der frommen Moslims von Ssussa, und bald nach acht Uhr, kurz ehe wir das in jetziger Jahreszeit ziemlich wasserreiche Flüßchen Uëd Ḥamedân auf einer Furt passirten, einen Haufen höchst ansehnlicher antiker Trümmer, Mauern, Fundamente, eine Treppe, Theile von Gewölben, zum Theil noch erhalten, offenbar eine jener Villen, wie deren die reichen römischen Kornspeculanten in dem fruchtbaren Byzacium besaßen.

Beim schönsten Wetter waren wir aus Ssussa ausgefahren und erfreuten uns eine Zeitlang des herrlichsten Sonnenglanzes, in welchem Ebene und Meer wie ein unermeßlicher Spiegel strahlten. Doch bald schien es, als solle uns diese Freude geraubt werden, denn ein dichter Nebel begann sich gegen acht Uhr auf die Olivenhaine zu lagern, aus welchem die einzelnen Bäume mit ihren phantastisch gewundenen Zweigen wie neckende Kobolde hervorguckten. Gegen halb neun Uhr zeigten sich abermals Ruinen zur Rechten, jedoch von geringerem Umfang und nur aus einem einzigen Gewölbbogen mit Quaderfundament bestehend.

Endlich gegen neun Uhr hatte die Sonne die graue Nebeldecke durchbrochen und beleuchtete nun mit ihrem goldnen Strahlenglanz eine große einförmige Steppe, aus welcher nur hie und da noch einzelne Olivenpflanzungen hervortauchten. Eine letzte Olivenoase gruppirte sich um das kleine Dorf Mansel, welches wir gegen halb elf Uhr zur Rechten liegen ließen. Kurz vorher hatte ich zur Linken eine beinahe noch vollständig erhaltene antike Cisterne bemerkt, deren Bauart jedoch nicht die für solche Werke sonst übliche Caementicia structura incerta, sondern diejenige bildete, welche die Römer Pseudoisodomus nannten. Mit diesem Dorf verließen wir

die letzten Oelbäume und nun umfing uns eine völlig einförmige Steppe, in der Alles todt und regungslos schien.

Was den europäischen Reisenden in diesen afrikanischen Hochebenen besonders frappirt, ist die Entvölkerung der Gegend, eine Entvölkerung, welche immer größere Fortschritte zu machen scheint, zu welcher namentlich die zwei letzten Jahre der Hungersnoth, des Hungertyphus, folglich des massenhaften Hinsterbens der Bewohner einen außergewöhnlichen Beitrag geliefert haben. Wenn diese seit den letzten Jahrhunderten beobachtete, immer zunehmende Entvölkerung in denselben Verhältnissen fortdauert, wie bisher (es steht aber bei dem despotischen System der Regierung, welches den Leuten Gut und Leben nimmt, zu befürchten, daß sie noch viel größere Proportionen annehme), so dürfte man das völlige Aussterben dieser Völker am Schluß des kommenden Jahrhunderts prophezeien, ja mit mathematischer Gewißheit voraus berechnen können.

Gegen halb zwölf Uhr beobachteten wir mitten in dieser monotonen Ebene zu meinem nicht geringen Erstaunen ganze lange Strecken von Getreidefeldern, obgleich weit und breit nicht einmal ein Beduinenzelt zu erblicken war, in welchem die Bebauer dieser Felder hätten wohnen können. Der ganze Boden ist übrigens sehr fruchtbar und könnte gewiß wieder mit Leichtigkeit in eine jener Kornkammern verwandelt werden, als welche das reiche Byzacium im Alterthum weitberühmt war.

Um Mittag machten wir Halt in der völlig öden Steppe, an welche grenzend ich im Westen eine tiefgelegene sandige Fläche beobachtete, aus deren Mitte die Ssebcha el Ḥâny, der wasserarme Salzsee von Qayruân, im Sonnenglanze golden hervorleuchtete. In diesen öden Steppen haust der Schakal, und die Hyäne stimmt zur Nachtzeit ihr unheimliches Geheul an. Dennoch bietet die Beschaffenheit dieser Einöden dem schleichenden Raubthier nicht das gewünschte Versteck dar. Hier

fehlt es nämlich gänzlich an jenem Gesträuch und Gebüsch (den fast überall in afrikanischen Ebenen vorherrschenden Lentiscus sucht man hier umsonst), an welchen ähnliche Flächen so großen Ueberfluß zeigen. Nur unansehnliches Gestrüpp wuchert hier, meistens einjährige Pflanzen oder doch solche, welche im Winter ihr Laub verlieren, und welche es jetzt, Anfangs Februar (so frühzeitig immer auch hier der Frühling sein mag) doch noch nicht wiedergewonnen hatten und nur kahle Stoppeln und nackte Borsten dem Anblick darboten.

Das Räthsel, wer die Bauern seien, deren Hand jene oben erwähnten Getreidefelder besäet hatten, sollte uns gegen zwei Uhr gelöst werden, als wir plötzlich auf ein außerordentlich zahlreiches Beduinenlager stießen. Tausend Zelte (ihre Zahl wurde mir annähernd so hoch angegeben) von groben, aus Kameelhaar gearbeiteten Decken oder auch wohl von Häuten gebildet, lagen in einem Umkreis von einer viertel Meile bald näher, bald enger zusammen. Unheimliche schakalsartige Hunde umschlichen die schwarzen Mapalia, außerdem waren überall zerlumpte Beduinen als Wachen um die Zelte aufgestellt, denen es an dem üblichen Schutz, wie steinerne oder hölzerne Umfriedigung oder Hecken von Cactus, fehlte, welche jedes einzelne Zelt in festen Beduinenlagern zu umgeben pflegen. Das hiesige war eben auch kein festes Lager, sondern der dießjährige Sammelplatz eines ganzen Stammes und zwar desjenigen der Ssawâssa, vulgo Ssuassy, welche ich vor 15 Jahren viel näher bei Qayruân hatte campiren sehen, die aber die Feindseligkeit anderer Stämme hieher vertrieben hatte. Der Zweck ihres Zusammenkommens bildete die Ablieferung des jährlichen Tributs an die Regierung, welchen einzuholen der Chalyfa (den ich in Ssussa gesehen und der diese Stadt an demselben Morgen wie ich verlassen hatte) von Tunis gekommen war. Dieser Würdenträger, obgleich selbst Beduine, und sogar ein Mitglied dieses Stammes, schien doch für einen

solchen sehr städtische Gewohnheiten zu besitzen. So war er zum Beispiel in einem bequemen, vierspännigen Reisewagen bei dem Lager seines Stammes angekommen, und dieses heterogene Möbel, welches ihn so eben abgesetzt hatte, hielt noch vor seinem Zelt und nahm sich in einem Beduinenlager höchst komisch aus. Sonst trug aber Alles im Lager ein unverfälscht arabisches Aussehen. Schaaren leichtberittener Beduinen sprengten die langen Zeltesreihen auf und ab, ihre weiten, freilich nicht immer reinen Burnusse wehten im Winde, wie lange flatternde Segel, und ihre Pferde, von ungeschwächter Kraft und unverkümmerter Rasse, wie man sie jetzt in Tunisien nur noch bei Beduinen findet, sprachen den elenden Schindmähren unserer Spahy's, den sogenannten Regierungspferden, durch ihr schönes Aussehen Hohn.

Obgleich vom Chalyfa freundlichst eingeladen, in seinem Zelte Platz zu nehmen, mahnte mich doch die vorgeschrittene Stunde zum schleunigen Aufbruch vom Orte dieses charakteristischen Schauspiels, da ich einen Theil der kostbaren, aber in dieser Jahreszeit so kurzen Tageszeit unter den herrlichen Ruinen des Amphitheaters von Thysdrus zubringen wollte.

Wir setzten also unsre Fahrt durch die jetzt theils wieder angebaute Ebene fort. Gegen 3 Uhr Nachmittags sahen wir eine imposante Baumasse am Steppenhorizonte auftauchen, weitaus die unterworfene Landschaft beherrschend. Je mehr wir uns ihr näherten, desto anmuthiger traten die graciösen Formen ihrer Bogengänge, Halbsäulen und Pilaster hervor. Mir war es eine liebe Jugenderinnerung, der ich mich vor 15 Jahren an diesem herrlichen Kunstwerk einer längstverschwundenen Civilisation zum erstenmale erfreut hatte, eine liebe Erinnerung, doch nicht ohne traurigen Beigeschmack, denn je näher ich ihm kam, desto deutlicher traten auch die schändlichen Verheerungen hervor, welche in der besagten Frist das edle Bauwerk getroffen hatten. Von den ursprünglichen

64 Arcaden eines jeden Stockwerks sollte ich leider jetzt nur noch 45 erhalten finden, und auch diese nicht mehr in allen drei Stockwerken, vom vierten, das nur mit Fenstern und Pilastern versehen und bedeutend niedriger als die andern war, gar nicht zu reden, denn was dieses, welches ich bei meiner ersten Reise noch theilweise erhalten gefunden hatte, betrifft, so ist es jetzt beinahe gänzlich verschwunden und nur durch schwache Reste nachzuweisen.

Die erste Zerstörung der Façade dieses Prachtbaues (das Innere wurde wahrscheinlich bereits durch die Kahena im 7ten Jahrhundert, als das Amphitheater dieser Berberkönigin zur Festung diente, verwüstet) ist bekanntlich, wie ich das in einem früheren Capitel erwähnte, von dem im 17ten Jahrhundert regierenden Bey Mohammed ausgegangen, welcher eine Bresche von der Breite von 3 Arcaden schlagen ließ. Diese Zerstörung tritt jedoch nun zurück gegen das ungleich größere Vernichtungswerk der Neuzeit, welches beinahe die ganze eine Hälfte, diejenige, welche dem Dorf abgewendet ist, hinweggeräumt hat. Auf dieser Seite scheint die Zerstörung allmählig mit der äußern Bekleidung der Façade begonnen zu haben, dann zu der Mauer und später zu den hinter der Façade gelegenen Bogengängen und Vomitorien vorgeschritten zu sein. Auf diese Weise kommt es, daß jetzt noch eine andere Lücke von der Breite von 16 Arcaden außer der von Mohammed Bey herrührenden besteht. Zwischen diesen beiden Lücken befindet sich nun derjenige Theil des Baues, auf dessen Bogen die von allen Reisenden und auch von mir in einem frühern Capitel erwähnten, ziemlich undeutlichen Figuren einer Frau und eines Löwen im Hautrelief zu sehen sind, ganz isolirt.

Auch der Aufgang ist nun größtentheils zerstört und das Hinanklimmen beinahe eine Unmöglichkeit, wenigstens für einen mit dem Schwindel gestraften Menschen, wie mich, so daß ich nicht vermochte, alle jene bereits von Shaw signalisirten liby-

schen Inschriften zu copiren, welche sich auf dem äußern Mauertheile des zweiten Stockwerkes befinden und welche bei der großen Seltenheit epigraphischer Denkmäler in dieser Sprache (die nicht mit Punisch noch auch mit Numidisch zu verwechseln ist) einen hohen Werth besitzen. Dennoch vermochte ich eine libysche Inschrift, deren Lettern besonders groß ausgeführt sind, ganz gut von unten, am Fuß des Gebäudes stehend, zu copiren, und eine zweite fand ich in der Wand eines mir zugänglichen Vomitoriums. Es ist mir übrigens unbekannt, ob außer diesen zwei wirklich noch andere libysche Inschriften hier existiren, gesehen habe ich selbst von Weitem keine und weiß nicht, inwiefern die Angabe früherer Reisenden, welche von vielen sprechen, gerechtfertigt ist. Alle andern Inschriften, welche ich hier sah, sind arabisch und zwar viele davon mit der kufischen Letternform. Diese stammen ohne Zweifel aus den ersten Jahrhunderten des Islams, wie uns die Letternform bekundet, denn aus dem Geschriebenen, das nur gewöhnliche Eigennamen, wie Moḥammed, Sohn des Bu Bakr u. s. w. enthält, läßt sich gar nichts bestimmen. Die libyschen dagegen stammen ohne Zweifel aus der Zeit der Berberprophetin und Königin Kahena her, die mit ihren Kriegern in dieser ihrer Festung hauste. Da ihre Schrift ganz derjenigen gleicht, welche wir auf dem libyschen Theil der berühmten zweisprachigen Inschrift von Thugga sehen, so können wir daraus den wichtigen Schluß ableiten, daß die libysche Schriftsprache in diesem nördlichen Theil von Afrika bis zur Invasion des Islams noch gebräuchlich war; mit welcher sie bekanntlich für ganz verschwinden und nur von den Tuareggs der tiefsten Wüste in ihren epigraphischen Denkmälern (nicht jedoch in ihrer gewöhnlichen Schrift) beibehalten werden sollte.

Bei der genaueren Besichtigung des architektonischen Schmuckes dieser sich dem edelsten Styl nähernden Baute fiel

mir auf, daß die Säulenordnung der Halbcolonnen bis jetzt noch von keinem Reisenden richtig aufgefaßt worden ist. Unbegreiflich ist namentlich der Irrthum, welchen der sonst beinahe unfehlbare Barth hier begeht, wenn er sagt, daß die drei Stockwerke, wie diejenigen des Colosseums in Rom, in den drei Säulenordnungen, das erste dorisch, das zweite jonisch und das dritte korinthisch stylgerecht gehalten seien. Was ihn zu diesem sonst unerklärlichen Irrthum führen konnte, ist vielleicht die etwas sehr ausgesprochene Form der Voluten der Capitäler des mittleren Stockwerks, welche ein Kurzsichtiger von unten allenfalls für jonisch ansehen könnte. Wer aber gute Augen hat, dem wird der gemischte Styl dieser Capitäler nicht entgehen, denn der dem korinthischen entlehnte Theil derselben ist vollkommen deutlich. Das erste und das obere Stockwerk dagegen scheinen mir nicht im gemischten, sondern im korinthischen Styl gehalten, doch ist es möglich, daß auch sie denen des zweiten Stockwerks glichen und daß nur die Voluten der Capitäler zerstört worden sind, so daß jetzt der dem korinthischen Styl entlehnte Theil allein übrig geblieben ist. Was die übrige Beschreibung dieses interessanten Denkmals des Alterthums betrifft, so kann ich mich hier begnügen, den Leser auf meine Schilderung desselben zur Zeit meines ersten Besuches (Cap. 13, S. 96 f.) zu verweisen.

Durch den Amr-Bey und seine Schrecken begünstigt, fand ich in el Dschem ein leidliches Unterkommen, das heißt immerhin noch ein recht schlechtes, aber doch das beste, welches der Ort aufbringen konnte. Auch die Mahlzeit war nach arabischen Begriffen recht gut, nach unseren allerdings vollkommen ungenießbar, da man sie so satanisch gepfeffert hatte, daß ein einziger Mundvoll mir schon stechende Gaumen- und Rachenschmerzen für den ganzen Abend bereitete und selbst mein arabischer Diener seinem doch sehr abgehärteten Gaumen sie nicht zumuthen konnte. Die Hambas, welche wir

hier wieder trafen, setzten auch in el Dschem ihre Laufbahn des steten Streits und Zanks und der nicht geringen Gewaltthätigkeiten weiter fort. Die ganze Bevölkerung des Orts schien für sie nur aus Sklaven zu bestehen, welche ihnen unterthänige Dienste leisten mußten. Seltsam frappirte es mich, zu sehen, wie der ältere Hamba, der Wortführer der wilden Rotte, einen sehr anständig und ehrwürdig aussehenden Bewohner von el Dschem zwang, ihm die Stiefeln auszuziehen. Einmal riß mir jedoch die Geduld aus, als ich nämlich sehen mußte, wie derselbe alte Bursche einen armen Araber, welcher außer einem guten Burnuss nur noch ein Hemd besaß, ersteren wegnahm, um ihn sich anzueignen. Ich fürchte übrigens sehr, daß die von mir erzwungene Herausgabe seines Eigenthums dem armen Teufel wenig genutzt hat, denn in diesem Lande ist der Schützling verloren, sowie der Beschützer den Rücken dreht, und es geht ihm dann oft viel schlimmer, als wenn sich gar Niemand seiner angenommen hätte.

Die Dürftigkeit der Leute von el Dschem ist von allen früheren Reisenden geschildert worden. Diese armen Hüttenbewohner besitzen in der That keine andere Ernährungsquelle, als einen spärlichen Oelbau, welcher selbst in diesem Jahre, das doch allen andern Gegenden Tunisiens einen für die zweijährige Mißärndte entschädigenden Ueberfluß brachte, fast nichts abwarf. Die Klagen über Mißwachs, Regenmangel, Heuschrecken und Gott weiß was für andere Landplagen, scheinen übrigens hier zu Ort gewissermaßen traditionell zu sein, denn schon als Barth im Jahre 1846 hier war, sprach man ihm von einem neunjährigen Regenmangel und mir wollte man gar das Märchen einer zwölfjährigen Trockenheit aufbinden. Die Leute scheinen übrigens aus ökonomischen Gründen genöthigt, zu solchen Erfindungen ihre Zuflucht zu nehmen, da sie ohne das Unglück einer permanenten Mißärndte wie andere korn- und ölreiche Gegenden besteuert werden würden

und ihnen die mangelhafte Bodencultur doch selbst in guten Jahren nicht genug liefert, um solche Steuern ertragen zu können.

Noch hüllte sich die imposante Masse des Amphitheaters in nebelhaftes Halbdunkel, als wir am Morgen des 7. Februar von el Dschem aufbrachen. Die Spahy's, welche viel langsamer vorwärts konnten, waren schon um 3 Uhr Morgens aufgebrochen, um jedoch noch später als wir im Nachtquartier anzulangen, ein Umstand, welcher mich jeglichen Nutzens beraubte, den ich allenfalls aus ihnen hätte ziehen können. Ich möchte deßhalb Jedermann, der Hambas oder Spahys bei sich hat, rathen, nicht zu Wagen zu reisen.

Gegen halb acht Uhr nahm die Steppe, welche bald hinter el Dschem wieder begonnen hatte, einen weniger öden Charakter an, indem sie sich nun von zahlreichen Büschen und Sträuchern bewachsen zeigte, worunter Arbutus und Lentiscus am Meisten vertreten waren. Gegen Mittag hielten wir an einer Pfütze voll Regenwasser, welche der dieser Gegend kundige Malteser zum Haltpunkte erwählte, weil er nur dort seine Pferde tränken konnte, indem weit und breit kein Brunnen zu sehen war und selbst der kurz vorher passirte Byr Schâba nur brackiges Wasser enthielt.

Während wir hier lagerten, hatten wir das schöne Schauspiel der Wanderung eines Beduinenstammes, der sein Lager wechselte. Zahlreiche Schafheerden, der Reichthum dieser Stämme, wurden von malerisch zerlumpten Beduinen vorausgetrieben. Dann folgten hoch zu Kameel die Frauen der angesehenen Leute des Stammes, während die armen zu Fuß gingen. Unter letzteren befanden sich auch viele Negerinnen, in bunte Gewande gekleidet, ihre wolligen Löckchen künstlich frisirt auf die Stirn niederhängend. Dann kam hoch zu Roß der Schaych, umgeben von seinen Söhnen, einigen bartlosen Jünglingen, denen die wallende weiße Tracht etwas

Weibisches verlieh, das dadurch noch vermehrt wurde, daß sie, wie fast alle jungen Beduinen oft bis zum Alter von 25 Jahren, Ohrringe trugen. Zuletzt folgten diejenigen Kameele, welche die Häuser dieser Nomaden, d. h. die Zeltestücher und Zeltesstangen, trugen, auf die man das Kochgeschirr obenaufgethan hatte.

So erwünscht jedoch mir das charakteristische Schauspiel war, welches mir hier geboten wurde, so unangenehm war es meinem treuen Diener, der stets mit Gewissenhaftigkeit auf mein Hab und Gut wachte und sich für jeden Verlust, welchen dasselbe erleiden konnte, verantwortlich hielt. Einem solchen Verlust war es aber in diesem Augenblick mehr als je ausgesetzt, denn diese Beduinen, welche über Mein und Dein höchst eigenthümliche, dem Wüsten- und Räuberleben entlehnte Begriffe hegen, sammelten sich rings um uns und starrten uns mit stummer Neugierde an, ja, kamen uns so nahe, daß Issmâ'yl seinen Burnus und meine Flinte, die ihnen nahe waren, aus ihren Klauen retten mußte. Namentlich meine Cantinen, zwei kleine eisenbeschlagene Holzkoffer, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit Geldschränken besaßen, lockten ihre interessirte Neugierde an. Sie tauschten, mir ganz hörbar, Bemerkungen über den muthmaßlichen Inhalt derselben aus, welcher nach ihrer Ansicht in lauter Goldstücken bestand. Dieser vermeintliche goldene Segen übte auf sie eine solche Anziehungskraft aus, daß sie sich bald uns immer mehr näherten und zuletzt wie ein dichter Knäuel umgaben. Da es jetzt unmöglich wurde, unsre Habseligkeiten aus ihren Klauen zu retten ohne jenes wirksamste Einschüchterungsmittel, daß wir zu unsern Gewehren griffen, so versuchten wir dieses und der Effect des bloßen Vorzeigens der guten europäischen Waffen auf diese nur mit schlechten Feuersteinschlössern bewehrten Naturkinder bewährte sich auch diesesmal, wie gewöhnlich, so trefflich, daß wir im Augenblick aller Sorge um unser Eigen-

thum enthoben waren und die ganze Bande wie eine Schaar aufgescheuchter Vögellein auseinanderstieben sahen.

Dieses Wanderlager gehörte, wie ich erst nachher erfuhr (denn wir hielten es für gerathen, uns mit den Biedermännern nicht den Wonnen der Conversation hinzugeben), zu dem Stamme der Methâlyt, welcher die ganze Gegend nördlich und westlich von Sſfâqeſſ nomadisch zu durchstreifen pflegt. Zwei Stunden später hatten wir ein andres Begegniß, welches mit diesem in einem gewissen Zusammenhange stand. Wir sahen nämlich plötzlich drei vielbewehrte, aber doch eigentlich schlechtbewaffnete Reiter auf guten arabischen Stuten (die Beduinen reiten mit Vorliebe Stuten) antraben, die ein höchst wildes, räuberhaftes Aussehen boten. Der eine derselben war ein älterer Mann mit erstaunlich häßlichen Gesichtszügen, Wangen und Nase von tiefen Pockennarben zerfressen, die Nase zudem noch so merkwürdig stumpf, daß sie eher einer Hundenase glich, außerdem das Gesicht beinahe bartlos; doch der Ausdruck der thierischen Augen und die Wildheit des ganzen Antlitzes genügten auch bei mangelnder Mähne, den dafür Empfänglichen den nöthigen Schrecken einzujagen. Zu diesen Empfänglichen gehörten wir jedoch nicht, denn die verrosteten alten Gewehre und Bayonnette der Räuberschaar waren keineswegs geeignet, uns Respect einzuflößen. Der älteste der Drei versuchte zwar mit meinem Diener ein Gespräch anzuknüpfen, da derselbe aber mit der besten Antwort, die man solchen Leuten geben kann, d.h. mit Stillschweigen, antwortete, so zogen sie, nachdem sie sich vorher von dem guten Zustand unsrer Waffen überzeugt hatten, ihres Weges weiter. Diese Leute gehörten nicht zu dem Stamme der Methâlyt, sondern zu dem eine Tagereise südlich von Sſfâqeſſ campirenden Stamm der Bânu Sayd, vulgo Beni Syd, welcher sich augenblicklich im Krieg mit den Ḥamâma befand und das Kleeblatt an die nördlichen Stämme der Methâlyt und Sſuâſſy abgesandt hatte, um diese zur Hülfe

gegen ihre Feinde anzurufen. Dergleichen Stammesfehden läßt die Regierung geduldig sich bethätigen, ja sie scheint sie, nach dem Grundsatz „divide et impera“, sogar gern zu sehen, denn die Eintracht der Stämme pflegt in diesem Lande immer der Regierung nachtheilig zu sein, da sie sich selten zu anderm Zweck als zur Revolte verbinden.

Gegen 3 Uhr erreichten wir die Gärten von Sfâqess, welche einen weiten Gürtel von der Breite wenigstens einer deutschen Meile um diese Stadt bilden. In diesen reichen Gärten ist die Olive nicht mehr ausschließlich, wie im Ssâḥil von Ssussa, und die Palme noch nicht, wie in Qâbiss und Qerqenna, der vorherrschende Baum. Vielmehr zeigt sich hier neben diesen beiden nützlichen Pflanzen ein Ueberfluß an andern Fruchtbäumen; Mandeln, Feigen, Aprikosen, Weintrauben, Pfirsichen, Pistacien werden in Menge hier gezogen. Jeder Garten wird von Opuntiahecken abgegränzt und aus seiner Mitte erhebt sich ein thurmartiges, terrassengekröntes Landhaus neben dem niemals fehlenden Brunnen, dessen Wasser diesen dem Sand abgewonnenen Pflanzungen Dasein und Leben verleiht, obgleich es seines brackigen Geschmacks wegen den Menschen nicht genießbar ist, welche in der ganzen Umgegend, wie in der Stadt selbst, auf Cisternenwasser angewiesen sind. Alle diese Gärten werden mit großem Fleiße unterhalten, wie denn überhaupt Arbeitsamkeit die Bürger von Sfâqess vor allen andern Bewohnern Tunisiens vortheilhaft auszeichnet. Diese wackeren Leute bringen gewöhnlich den Morgen, oft den ganzen Tag auf ihren Landgütern mit der Pflege ihrer Gärten beschäftigt zu und ziehen dann in kleinen oder größeren Schaaren nach der Stadt.

Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang waren wir in der nächsten Nähe derselben angelangt und begegneten nun jeden Augenblick dichten Gruppen von Menschen, die von den Gärten heimzogen, meist nur aus Frauen und Kindern

bestehend, welche den Abend auf ihren Landgütern erwartet hatten, während die Männer, die in der Stadt ihrer Geschäfte warten mußten, meist schon um Mittag dahin zurückgekehrt waren. Die Frauen, in lange weiße Wollentücher gehüllt, die dicht über's Gesicht gezogen waren, und die Knaben in ihren bunten, die Mädchen in ihren zweifarbigen (auf der einen Seite rothen oder blauen, auf der andern meist gelben) Dschobba's gewährten einen höchst malerischen Anblick, wie sie, um das Kameel oder das Esellein gruppirt, welches den vom Lande mitgebrachten Hausvorrath trug, im Wüstensand der Straße neben den saftigen Opuntiahecken dahinzogen.

Kurz vor der Stadt hörte alle Vegetation auf, denn auch Ssfâqess wird ähnlich wie Ssussa durch einen Gürtel kahler Flächen von seinen Gärten getrennt. Die Stadt bietet sich recht mittelalterlich dar. Ihre massiven Mauern sind von Zinnen gekrönt, nehmen sich jedoch ungleich festungsartiger und kriegerischer aus, als die geschniegelten, gekünstelten, weißangestrichnen Mauern von Ssussa mit ihren Nischen auf den innern Seiten, ihren geglätteten Wänden und ihren wie Kinderspielzeug gekünstelten Zinnen. Ssfâqess erscheint wie eine Festung aus dem rohen, aber männlichen Mittelalter, Ssussa wie ein gothisches Spielwerk moderner Kunstliebhaberei.

Durch das nördliche der beiden Thore, welche die moslimische Stadt besitzt, hielt ich meinen Einzug in dieselbe. Aber damit war mir wenig gedient, daß ich mich nun mitten in der Stadt befand, in welcher ich vermöge des Amr-Bey mein Absteigequartier nehmen sollte, denn die Spahy's, unsre langsamen Begleiter, welche besagten Amr nicht aus der Hand hatten geben wollen, zeigten sich nirgends. So blieb nichts übrig, als im Wagen die Ankunft dieser Herren zu erwarten, ein Wartestündchen, während welchem ich der vollen Neugierde der moslimischen Jugend ausgesetzt war, die den Wagen in

stummer Verwunderung umstand, denn in Sfâqeß ist ein Wagen noch eine große Seltenheit und in's moslimische Quartier gar verliert sich so gut wie niemals einer. Endlich kamen die tapfern Reiter, um von mir erst tüchtig ausgescholten und dann zum Qâyid und von diesem zum Chalyfa geschickt zu werden, welche beide Würdenträger denn auch glücklich ein Quartier für mich ermittelten und in Stand setzten. Der Qâyid war eine zu große Personage, um mich selbst zu empfangen, auch befand er sich nicht in der Stadt selbst, sondern auf seinem übrigens sehr nahe gelegenen Landgute. Dagegen leistete sein Stellvertreter, der Chalyfa, in Höflichkeit sehr viel und nebenbei auch in reelleren Dingen, denn bald sah ich mich leidlich comfortabel eingerichtet und erhielt ein so massenhaftes Souper, daß vierzig Personen sich daran satt essen konnten. Aber auf diese Weise zeigt sich immer die officielle Gastfreundschaft in moslimischen Ländern. Sie ist mit einer Verschwendung verbunden, welche den Bewohnern unerträgliche Lasten auferlegt.

Am nächsten Morgen empfing ich Besuche von fünf oder sechs Europäern, an die ich nicht einmal Empfehlungsbriefe besaß; aber so groß ist in diesen abgelegenen Orten das Zusammenhalten der Kinder der Civilisation, so selten nebenbei in Sfâqeß die Ankunft eines gebildeten Reisenden, daß diese Herren sich ein Vergnügen daraus machten, mir ihre Dienste anzubieten. Diese Dienste waren freilich meist solcher Natur, daß sie mir, der ich hauptsächlich in dieser ächtorientalischen Stadt das moslimische Leben studiren wollte, wenig Nutzen in Aussicht stellten.

Sie beschränkten sich nämlich darauf, mir das europäische Viertel, welches allein diesen Herren interessant erschien, und dessen Bewohner zu zeigen, sowie mich mit den Honoratioren unter ihnen bekannt zu machen. Um ihnen jedoch nichts abzuschlagen, ließ ich mich von diesen gefälligen Leuten im

europäischen und jüdischen Viertel oder vielmehr der abgeschlossenen Stadt dieser beiden Bevölkerungselemente herumführen. Diese kleine Stadt ist regelmäßig, etwa wie ein italienisches Hafenstädtchen gebaut, mit niederen Häusern und breiten, aber ziemlich schmutzigen Straßen. Die Bevölkerung war seit meiner letzten Anwesenheit auf etwa 2000 Seelen angewachsen, wovon die Christen zwei Fünftel ausmachten. Letztere besitzen eine ziemlich große und niedlich gebaute Kirche, die mir als Merkwürdigkeit auch gezeigt wurde, deren Innres mich aber wenig entzückte, denn es war mit bunten Tapeten ausgedeckt, mit Tüchern in den schreiendsten Farben behangen und mit Altären voll des absurdesten Rococoschnitzwerks, das man wahrscheinlich auf einem Trödelmarkt Italiens gekauft hatte, geschmückt. An den Wänden hingen abscheulich illuminirte Lithographien von Heiligenbildern; kurz das Ganze glich einer recht geschmacklosen, modernen italienischen Dorfkirche.

Unter den Bewohnern des europäischen Viertels giebt es jetzt nicht weniger als neun sogenannte Consuln, Leute, die hier eine große Rolle spielen, die aber in der That nichts sind, als recht untergeordnete consularische Agenten, unter denen sich kein einziger sogenannter diplomatischer, noch auch ein bezahlter Consul befindet. Es sind eben Kaufleute, die sich, um ihrer Eitelkeit zu schmeicheln und außerdem allerhand andere materiellere Vortheile zu genießen, diesen Titel durch Verbindungen und Intriguen verschafft haben. Unter ihnen befindet sich auch ein Consul von Monaco. Der andere Großstaat, die Republik San Marino, war gegenwärtig ohne Vertreter, doch gab es nicht weniger als zehn Aspiranten nach diesem pompösen Consulat, die sich gegenseitig in den Haaren lagen und einander nach Herzenslust beschimpften und schlecht machten. Wie jedoch nicht Alles Gold ist, was glänzt, so sind auch unter diesen sogenannten Europäern viele, welche

mit Europa nichts gemein haben, sondern europäisch gekleidete, leidlich italienisch radebrechende, aber aller europäischen Bildung entbehrende tuniser Juden, die sich der Protection irgend einer europäischen Macht und sei es selbst des Fürstenthums Monaco theilhaftig zu machen wußten und dadurch alle jene exorbitanten Privilegien genießen, welche den Europäern in diesem Lande eine so ausnahmsweise vortheilhafte Stellung sichern.

Am Tage nach meiner Ankunft in Sfâqess hatte diese sämmtliche europäische Bevölkerung grade der Carnevalsrausch ergriffen, indem die Malteser, welche den größten Theil der hiesigen Franken bilden, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit an allen Traditionen der katholischen Länder festhalten. Um nun den Carneval würdig zu begehen, hatten viele derselben für gut gefunden, sich als Araber anzuziehen und somit den Moslims zu zeigen, wie herzlich ungeschickt und linkisch sie sich in diesem Costüm ausnahmen. Einige zwanzig durch dieses Costüm entstellte junge Kaufleute hatten sich Pferde gemiethet, mit denen sie eine arabische Phantasia aufzuführen beabsichtigten, aber nur ein höchst klägliches Schauspiel zu Stande brachten. Ich sah diese tapferen Ritter in einem improvisirten Circus am Meere, wo sie die Schwenkungen und Reiterkünste der Araber in seltsamer Carricatur in Scene zu setzen versuchten, eine Vorstellung, welche jedoch dadurch ein trauriges Ende nahm, daß der Chef der Bande plötzlich vom Pferde stürzte, ein Manöver, welches zwei andere so nachahmungswerth fanden, daß sie deßgleichen thaten. Negermusik, Frauengeheul begleitete dieses fränkisch-afrikanische Tohu wa Bohu, welches erst mit dem Tage endete.

Interessanter war mir die moslimische Stadt, weniger ihrer Gebäude wegen, welche zwar mitunter recht stattlich und ansehnlich sind und unter denen sich die höchst stattliche zinnengekrönte, thurmumgebene Qaçba, welche genau das Bild einer wohlerhaltenen mittelalterlichen Burg giebt, sowie die mir

leider unnahbare große Moschee befindet, deren Innres einige sechzig antike Säulen enthält, welche ich durch die offene Thür im Vorübergehen verstohlen erblicken konnte, als um ihrer Bewohner willen. Es ist ein eigenthümliches Völkchen, diese Sſfâqſſiyâ. Mitten in der geistigen und ökonomischen Stagnation der moslimischen Welt, wenigstens derjenigen des Maghrebs, haben sie allein eine gewisse Rührigkeit bewahrt, welche sich allen in ihrem Bereich liegenden Industriezweigen mit gleicher Vorliebe zuwendet, und das ist um so bedeutungsvoller, als grade diese Bürger vielleicht in ganz Tunisien die strengsten Moslims sind. In Sſfâqeſſ besuchen sogar die Kinder schon die Moscheen; nirgends sind letztere überhaupt gefüllter als hier; an Qorânschulen herrscht Ueberfluß und die Zahl der Heiligengräber ist Legion. Selbst die Frauen, für die anderswo das Beten ziemlich gleichgültig gefunden wird, sollen hier ihre religiösen Pflichten mit Gewissenhaftigkeit erfüllen. Der der Civilisation feindliche Einfluß, den man dem Islam zuschreibt, zeigt sich hier also nicht in dem Verfall der Cultur, nur allenfalls in einem gewissen Fanatismus, dessen man die Sſfâqſſiyâ beschuldigt. Ihre Zahl soll 10,000 jetzt nicht übersteigen und dennoch unterhält eine so schwache Bürgerschaft mit ihrer eignen Hände Arbeit in gutem Zustande Pflanzungen von der Ausdehnung des Sſâhils von Tunis, ja sie fügt den schon bestehenden fast alljährlich neue hinzu, die sie mit Mühe dem Sandboden abgewonnen hat. Zugleich Landbebauer und städtischen Gewerben ergeben, üben fast alle Sſfâqſſiyâ außer ihrer ländlichen Beschäftigung noch irgend ein Handwerk oder beuten einen Handelszweig aus. Eine andere Eigenthümlichkeit, welche diese Bürgerschaft von allen andern des Orients unterscheidet, und die etwas an unsre mittelalterlichen Reichsstädte erinnert, ist ihre Ausschließlichkeit gegen alle fremden Elemente. Ein fremder Moslim kann in Sſfâqeſſ auf keinen blühenden Zweig kom-

men, ja er wird sich in dieser Stadt bald so isolirt finden, da die Sfâqsiyâ sich von allen Fremden mißtrauisch zurückziehen, daß er gewiß nicht lange in der exclusiven Stadt bleiben mag. Christen und Juden wohnen zwar hier, aber kein einziger von ihnen in der eigentlichen Stadt, sondern alle in dem Rabat, dem abgeschlossenen Frankenviertel, das die Sfâqsiyâ wie einen fremden Ort ansehen und in dem nie einer von ihnen übernachtet. In andern Städten des Maghrebs sind gewisse Industriezweige und Handwerke fast ausschließlich in Händen von fremden Moslims. In Sfâqess dagegen findet nichts dergleichen Statt. Selbst die Badeknechte, die von Tripolis bis Marokko überall dem Saharastamme der Beni Msab angehören, sind hier Sfâqsiyâ. Auch sehr viele von denjenigen Geschäften, welche sich anderswo in Händen der Juden und Christen befinden, werden von den hiesigen Moslims betrieben, denn die Bewohner der Europäerstadt dienen nur als Vermittler zwischen Sfâqess und den europäischen Märkten.

Selbst im Costüm unterscheidet sich dieses Völkchen von den Bewohnern der übrigen Städte Tunisiens. Die Sfâqsiyâ kann man auf den ersten Blick an ihrer eigenthümlichen Art, den Turban zu winden, erkennen, welchen sie nicht in viele kleine Wulste geschlungen tragen, wie die Tuniser, sondern in einer oder zwei bauschigen Windungen, die viel weiter vom Haupte abstehen, als der übliche Turban. Die beduinische Tracht verabscheuen sie; als friedliche Kaufleute ziehen sie die Dschobba, welche so recht das Costüm des maurischen Bürgers ist, jeder andern Kleidung vor. Eigenthümlich primitiver Holzsandalen (Kabkab) bedienen sich die Frauen. Dieselben bestehen wie die der Tuniserinnen nur aus einer hölzernen Sohle, werden jedoch nicht wie diese vermittelst eines Riemens, der über den Fuß geht, festgehalten, sondern durch ein kleines Holzzäpfchen, das zwischen der großen Zehe und der nächsten

in die Höhe ragt und welches die Frauen zwischen diesen beiden Zehen festhalten, der einzige Anhaltspunkt dieser seltsamen Fußbekleidung, mit welcher, wie die Sfâqsiyâ sagen, Niemand zu gehen vermag, als ihre an diese Fußgymnastik gewöhnten Frauen.

Der Großhandel mit dem Binnenlande, welcher in moslimischen Ländern meist Karawanenhandel ist, befindet sich in einem großen Theil Tunisiens fast ausschließlich in den Händen der Sfâqsiyâ. Sie führen die Datteln aus dem Beled el Dscheryd, die Wolle und Häute aus den Gebieten der Nomadenstämme, die Fabrikate aus den übrigen Städten der Regentschaft hierher zum Einschiffen nach Europa oder dem Orient. Außerdem liefert die Landschaft um Sfâqeß selbst mancherlei Handelsartikel wie Feigen, Oel, Rosinen, Mandeln u. s. w. Auch das Meer bietet hier einen sehr gesuchten Artikel des Exports, nämlich Schwämme, mit deren Fischerei sich auch wieder ein Theil der Sfâqsiyâ beschäftigt. Leider hat jedoch der Handel nach dem Ausland in den letzten Jahren einen schweren Schlag erlitten, in Folge dessen er jetzt fast ganz daniederliegt und zwar durch die Ausführung des wahrhaft wahnsinnigen Systems der Besteuerung der Ausfuhr, welches die Regierung eingeführt hat. Diese Besteuerung, weit entfernt bei allen Artikeln gleich zu sein, wechselt, einer unerklärlichen officiellen Laune oder vielmehr Verblendung zu Folge, zwischen der geringen Quote von drei bis zu der ungeheuren von 150 Procent. Am Schwersten werden hiervon die Datteln und die Wolle getroffen. Was erstere betrifft, so verlangt heutigen Tags die Regierung für eine Quantität Datteln, deren Preis etwa 15 Piaster nach Sfâqeß geliefert beträgt, eine Ausfuhrsteuer von nicht weniger als 25 Piaster, also 150 Procent des Werthes. Die Wolle ist zu 100 Procent besteuert. Daher kommt es, daß diese beiden Handelsartikel jetzt beinahe gänzlich vom hiesigen Markte verschwunden

sind; die Datteln aus dem Dscheryd werden nicht mehr hergebracht und die dem Export entzogene Wolle ist beinahe umsonst zu haben. Die europäischen Kaufleute, welche nicht immer mit der Ehrlichkeit auf vertrautem Fuße leben, haben zwar mehrmals versucht, sich dieser ominösen Steuer durch Schleichhandel zu entziehen, der ihnen an andern Orten auch oft zu glücken pflegte. Aber in Ssfâqess wußte die Wachsamkeit der Viceconsuln und die gute Polizei des Qâyid dergleichen Manöver bis jetzt stets zu vereiteln. Erst kurz vor meiner Ankunft waren wieder drei Schiffsladungen Oel confiscirt worden, welche europäischen Schmugglern gehörten, und die Speculanten hatten das Nachsehen, da kein Consul die geschmuggelte Waare zu reclamiren wagte. Dergleichen Lectionen sind den europäischen Betrügern gewiß recht gesund, und ich gönne sie ihnen von Herzen. Am Wenigsten werden die Schwämme von der Exportsteuer gedrückt, und darum ist dieser Handel fast auch der einzige, welcher sich hier noch einer gewissen Blüthe erfreut.

Der Kleinhandel, welcher sich auf den Consum und gewisse Luxusartikel beschränkt, befindet sich jedoch in Ssfâqess immer noch in einem verhältnißmäßigen Blüthezustand. Diese kleine Stadt besitzt einen Basar, so schön und solid gebaut, wie wir ihn in Tunis umsonst suchen. Hier sind der gewölbten Basarhallen einige vier oder fünf, worunter zwei von beträchtlicher Länge, während Tunis in seinem Ssuq el ʿAṭariya nur eine einzige, kurze, gewölbte Verkaufshalle aufweisen kann und die andern Basars nur mit ruinenhaftem Holzgetäfel bedeckt sind. Es giebt auch hier einen kleinen Ssuq el ʿAṭariya (Rosenölverkäufer), außerdem Ssuq's der Belrhadadschiya (Pantoffelarbeiter), Ḥadadyn (Eisenhändler) u. s. w., kurz fast jeder Industriezweig ist hier, wenn auch nur durch wenige Läden, vertreten. Ich sah sogar einen arabischen Uhrmacher und einen Händler mit Medicamenten, Salben und Pomaden,

in seltsamen winzig kleinen Büchschen enthalten, zwei in moslimischen Ländern höchst heterogene Erscheinungen.

Der gemeinnützige Sinn der Sfâqssiyâ giebt sich durch eine Anzahl nützlicher öffentlicher Anstalten zu erkennen, welche der Wohlthätigkeit dieser Bürger ihr Dasein verdanken. Hiezu gehören vor allen Dingen die Stiftungen, welche dieser an trinkbarem Brunnenwasser Mangel leidenden Stadt einen steten Vorrath des köstlichen Getränkes sichern. Außerhalb der Stadt befindet sich ein ganzes System von Cisternen, deren größte den bezeichnenden Namen en-Naçriya (die hülfreiche) führt, lauter Stiftungen hiesiger Bürger, denen noch in unsrer Zeit mancher neue Regenwasserbehälter hinzugefügt und dem öffentlichen Gebrauch überlassen worden ist. An Qorânschulen und milden Stiftungen, namentlich an solchen, welche mit Heiligengräbern in Verbindung stehen, haben es die Sfâqssiyâ gleichfalls nicht fehlen lassen. Auch eine wahrhaft fürstlich ausgestattete Hospitalstiftung existirt hier, leider aber kann sie jetzt nicht mehr ihrem Zweck entsprechen, da die Regierung sich ihrer Einkünfte bemächtigt und dieselben an ihre Creaturen verschenkt hat. So kommt es, daß der mildthätigen Absicht der Stifter zuwider, das Spitalgebäude von stolzen Mamelukken bewohnt und seine Einkünfte von diesem Raubgesindel verzehrt werden.

In dem Golfe (denn einen Hafen besitzt Sfâqess nicht) herrschte zur Zeit meiner letzten Anwesenheit ein ziemlich reges Leben. Das mit einer beinahe vollkommen sichern Rhede gesegnete Sfâqess bildet nämlich die Winterstation der sogenannten tunisischen Flotte, deren Admiralschiff, eine Dampffregatte und eine Dampfyacht des Bey im Augenblick hier stationirten. Außerdem wimmelte es von Sandats und Schebeks (kleineren und etwas größeren Schiffen mit lateinischen Segeln), Mistiks (kleinen Schiffen mit graden Segeln) und auch einige europäische Schooner und Cutter hielten hier.

Am Landungsplatz, welcher der hier sehr stark auftretenden Ebbe und Fluth seine Reinlichkeit verdankt, lernte ich den tunisischen Viceadmiral und Commandanten der Flotte kennen, einen geläufig italienisch sprechenden, noch auffallend jungen Mann, der auch europäischer Abkunft, aber als Moslim erzogen sein soll. Schon vorher hatte ich in seinem Palast in der Stadt, den er jedoch nur bei Tage besucht, während er die Nacht auf dem Lande zubringt, den Qâyid von Ssfâqess, Ssy Ḥassuna el Dschelulh besucht. Der Qàyid war europäisch gekleidet und sah trotz dieser unvortheilhaften Tracht recht würdevoll aus. Er überbot sich in Freundlichkeiten, versprach mir seinen Wagen zu schicken, um Ausflüge nach einigen in der Nähe gelegenen Ruinen zu machen, bot mir alle Herrlichkeiten der Stadt Ssfâqess an, kurz, er entsprach so vollkommen den Grundsätzen der großartigen und fürstlichen Gastfreundschaft, welche den Trägern des Amr-Bey zu Theil wird, daß ich wie beschämt davon ward, wenn ich diese Gastfreundschaft mit unserer europäischen, wenn man überhaupt von einer solchen reden kann, verglich.

Von dem gütigen Anerbieten des Qâyid, mir seinen Wagen zu Ausflügen in der Umgegend zu leihen, machte ich gleich am folgenden Tage Gebrauch, um die bei Ḥanschyr Inschylla, etwa 2 Meilen von Ssfâqess gelegenen Ruinen zu besuchen. Die ersten zwei Stunden führten uns durch die anmuthige Gartenregion dieser bevorzugten Stadt, dann nahm uns eine an's Meer gränzende Einöde auf, aus welcher spärliche Steppengräser aufragten, deren wenig anlockendes Grün gleichwohl einer Schaar blökender Lämmer zur Weide diente. Nach drei Stunden von Ssfâqess aus erreichten wir einen kleinen arabischen Marabut, Ssayydy Maqluf genannt, in dessen Nähe die Spuren einer Römerstadt sich deutlich ankündigen. Fast das einzige, was jetzt noch von ihr steht, ist die Ruine einer christlichen Basilika, welche im Mittelalter in

eine Moschee verwandelt worden war, wie der kleine aus antiken Resten gebaute Miḥrab in ihr verkündigt. Das Uebrige scheint jedoch wirklich antiker Bauart zu sein, und zwar eine fünfschiffige Basilika gebildet zu haben, deren in 4 Reihen aufgestellte Säulen noch vorhanden sind. Diese Säulen von schönem weißen Marmor werden von Capitälern gekrönt, welche der spätrömischen Kunstepoche angehören und außer den Acanthusblättern der korinthischen Ordnung auch noch Sculpturen von Widderköpfen, Vögeln und Genien zeigen. Das Gebäude war früher von einer massiven äußern Mauer umzingelt, deren noch vorhandene Fundamente jedoch offenbar eine arabische Bauart verkündigen. Alle andern Bauten dieser antiken Stadt, einige niedrige Gewölbe abgerechnet, welche wahrscheinlich zu Cisternen dienten, sind jedoch jetzt gänzlich verschwunden. Am Meere glaubte ich übrigens Spuren eines Hafendammes zu erkennen, welche anzeigen, daß die hier gelegene Römerstadt sich eines Seehandels erfreute.

Welches war der Name dieser antiken Stadt? Das Itinerarium Antonini Augusti giebt uns 28 Milliarien von Thenä und 32 von Thysdrus entfernt einen Ort an, welchen es Usula civitas nennt, und da diese Entfernungsangaben den wirklichen Entfernungen von Ḥanschyr Tayna (Thenä), sowie von el Dschem (Thysdrus) und der Localität von Inschylla entsprechen, so dürfen wir wohl Shaw's Beispiel folgen, welcher zuerst in diesen Ruinen jene Römerstadt erkannt hat. Auch die Peutinger'sche Tafel, welche die Stadt Usilla municipium nennt, giebt uns solche Distanzangaben, die wir als auf diesen Ort passend bezeichnen können, nämlich 20 Milliarien von Taparura, das ohne Zweifel das heutige Sſâqeſſ ist, von Ḥanschyr Inschylla etwa 15 Milliarien schon allein in directer Linie entfernt, und 6 Milliarien von Ruspe, welches man in genau dieser Entfernung von hier wiedergefunden hat. Auch Ptolemäos führt diese Stadt unter dem-

selben Namen Usilla, der Geograph von Ravenna als Usyla, die Bisthumslisten als Usula und die Lex Thoria als Usala an, letztere in derselben Form wie Plinius, der sie Oppidum Latinum Usalitanum nennt und uns zugleich belehrt, daß dieß die einzige Stadt lateinischen Rechtes in der Provinz Africa war. Was diesen Namen betrifft, dessen eine Form Usilla wir in dem modernen Inschylla deutlich wiederkennen, so leitet ihn Movers von עז סלע das heißt „Felsenstadt“, ab, eine Etymologie, welche die Beschaffenheit des Erdreichs durchaus nicht zuläßt; wir müssen daher zu der etwas symbolischen Ableitung des Gesenius von עז בעל, d. h. „Kraft des Baal“ in Ermangelung einer bessern unsre Zuflucht nehmen, wenn es überhaupt feststeht, daß die Stadt phönicischen Ursprungs war. Sonst ist uns nichts von dieser Römerstadt bekannt, als die Namen von fünf ihrer Bischöfe, Cassianus, der auf dem Concil von 349 folgenden Canon vorschlug und durchsetzte: „Daß kein Geistlicher oder Laie ohne Empfehlungsbrief seines Bischofs mit einer fremden Gemeinde in Verbindung trete.“ Der Maximianist Theodorus anathematisirte im Jahre 393 die Primianisten auf dem Concil von Cabarsussum und wurde seinerseits von den Primianisten auf dem Concil von Bagaita verdammt. Privatus (411), Victorinus (484) erschienen auf den Concilen von Karthago, und Laurentius (641) wird als Episcopus civitatis Usilubis (eine neue Namensform) erwähnt.

Am folgenden Tage, dem 10. Februar, machte ich in dem Staatswagen des Qâyid einen andern Ausflug und zwar diesesmal nach den nur wenig über eine Meile von Sfâqess in südlicher Richtung entfernten Ruinen von Thenae, welche die Araber der Umgegend unter dem Namen Ḥanschyr Tyna bezeichnen. Abermals nahm uns die sandige Ebne auf, welche um Sfâqess einen Gürtel beschreibt, dessen Breite sich auf dieser, der südlichen Seite viel beträchtlicher zeigt, als auf der nördlichen und westlichen. Unsre heutigen Begleiter, die

Spahys von Sfâqeß, durchmaßen auf ihren flinken Rossen, wie im Fluge, die Viertelmeile dieses sandigen Raumes, denn auf diesem Ausflug hatte ich mir die keineswegs angenehme Gesellschaft der mir in Tunis mitgegebenen Hambas verbeten, und fand mich somit durch die Langsamkeit ihrer Regierungspferde nicht behindert, welche letztern von den vielleicht weniger vornehmeren aber jedenfalls tüchtigeren Provinzialpferden von Sfâqeß vollkommen ausgestochen wurden. Diese Pferde vermochten es wenigstens einen längern Galopp zu leisten, während die der Tuniser Hambas schon von einem kurzen so angegriffen wurden, daß sie einen vollen Ruhetag zur Erholung bedurften, und dennoch fraßen letztere auf dieser Reise täglich zwölfmal mehr, als die gewöhnlichen arabischen Pferde, nämlich jedes Pferd einen Wyb Gerste (ein Maaß von der Größe von 24 Liter und bei Gerste im Gewicht von 60 Pfd.), während die meisten Pferde hier zu Land nur ein Çâ (den 12ten Theil des Wyb) Gerste zu bekommen pflegen. Freilich wurden die Schindmähren meiner Hambas auf Staatskosten, die der andern von ihren Herren ernährt.

Nach einer halben Stunde passirten wir den jetzt ziemlich wasserreichen Uëd el Aqârab (Fluß der Scorpione), dessen sandige Umgebungen von Halfa und kleinen Palmen (die ich Anfangs für Chamerops humilis hielt, die sich aber bei genauer Beobachtung als verkrüppelte Exemplare von Phoenix dactilifera herausstellten) in wildwuchernden Gestrüpp überwachsen waren. Nur eine kurze Zeit hielten wir uns in der olivenreichen Gartenregion von Sfâqeß, welche auf diesen sandigen Gürtel folgte; da diese Region aber auf dieser südlichern Seite weit weniger dicht ist, sondern häufige große Unterbrechungen zeigt, so kamen wir zwischen einer Gartenoase und der andern durch lange Strecken theils von baumlosen Kornfeldern, theils völlig öden Flächen. Zuletzt gewann die Einöde ganz die Oberhand, und in dieser einsamen Gegend

stießen wir auf den Hanschyr, welcher das Ziel unsres Ausfluges bildete.

Die Ruinen oder vielmehr Trümmerspuren, welche unter dem Namen Hanschyr Tyna bekannt sind, fanden sich auf dem großen Flächenraum von einer Drittelquadratmeile zerstreut, ein Umfang, welcher Zweifel in uns aufkommen läßt, ob wirklich seine ganze Ausdehnung von Häusern eingenommen wurde oder nicht. Zuerst bemerkten wir in der Nähe einiger mittelalterlichen moslimischen Gräber, nordwestlich von der Hauptmasse der Trümmer gelegen, einen Hügel, um dessen vielleicht durch Kunst geschaffene Erhöhung sich ein unregelmäßiges Viereck von Mauerfundamenten traciren ließ. Obgleich diese Mauern alle eingestürzt sind, ja obgleich ihre Fundamente großentheils nicht mehr an Ort und Stelle stehen, so läßt sich doch aus den umherliegenden Architekturfragmenten, verbunden mit ihrer dominirenden Lage, auf den festungsartigen Charakter der Baute schließen. Der mittlere Theil dieses Hügels bildet eine Versenkung, welche wahrscheinlich durch den Einsturz mehrerer hier befindlichen Cisternen erzeugt ward. Alle diese Regenwasserbehälter sind übrigens nicht verschwunden, vielmehr sah ich eine etwa 40 Fuß lange Cisterne, welche aber ursprünglich viel länger gewesen sein muß, noch zum Theil recht gut erhalten. Dieselbe soll sogar, wie mir meine Spahys sagten, noch Wasser enthalten, ein Umstand, von dem ich mich nicht mit Augenschein überzeugen konnte, da ihr Gewölbe noch steht und den Einblick in dieselbe wehrt. Wahrscheinlich war hier nur ein detachirtes Fort. Lag jedoch, wie Guérin vermuthet, auf diesem Hügel wirklich die Citadelle der Stadt, so muß dieselbe von letzterer jedenfalls sehr entfernt gewesen sein, denn erst tausend Schritte von hier, dem Meere zu, trifft man auf die eigentlichen Trümmer der Stadt, welche übrigens gleichfalls nur aus Schutt und Scherben und hie und da aus einem Mauer-

fragmente bestehen, in deren Chaos es mir jedoch möglich schien, von Strecke zu Strecke eines oder das andere Gebäude zu traciren.

In diesem der eigentlichen Stadt angehörigen Raum trafen wir zuerst auf eine sehr große, etwa 50 Schritt lange Cisterne, deren Gewölbe fast durchweg erhalten und nur an drei Stellen eingestürzt sind, an denen man Gelegenheit hat, die eigenthümliche Architektur dieses Werkes zu studiren. Dasselbe besteht nämlich nicht aus der sonst üblichen Caementicia structura incerta, sondern aus der antiqua, oder wenigstens einer Structur, welche sich dieser sehr nähert. An einer vierten Stelle, wo gleichfalls die Cisterne oben offen ist, geschieht dieses jedoch nicht in Folge eines Einsturzes, sondern die Oeffnung ist ein regelmäßiger römischer Brunnen, wie er in vielen Häusern unter dem Impluvium des Atriums angebracht war. Dem Fundament eines solchen Atriums gleicht auch ganz der viereckige Raum, welcher diesen Brunnen umgiebt; hier sah ich sogar noch die Bekleidung des Fußbodens erhalten, so daß wir daraus den Schluß ziehen dürfen, daß die ganze Cisterne unter einem römischen Hause lag, aus dessen Atrium ihr Wasser geschöpft werden konnte, während das Peristylium die gewölbten Räume bedeckte.

Etwa 200 Schritte weiter gelangten wir zu der deutlich nachweisbaren, in einzelnen Bruchstücken noch aufrecht stehenden Stadtmauer, deren Breite an sechs Fuß betrug und die noch in einer Länge von 100 Schritten erhalten ist. Von hier dem Meere zugehend, stießen wir auf die Fundamente eines andern vollständigen römischen Hauses, von welchem noch der Raum des Peristyliums, sowie an dieses anstoßend ein kleines viereckiges Zimmer zu unterscheiden sind, dessen Mosaikfußboden sogar noch nicht ganz verschwunden war.

Zwischen dieser Stelle und dem Strande kamen wir auf eine zum größten Theil halbmondförmige Vertiefung im Bo-

den, deren auf einer Seite abgerundeter Umkreis noch von Mauern umgeben und von großen massiven Gewölbfragmenten bedeckt ist, ganz denen entsprechend, wie sie römische Theater oder Amphitheater zu umzingeln pflegten. Daß wir es hier nicht mit einem Gebäude der letzteren Gattung zu thun haben, beweist der Umstand, daß die gerundete Mauer nicht den Kreis abschließt, sondern durch eine denselben in der Mitte durchschneidende Linie abgeschnitten erscheint. Der so geschaffene Raum entspricht durchaus der Cavea eines römischen Theaters und hinter der dieselbe begränzenden graden Mauer unterscheidet man außerdem noch deutlich einen Raum, welcher der Scena und dem Postscenium gedient haben kann. In derjenigen Gegend dieser Ruine, wo wir uns das Proscenium denken müssen, konnte ich sogar noch eine Mosaik unterscheiden, ein Schmuck, welcher römischen Theatern bekanntlich nicht fremd war.

Schließlich nach einer einstündigen Wanderung auf diesem Ruinenfelde waren wir am Meere selbst angelangt, wo ich mich lange umsonst nach den von Guérin signalisirten Resten einer Hafeneinfassung umsah. Endlich jedoch fand ich dieselbe und zwar in einer halbmondförmigen, nach dem Meere zu geöffneten Ummauerung von großer Festigkeit, jetzt durch eine niedere sandige Fläche vom Meere getrennt, die nur zur Zeit der höchsten Springfluthen von demselben bedeckt wird. Südlich von dieser im offenen Halbkreis gebogenen Mauer zieht sich ein langer Quai hin, dessen Fundamente noch zum größten Theil erhalten sind. Sehr bedeutend scheint, auf den ersten Blick gesehen, dieser Hafen nicht gewesen zu sein, denn die ganze Küste gränzt an einen seichten Meerestheil, aber immer doch bei dem geringen Tiefgang der römischen Schiffe fähig, deren eine gewiß nicht allzugeringe Zahl aufzunehmen. Außerdem hat die Versandung in diesem Theil der Syrte seit dem Alterthum so große Fortschritte gemacht,

und die mehr oder weniger intensive Macht derselben scheint dermaßen an locale Bedingungen geknüpft, deren Berechnung uns entgeht, daß wir gar nicht so bestimmt die Möglichkeit eines guten Hafens zur Römerzeit in Abrede stellen können, wie dieß zum Beispiel Guerin gethan hat. Einen Hafen, wenn auch vielleicht nicht einen solchen ersten Ranges, besaß diese Römerstadt jedenfalls; sie erlangt somit für den Archäologen eine ungleich höhere Bedeutung, als solche hafenlose Seestädte, wie Horrea Coelia, Putput u. s. w. und reiht sich, wenn auch vielleicht in zweiter Reihe, solchen wichtigen See- und Handelshäfen, wie Hadrumetum, Ruspina, Thapsus, Taparura ebenbürtig an die Seite.

Einen deutlichen Fingerzeig, um den Namen der hier gelegenen Römerstadt zu finden, giebt uns die heutige Benennung dieses Ḥanschyrs, welche im Arabermunde Tyna lautet (trotzdem, daß sie mein Dragoman höchst unarchäologisch vom arabischen Wort Tyna, d. h. Koth, ableiten wollte) an die Hand. Das Itinerarium Antonini Augusti giebt uns 28 Milliarien südlich von Usula civitas, welches wir im Ḥanschyr Inschylla identificirt haben, und ebensoviel Milliarien nördlich von Macomades municipium (dem Macomades minores der Peutinger-schen Tafel), welches man in dem im Gebiete der Beny Syd gelegenen Ḥanschyr Unqa erkannt hat, eine Stadt Namens Thenae an (nach Gesenius von תְּאֵנָה, Feigenbaum, abzuleiten, eine ziemlich einladende Etymologie), deren Namen mit demjenigen von Tyna eine beinahe buchstäbliche Aehnlichkeit zeigt. Da nun die wirklichen Entfernungen von Inschylla und Unqa 26 und 24 Milliarien allein schon in directer Linie betragen, so kann, glaube ich, über die Identification kein Zweifel obwalten. Die Peutinger'sche Tafel kennt diesen Ort nicht, sie giebt nur das etwa 6 Milliarien nördlich von ihm gelegene Taparura (das heutige Sfâqess) an, welches dagegen

dem Itinerar unbekannt ist, ein Beweis, daß letzteres zur Zeit der Abfassung der Tafel mehr Bedeutung besaß, als Thenae. Dagegen haben wir bei Plinius eine werthvolle Angabe, welche aussagt, daß Thenae von Karthago 216 Milliarien entfernt sei, eine Distanzbezeichnung, die auf den in grader Linie von Karthago etwa 180 Milliarien entfernten Ḥanschyr Tyna, wenn wir 36 Milliarien auf die unvermeidlichen Umwege rechnen, genau zutreffend gefunden werden dürfte. In Gruter's Inschriftensammlung p. 363, Nr. 3 finden wir nach einem dort mitgetheilten epigraphischen Denkmal den vollen Namen dieser Römerstadt, als Colonia Aelia Augusta Mercurialis Thenitanorum. In der Kirchengeschichte figurirt der Ort gleichfalls und zwar als Episcopatus Thenitanorum. Fünf Bischöfe von Thenae sind uns bekannt geworden: Crescentius (255), Catonius (411) mit donatistischem Gegenbischof Securus, Paschasius (484), Pontianius (525) erschienen auf den Concilen zu Karthago, und Felix wird im Jahre 641 im Streite der Monotheleten genannt.

Einige Wichtigkeit für den Historiker besitzt diese Provinzialstadt dadurch, daß dieselbe nach der Zeit des dritten Punischen Krieges die Gränze zwischen dem Reiche der numidischen Könige und der römischen Provinz Africa bezeichnete. In der That endigte hier am Meere jener berühmte Gränzgraben, welcher von der Mündung des Flusses Tusca bis nach Thenae gezogen, Anfangs die verschiedenen Herrschern gehörigen Länder, später, nach dem Fall des numidischen Reiches, die beiden Schwesterprovinzen Africa vetus und Africa nova trennte. Nach den Spuren dieses Grabens habe ich mir Mühe gegeben zu forschen und zwar durchaus keine an Festungsarbeiten erinnernde Indicien entdecken können, wohl aber glaubte ich südlich vom Ḥanschyr Tyna eine Linie niederer Hügel, deren Charakter durchaus ein künstlicher schien, zu unterscheiden, welche sich in der angezeigten Richtung hinziehen.

Finden wir so von den beiden Nachbarstädten der antiken Vorgängerin von Ssfâqess, das heißt von Thenae und von Usilla, noch die deutlich nachweisbaren Spuren erhalten, so sind dieselben dagegen von der Vorgängerin der jetzigen Araberstadt fast ganz verschwunden. Dennoch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch sie die Stelle einer antiken Niederlassung einnimmt. Den Namen derselben, Taparura, habe ich schon im vorigen Capitel angedeutet und die Entfernungsangaben der Peutinger'schen Tafel (denn das Itinerar kennt diesen Ort nicht) dürften zur Bestätigung desselben dienen. Große Ausdehnung scheint diese Stadt nicht besessen zu haben. Daß sie sich jedoch eines Seehandels erfreute, dürfen wir aus der trefflichen Beschaffenheit der Rhede, welche, von den Qarqenna-Inseln geschützt, den Schiffen selbst in ansehnlicher Entfernung vom Strande große Sicherheit gewährt, schließen. Außerdem glaube ich auch noch Spuren von Hafenbauten bemerkt zu haben, welche einen kleinen Kothon umgaben, der jedoch wahrscheinlich nur Schiffen von geringem Tiefgang den Eingang gestattete. Am Strande beobachtete ich ferner noch einige Bruchstücke mächtiger Granitsäulen, deren Vorhandensein ich mir nicht anders erklären kann, als daß sie einem Gebäude des antiken Taparura angehörten. Sonst findet man in der Stadt überall antike Säulenstücke, ähnlich wie in Tunis und Ssussa an den Häuserecken angebracht. Im Dâr el Bey, das ich bewohnte, steht im Patio eine schöne spätrömische Marmorsäule mit kunstvollen Figuren auf dem Capitäl; die Säulen der großen Moschee sind gleichfalls antiken Ursprungs und in vielen Gebäuden alte Architekturfragmente zu modernen Zwecken verwendet. Der Umstand, daß keine ansehnliche Ruine mehr steht, läßt sich wohl durch die Blüthe dieser Stadt im Mittelalter erklären, indem die sämmtlichen antiken Reste beim Bau der arabischen Häuser verbraucht wurden.

Ptolemäos nennt diese Stadt Taphrura und die Bisthums-

listen, welche im Jahre 411 Limenianus als katholischen und Habetdeus als donatistischen Bischof erwähnen, Taprura, Bezeichnungen, welche sich derjenigen der Peutinger'schen Tafel nähern. Die Ableitung, welche Gesenius diesem Namen giebt, nämlich von בֵּת פָּרְוָר (domus suburbii) scheint auch ein Licht auf den Charakter der Stadt, als einer nur kleinen, gewissermaßen einer Vorstadt des nahen Thenae, zu werfen und somit zu erklären, warum dieselbe so wenig erwähnt wird, da selbst Plinius sie weder unter den Coloniae noch den oppida anführt. Bis zum Jahre 295 der Hidschra erfreute sich die schon lange arabisirte Stadt, welche bereits den Namen Ssfaqess (der von Ibn Chaldûn Ssfâqesch geschrieben wird) angenommen hatte, einer hohen Blüthe, welche jedoch die Eroberung Rogers von Sicilien zerknickte. Seitdem hat sie sich zwar erholt, aber doch nie wieder zu der alten Bedeutung erhoben.

Schon gleich bei meiner Ankunft in Ssfâqess hatte ich mich beim österreichischen Viceconsul, Herrn Tapia, dessen Freundlichkeit sich während meines hiesigen Aufenthaltes nie verläugnete, wie bei dem Qâyid und dem Chalyfa, mit welchem letzteren ich fast täglich mehrmals verkehrte, nach den Mitteln zum Weiterkommen erkundigt. Aber leider erfuhr ich in Bezug auf meinen Wunsch, zu Land Qâbiss zu erreichen, eine Enttäuschung, da die Gegend zwischen Mâhariss und Ssayydy Mohaddib, durch welche mich die zweite Tagereise des auf drei Tage berechneten Rittes von Ssussa nach Qâbiss hätte führen sollen, zur Zeit so unsicher war, daß kaum 200 Reiter genügt hätten, um einen Reisenden mit Sicherheit durch dieselbe zu escortiren. Eine solche Reiterzahl hätte mir aber der Qâyid, so gut er es auch mit mir meinte, unmöglich mitgeben können. Die vorjährige Pferdeseuche hatte nämlich unter den hiesigen Reitthieren so fürchterlich aufgeräumt, daß der gesammte Machssen (Reiterei) des Qâyidat's gegenwärtig nicht fünfzig brauchbare Thiere aufzuweisen vermochte. In der gefährlichen Gegend

hausen die Araber vom Stamme der Beny Syd (wahrscheinlich eine Corruption von Sayd oder Zayd), deren Feindseligkeiten mit dem Stamme der Ḥamâma gegenwärtig neu ausgebrochen waren und zu abermaligen blutigen Kämpfen geführt hatten. Den Grund zum Ausbruch dieser Feindseligkeiten scheint dieses Mal der Umstand geliefert zu haben, daß die Regierung, deren Grundsätze in Bezug auf die Bestallung der Stammeshäuptlinge sehr wechselvoller Natur sind, indem es ihr manchmal gefällt, mehrere große Stämme einem einzigen Qâyid unterzuordnen, ein andres Mal aber dem einzelnen Stamm einen selbstständigen, ja oft sogar den Fractionen eines und desselben Stammes verschiedene Qâyid's zu octroyiren, dem Qâyid der Hamâma, der bereits noch einen zweiten großen Stamm, den der Dschelâss, zu verwalten, auch noch ein drittes Qâyidat, nämlich das über die besagten Beny Syd, verliehen hatte. Da nun letzterer Stamm diese Administrativmaßregel im Lichte einer Unterordnung unter den stolzen und gebieterischen Stamm der Ḥamâma auffaßte, und gewissermaßen auch zu dieser Auffassung berechtigt schien, indem der ihnen octroyirte Qâyid wirklich selbst ein Ḥamâma war und gewiß seine Herrschaft über die Beny Syd in der Weise eines fremden Eroberers und Tyrannen ausgeübt hätte, so waren letztere fest entschlossen, ihn sein Amt nicht antreten zu lassen. Um sich zugleich in officieller Beziehung sicher zu stellen, während sie in factischer und praktischer nur auf ihre Waffen rechneten, hatten die Beny Syd eine reich mit Geschenken für Bey und Minister ausgestattete Deputation nach Tunis geschickt, welche dort durch Bestechung den Widerruf der Ernennung des Ḥamâma zu ihrem Qâyid und die Bestallung eines von ihnen selbst bezeichneten Stammeshäuptlings erlangen sollten. Diese Deputation hielt zur Zeit meines Aufenthalts in Sfâqess ihren Durchzug durch letztere Stadt, und ich muß gestehen, daß ich nie eine seltsamere und

von mehr heterogenem Gefolge begleitete Gesandtschaft gesehen habe, wie diese. Menschliche Wesen waren ihrer nur etliche zwanzig, recht naturwüchsig und wild aussehende Kerle, aber der thierischen Begleiter um so mehrere, nämlich einige 200 Kameele und nicht weniger als 3000 Schafe, Ochsen, Kühe und Pferde gar nicht zu rechnen. Dieses sämmtliche Vieh, welches die in Natura, in Ermanglung des bei den Nomaden stets so seltnen baaren Geldes, zu machenden Geschenke der Beny Syd an die Großwürdenträger in Tunis vorstellte, wurde von zwei Tagereisen südlich von hier bis nach der Hauptstadt getrieben, eine wahre Heuschreckenplage für die unglücklichen Feldeigenthümer der durchzogenen Gegenden, deren aufkeimendes Getreide sie sämmtlich aufzufressen bestimmt waren. Wie es diesen Thieren in Tunis ging, wo natürlich für 3000 neuangekommne Schafe unmöglich Futter geschafft werden kann, erfuhr ich erst später. Die Beny Syd verschenkten dieselben, wie man sich bei ihrer Unmöglichkeit sie zu ernähren leicht vorstellen kann, so schnell wie thunlich, an Groß und Klein bei Hofe und bei den Ministerien, und die Folge dieses plötzlichen Schafinfluxes war ein ganz ungeheures Fallen im Preise der Thiere, so daß die Beschenkten nicht einmal großen Vortheil aus der Gabe zogen.

Einstweilen war jedoch diese Deputation noch unterwegs, von der sich übrigens die praktischen Beny Syd keinen reellen, sondern lediglich einen moralischen Erfolg versprachen. In Wirklichkeit verließen sie sich nur auf ihre Waffen, und diese handhabten sie in der That auch so vortrefflich, daß der viel mächtigere Stamm der Ḥamâma ihnen nichts anzuhaben vermochte. Solche Feindseligkeiten pflegen jedoch stets zum Deckmantel aller möglichen andern Räubereien zu dienen, indem jeder Stamm die Reisenden, welche ihr Unstern durch sein Gebiet führt, mir nichts dir nichts ausplündert und dann behauptet, geglaubt zu haben, jene Reisenden gehörten entweder selbst zu

ihren Feinden oder seien die Verbündeten derselben, eine sehr bequeme Ansicht, die alle Räubereien zu entschuldigen scheint.

Da ich nun keineswegs beabsichtigte, weder den tapferen Beny Syd, noch den mächtigen Ḥamâma in die Hände zu fallen, so sah ich mich nach einer andern Beförderung um und fand keine als zur See und zwar direct nach Dscherba, indem ich Qâbiss dießmal zur Seite liegen lassen mußte. Der treffliche Chalyfa, Ḥâdsch Moḥammed, gab sich auch dießmal Mühe, ein Schiff für mich ausfindig zu machen und war so glücklich, mit Vermeidung aller Sandal's und Schebek's, die Hand auf einen wirklichen Schooner zu legen, der am Abend des 12. Februar von Sfâqess absegeln sollte.

Den letzten Abend in dieser Stadt brachte ich bei einer arabischen Hochzeit zu, bei welcher ich der einzige anwesende Nichtmoslim war und um so mehr durch mein Eintreten das Erstaunen der Gäste erregte, als die Sfâqssiyâ gar nicht gewohnt sind, Abends Christen in ihrer Stadt zu sehen, indem außer mir, der ich vermöge des Amrs im „Dâr el Bey" wohnte, sich zur Nachtzeit kein einziger Europäer in der um Sonnenuntergang geschlossenen eigentlichen Stadt befand. Diese Hochzeit schien Anfangs in ihren Belustigungen, welche aus dem Musiciren mit Rhebab (Altviole), 'Aud (Guitarre), Târ (Tamburin) und Darbuka (thönerne Trommel), sowie aus dem Tanzen einiger Knaben, mit langen Weiberröcken bekleidet, die ihre Glieder in den bekannten Convulsionen drehten, bestand, nichts Außergewöhnliches bieten zu wollen, und ich war schon auf dem Sprung, ihre Herrlichkeiten zu verlassen, als mich der neben mir sitzende Chalyfa zurückhielt, indem er mir sagte, daß uns noch ein ganz außerordentlicher Spaß erwarte. Dieser ließ denn auch nicht auf sich warten, und bestand in einem Ding, das ich bisher noch nie in arabischen Ländern gesehen hatte, nämlich in einer Art von theatralischer Vor=

stellung, nicht von Puppen oder Schattenspielen, wie der gewohnte Karagus, sondern von wirklichen Personen aufgeführt.

Die erste Person, die ihre Erscheinung machte, war ein dicker Junge, als Beduinin verkleidet und mit dicht verhängtem Gesicht, alle züchtigen Manieren dieser Damen zur Schau tragend, wenn sie sich unerwartet inmitten von lauter Männern befinden. Diese Beduinin schien offenbar ihrem Gatten davongelaufen und nicht recht zu wissen, was sie mit der plötzlich errungenen ungewohnten Freiheit machen solle. Da sie jedoch unter die noch anwesenden Tänzerknaben gerathen war, so benutzte sie diese schöne Gelegenheit, um sich in Gesellschaft dieser Jünglinge den gewagtesten Sprüngen und Bauchmuskelbewegungen nach Herzenslust hinzugeben. Dieser choreographische Genuß wäre ohne Zweifel von langer Dauer gewesen, hätte ihn nicht plötzlich das Hinzukommen des zärtlichen Gatten unterbrochen. Letzterer war mit allem Luxus beduinischer Rohheit, die stets den Städtern Anlaß zum Gespötte giebt, ausgestattet. Auf dem Haupt trug er ein abgeschabtes rothes Fes, auch der Unterkörper zeigte sich leidlich bekleidet, aber Brust und Schultern boten einen traurigen Mangel von Umhüllungen dar, indem dort nichts als ein wie ein Bandelier schräg umgehangenes Stück alten Baumwollstoffes zu erblicken war, dessen Zweck, die untern Gewande festzuhalten, nicht immer in Erfüllung ging, da die Schärpe bald rechts bald links abrutschte, und den Verlust sämmtlicher Gewande drohte. Seine dicht behaarte Brust, die eckigen Schultern und seine ganze skeletthafte Magerkeit gab der falsche, aber sehr gut nachgeahmte Beduine offen der Bewunderung der Welt Preis. Dieser Biedermann suchte seine Ehehälfte wie eine Stecknadel, und zwar, als ob dieselbe wirklich eine solche wäre, dicht auf dem Fußboden, wo er in allen Ecken und Winkeln der Teppiche und der Strohmatten herumstöberte und dieselben schüttelte, als ob die gesuchte Gattin, wie ein

verlorenes Groschenstück, herausgeschüttelt werden könne. Die Dame stand zwar während der ganzen Operation des Suchens neben ihm, ein Umstand, der jedoch gar nicht verhinderte, daß er sie mit ächt beduinischer Bornirtheit erst zu allerletzt gewahrte. Nun folgte Anfangs eine zärtliche Erkennungsscene; Küsse wurden öffentlich gewechselt, eine Sache, die nach moslimischen Begriffen für höchst unanständig gilt, aber bei dem rohen Beduinen nur als ein possenhafter Mangel an Lebensart gedeutet wurde. Dann kam aber die Hauptsache, nämlich die Prügel, welche der davongelaufenen Gattin für ihre Escapade in höchst anständigem Maße, und zwar keineswegs, wie auf unsern Theatern, fingirte Prügel, sondern höchst handgreifliche, zu Theil wurden, und welche dieß naive Publikum zu schallendem Gelächter hinrissen.

Nachdem das Beduinenpaar, von der Prügelscene angegriffen, ermüdet auf den Fußboden gesunken war, erschien eine andere Charakterfigur, und zwar ein martialisch schnurrbärtiger Bursche mit nackten Armen, nackter Brust, aber desto mehr bekleidetem Mittelkörper, um welchen sich eine ungeheure Schärpe schlang, aus der ein ganzes Arsenal altmodischer und unbrauchbarer Waffen hervorblitzte. Dieß war die Carricatur eines türkischen Saybek, eines rohen Landsoldaten. Der Türke sprach ein infames Arabisch, von welcher Sprache er überhaupt nur die Flüche zu kennen schien, denn er fluchte, daß einem die Haare zu Berge standen; nebenbei theilte er allerwärts in Folge seiner ungeschickten Art zu gehen, als ob er Siebenmeilenstiefeln anhätte, Fußtritte aus, vor denen sich das belustigte Publikum lachend zurückzog. Dieser Türke suchte irgend Jemand, der ihm etwas gestohlen haben sollte, und fand diesen wirklichen oder vermeintlichen Dieb, nachdem derselbe erst eine Viertelstunde mit ihm Verstecken gespielt, auch wirklich in der Person eines gewissen Moharrek. Moharrek war, wenn ein Dieb, jedenfalls durch diese sonst einträgliche

Industrie nicht zu guten Kleidungsstücken gekommen, denn er besaß nur ein einziges Gewand, und zwar einen jämmerlich zerlumpten, engen und viel zu kurzen, grauen Kittel, der seine sonstige völlige Nacktheit bei jeder Bewegung zu verrathen drohte. Moharrek wurde natürlich von dem Türken mit Ohrfeigen empfangen, schien aber trotz derselben seine Schuld leugnen zu wollen. Um ihn zum Eingeständniß derselben zu bringen, waren zwei andere Personen nöthig, welche nacheinander ihre Erscheinung machten, nämlich zwei Schaychs el beled (Bürgermeister), mit langen Lumpen und Fetzen behangen, welche dem altmodischen Kleidungsstück dieser Würdenträger, dem Kaftan, angehörten und mit zottigen falschen Bärten ausgestattet und überhaupt die Carricatur kleinmagistratlicher Ehrwürdigkeit bietend. Der eine war jedoch nur ein Schaych er Rabat (Bürgermeister der Vorstadt) und wurde deßhalb von Moharrek, trotz der Ohrfeigen, womit der jämmerliche Bursche von ihm bedacht ward, als incompetent zurückgewiesen. Der ächte Bürgermeister, durch ein formidables Geschrei, „Ya Schaych, ya Schaych" herbeigerufen, machte jedoch dem Streite nach langem Untersuchen und nach Austheilung der üblichen Ohrfeigen an den vielgeschlagenen Moharrek dadurch ein Ende, daß er die Schuld des letzteren constatirte und beschloß, derselbe müsse ein Pfand für die Restitution des gestohlenen Gegenstandes ausliefern. Was sollte aber der arme Moharrek als Pfand geben? Derselbe besaß nichts, als seinen Kittel und ihn dessen zu berauben, schien der Anstand zu verbieten. Aber der Schaych schien auf Anstand wenig zu geben und nur den Grundsatz: „Fiat justitia, pereat mundus" zu kennen. Er beschloß deßhalb, allen moslimischen Sitten zum Trotz, den elenden Jüngling auch seines einzigen körperlichen Schutzes zu berauben und so wurde denn die Jammergestalt nackt entkleidet, ein Umstand, den die anwesenden Moslims zu jeder andern Zeit höchst skandalös gefunden haben

würden, den sie aber bei dem heutigen festlichen Anlaß entschuldigten, denn bei einer Hochzeit, bemerkte mir der Chalyfa, ist Alles, was sonst für anstößig gilt, erlaubt. Uebrigens wurde der nackte Moharrek so schnell als möglich auf die Seite geschafft und unter den Püffen der Schauspieler und Zuschauer in ein Seitengemach geschoben, wo der Vielgeprügelte seine Gewande wieder finden sollte.

Nun folgten noch einige andere Scenen von ähnlich possenhaftem Inhalt, darauf kamen die Tänzerknaben wieder an die Tagesordnung, und so ging es bis zum anbrechenden Morgen fort. Es ist recht bezeichnend für die Exclusivität der Sfâqssiyâ, daß sogar letzteres Gewerbe, das der Tänzerknaben, hier nicht, wie überall sonst in moslimischen Städten, von Fremden, sondern trotz der Verachtung, in welcher es steht, gleichfalls von Hiesigen ausgeübt wird. Dennoch ist diese Verachtung auch hier so groß, daß der Chalyfa für nöthig fand, mir zu erklären, daß diese Knaben „Kinder ohne Vater“ wären, damit ich ja nicht einen nachtheiligen Schluß auf die Ehrbarkeit der hiesigen Familien ziehen solle. Den Schluß der ganzen Belustigung machte auch hier, wie überall, die Darbringung der Geldgeschenke an den Bräutigam, welche bei der Ostentationsliebe der Moslims oft sehr bedeutend sind und die den Besuch eines solchen Festes zu einer höchst kostspieligen Sache machen.

Das Schiff, welches mich von Sfâqess nach Dscherba bringen sollte, war bestimmt, am Abend des 12. Februar erstere Stadt zu verlassen, ich glaubte naiv, mich nur ganz einfach an Bord begeben zu können; aber großer Gott, mit welchen Umständen war nicht unser Einschiffen auf demselben verbunden! An und für sich würde zwar nothwendigerweise schon eine Stunde durch die Fahrt vom Landungsboot an den Schooner verloren gegangen sein, denn die Seichtigkeit der Küsten der kleinen Syrte gestattet selbst bescheideneren Schiffen

(und der Schooner hatte nur 60 Tonnen) nicht näher als 4 bis 5 Seemeilen (beinahe eine deutsche Meile) an die Küste heran zu kommen. Diese Stunde wurde aber mit moslimischer Langsamkeit auf drei ausgedehnt. Vorher hatte man am Einschiffungsplatz uns eben so lange auf die Proviantirung der Spahys warten lassen, und als diese endlich kam, erwies sie sich als ungenügend, so daß natürlich ein neuer Streit dieser tapferen Reiter mit den Autoritäten die Folge davon war. Der Chalyfa wurde aufgezogen, beschimpft, ihm mit Stockprügel gedroht und schließlich mit jener ärgsten Drohung, eine Klage beim Bey; aber das war kein Chalyfa wie die andern in den kleinen Nestern, die sich unter der Gewaltthätigkeit der Hambas beugen mußten. Die Autorität der Hambas war hier offenbar im Schwinden. Der Chalyfa fühlte sich stark durch seinen Anhalt an den Qâyid und der Qâyid war zu mächtig für die Hambas. Dennoch versprach der gute Chalyfa auch dießmal den Hambas Provisionen für sie selbst und für ihre Pferde, so viel sie nur begehrten, und zwar versprach er dieß, weil, wie er mir sagte, die Biedermänner sonst Geld verlangen würden. Dieses verlangten sie übrigens trotz dem Versprechen des Chalyfa, bekamen es aber schließlich doch nicht, ebensowenig, wie sie das Getreide für ihre Pferde und ihren eignen Mundvorrath erhielten. Wer zu viel verlangt, der kann betteln gehen, dieser Satz bewährte sich auch dießmal. Daraus folgte eine große Dürftigkeit bei diesen Biedermännern während der Reise, so daß sie zuletzt nur noch von Almosen an Brod, das ich, und von etwas Wassersuppe mit Zwiebeln, die der gute Schiffscapitain ihnen verabreichte, lebten.

Nachdem alle die endlosen Verzögerungen überwunden waren, nachdem ich mich von Qâyid und Consul, und sogar von dem Factotum spielenden Juden, der mich in Ssfâqeß ganz entsetzlich durch seine Gesellschaft belästigte, verabschiedet

hatte, fand endlich unsre Einschiffung Statt und wir langten statt um 3 Uhr Nachmittags glücklich gegen 8 Uhr Abends auf dem kleinen, etwa 65 Tonnen führenden Schooner an, dessen Rayyss (Capitain) Moḥammed uns sehr freundlich empfing und es uns in einem kleinen Kohlenloch so bequem als möglich machte. Der Rayyss und sein Personal waren Dscherbyten oder Dscherâba, wie es auf Arabisch heißt, das heißt Bewohner der Insel Dscherba. Dieses Volk zeichnet sich vor allen übrigen Moslims dieser Länder durch einen besonders intelligenten, der Schifffahrt, dem Handel und der Industrie zugewandten Sinn höchst vortheilhaft aus. Nirgends in ganz Tunisien findet man heutzutage noch Schiffswerften, Schiffscapitaine, Seehandel in Händen der Moslims, außer auf dieser von einem thätigen Völkchen bewohnten Insel.

Das Schiffspersonal bestand außer dem Capitän aus neun Personen, alle, mit Ausnahme eines Einzigen, Dscherâba, und zeichnete sich durch den einträchtigen Geist, der unter ihnen herrschte, höchst vortheilhaft vor den sonst fast jeden Augenblick in Zank und Streit ausbrechenden Arabern aus. Diese Dscherâba bilden mitten unter der übrigen moslimischen Bevölkerung ein durch Abkunft, Religion und Sprache unterschiedenes Element. Ich möchte sie in einigen Beziehungen mit den Juden vergleichen; wie diese dem Handel zugewandt, wie diese durch hervorragende Intelligenz vor den Arabern ausgezeichnet, so umgiebt sie auch, wie diese, ein Band der Eintracht und Brüderlichkeit, welches enger erscheint, als das einer bloßen Landsmannschaft. Es ist in der That jenes Band des engeren Zusammenhaltens, welches, gleichsam als Ersatz für andere Vortheile, jede unterdrückte Völkerschaft zu umschlingen pflegt. Denn als Ketzer werden die Dscherâba von den übrigen Moslims gemieden und in den Bann gethan, fühlen daher desto lebhafter das Bedürfniß eines gegenseitigen Beieinanderstehens. Aber obgleich Ketzer, so sind sie

doch vielleicht aufrichtiger religiös und ernstere Mohammedaner, als manche sogenannte Rechtgläubige. Gleich unser Rayyss zeigt an seinem eignen Beispiel, daß er es mit mancher durch die Religion geheiligten Vorschrift ernster nahm, als viele andere Moslims. So hatte er in Malta aus reiner Menschenliebe ein verunglücktes Subjekt aufgenommen, dessen Ursprung in einiges Dunkel gehüllt schien, indem es halb Grieche, halb Araber zu sein behauptete, und vielleicht keines von beiden war, und aus dem sich der Rayyss bestrebte, einen ordentlichen Menschen und guten Moslim zu machen, wahrscheinlich eine sehr vergebliche Mühe. Außerdem zeigte er seine Humanität in der zarten Behandlungsweise eines in Alexandrien ruinirten Kaufmanns aus Dscherba, den er, glaube ich, ganz umsonst von dort hieher mitgenommen hatte.

Als ich Abends um 9 Uhr schon in meinem Kohlenloch für die Nacht eingerichtet war, meldete mir mein Diener, daß wir soeben unter Segel gegangen seien, eine Meldung, die mich überraschte, denn ich hatte von der Abfahrt an der Bewegung des Schiffes auch nicht das Geringste gemerkt. Diese Bewegung war nämlich so wenig fühlbar, daß man sich in einem Zimmer auf dem Festland hätte wähnen können. Die außerordentliche Seichtheit der kleinen Syrte bewirkt, daß diese Gewässer viel von der Sanftheit und Stille eines See's besitzen. Wären nicht Ebbe und Fluth vorhanden, man würde sich wirklich auf einem Binnensee wähnen können. Die italienischen Seefahrer haben für dieses Syrtenmeer den höchst bezeichnenden Ausdruck „mare morto“ (das todte Meer) im Gegensatz zu dem „mare vivo“, das heißt dem tieferen, von hochgehenden Wellen belebten übrigen Gewässer. Leider war jedoch die Bewegung nur ein bischen gar zu langsam. Der sonst fast allnächtlich stark auftretende Landwind ließ heute auf sich warten, kam auch am folgenden Tage nicht und ward nur durch einen schwachen Hauch ersetzt, der den Schooner in

dem Schneckengang von etwa einer Seemeile (dem vierten Theil einer deutschen oder geographischen Meile) vorwärts trieb, so daß wir nahezu 48 Stunden brauchten, um eine Distanz von etwa 12 deutschen Meilen zurückzulegen.

Auf diesem stillen Wasserspiegel schwamm der kleine Schooner den ganzen folgenden Tag außer Seeweite von irgend einer Küste dahin, ruhig und beinahe ebenso leblos, wie das seichte Meer, in dem er sich spiegelte. Nichts war zu sehen als Himmel und Meer, und dieses Meer ebenso ungetrübt, wie der tiefblaue Himmel, in welchen es am Horizonte hinüberzuschwimmen schien. Ich hatte noch niemals auf einem Segelschiff eine sanftere Meeresfahrt zurückgelegt, die, trotz meiner großen Empfänglichkeit für Seekrankheit, dennoch keinen Gedanken auf dieselbe aufkommen ließ, das heißt bei mir. Was jedoch die Hamba's, unsre tapfern Beschützer, betraf, so fand das unglaubliche Factum statt, daß alle drei, die als ächte Landratten nie auf's Meer gekommen waren, förmlich meerkrank wurden. Der jüngste derselben namentlich, ein blasser hagerer Jüngling, bot zwei Tage lang ein höchst klägliches Bild. Da lag er, in seinen weißen Burnus gehüllt, matt und regungslos auf dem Verdeck hingestreckt, eine Citrone in der Hand, in die er von Zeit zu Zeit biß, in der Hoffnung, sie werde dem Uebel steuern, aber vergeblich, der rebellische Magen spielte ihm immer wieder neue Streiche. „Allah Rhàlib" (Gott ist der Sieger) seufzte er, denn der fromme Moslim wird natürlich nicht von der Seekrankheit, sondern von Gott überwunden, der dieses Uebel seit Ewigkeiten für ihn auf diesen bestimmten Tag vorausbeschlossen hat, denn Gott muß sich nach den Moslims mit jeder selbst noch so erbärmlichen Kleinigkeit im Speciellen beschäftigen.

Erst in der zweiten Nacht wurde mir die Kunde, daß man ein Licht in der Ferne sehe. Der halbe Grieche ver-

kündete uns sogar triumphirend: „Wir sind angekommen.“ Aber trotz Licht und vermeintlicher Ankunft waren wir doch noch weit von Dscherba.

Fast der ganze Morgen verging noch an Bord. Das Land war zwar näher, aber kaum zu erblicken, denn die flache Küste von Dscherba bietet erst in nächster Nähe unterscheidbare Punkte dar. Aber die Nähe des Landes wurde uns durch die Belebtheit des Meeres angekündigt. Graziöse Delphine tauchten in ungeheurer Menge aus dem seichten Gewässer empor, krächzende Seemöven zogen über die stille Fluth dahin und ein Heer lustiger Sommervögel zwitscherte in der milden Morgenluft.

Plötzlich im Moment, da ich es am Wenigsten erwartet hatte, und als wir noch vom Lande nur einen matten Schimmer erblicken konnten, gingen wir vor Anker. Wir waren noch über eine deutsche Meile von der Küste entfernt, aber die Untiefen gestatteten keine größere Annäherung, namentlich da es noch Ebbezeit war. Mit dem Rayyß und dem Kaufmann aus Alexandrien bestieg ich allein den kleinen Ruderkahn, der uns in etwa anderthalb Stunden an's Land brachte. Aber so seicht war noch das Wasser, daß wir jeden Augenblick sitzen blieben und die Matrosen in's Meer springen mußten, um den Kahn mit ihren Schultern flott zu stoßen. Zuletzt ging es jedoch gar nicht mehr vorwärts. Der Rayyß und der Kaufmann hüpften nun gemüthlich auch in's Wasser und wateten eine Viertelstunde lang bis zum Ufer. Ich stand schon im Begriff, ein ähnliches Fußbad zu nehmen, als mich jedoch die Matrosen packten und wie im Triumph an's Land trugen.

Dort stand eine ganze Menschenmenge versammelt, um die Rarität zu inspiciren, das heißt den neuangekommenen Europäer, ein in Dscherba ziemlich seltenes Product, das man schon aus der Ferne erkannt hatte. Unter der Menge war

auch der „Sanitätsagent des Bey“, sowie ein italienischer Kaufmann, an die beide ich Empfehlungsbriefe besaß, und diese Herren führten mich nun über ein sandiges, aber von schönen Palmenpflanzungen umrahmtes Terrain (denn am Meere selbst ist gar keine Ortschaft) nach dem eine halbe Stunde vom Strande entfernten Hauptort der Insel, Ḥaumt' eſſ Sſuq (Quartier des Basars) genannt, wo der Qâyid seine Residenz hat, in dessen Hause mir der Amr-Bey Wohnung und Verpflegung sicherte. Obgleich nun weder Amr noch Hambas bei der Hand waren (denn letztere mußten ihrer Pferde wegen die Fluth abwarten), so empfing mich doch der Qâyid ganz freundlich, ließ mir sogar einige Bonbons vorsetzen, welche meinem ausgehungerten Magen freilich wenig Kraft boten, und ein Glas Himbeersaft reichen, das ich gern in Wein verwandelt haben würde. Sein Sohn, ein siebenzehnjähriges Bürschchen, und ein europäisirter Jude, sein Factotum, bemühten sich gleichfalls um mich, aber trotz aller dieser Bemühungen oder vielmehr wegen derselben (denn die Leute waren zu vornehm, wirkliche Dienste zu leisten), bekam ich doch ein recht niederträchtiges Quartier, in dem ich einige vier bis fünf Tage höchst unbequem zubrachte.

Die Bevölkerung von Dscherba ist rein berberisch. Wenn Barth behauptet, daß „das Arabische im Laufe der Zeit bei der berberischen Bevölkerung, soweit sie mit den Arabern in Berührung kam, obgesiegt habe“, so ist dieses zwar in Bezug auf die große Mehrzahl der Bewohner Tunisiens richtig, in Bezug auf die Dscherâba aber, auf welche es Barth anwendet, durchaus falsch, denn hier hat das Arabische nicht obgesiegt. Wenn dem sonst so durchdringenden Scharfblick des berühmten Reisenden gänzlich die noch fortbestehende ethnologische Individualität der Dscheraba, als eines ausschließlichen, noch immer durch eigne Sprache, Sitten und Anschauungen unterscheidbaren Stammes entging, wenn er Aus-

sprüche wie folgende thun konnte: „Ich hörte auf der ganzen Insel, die doch nach dem einstimmigen Zeugniß der Arabischen Geographen einst vorzüglich von Berbern bewohnt war, kein Schilluch“, so können wir uns darüber nur wundern. Hätte Barth sich Mühe gegeben, so würde er aus dem Munde eines jeden Dscharby diejenige Sprache vernommen haben, welche er „Schilluch“ und die man jetzt richtiger mit dem Ausdruck „Tamasyrt“ benennt. Das Tamasyrt bildet in der That die eigentliche Landessprache, welche in allen Familien gesprochen wird und welche die Kinder bis zu ihrem sechsten oder siebenten Jahre allein lernen und sprechen. Ich ließ mir von mehreren Dscherâba Vocabeln in ihrer Sprache dictiren und fand die Wörter durchaus denjenigen ähnlich, welche der Sprache der Kabylen im Norden und der Beny Msab im Süden Algeriens eigen sind. Ja es scheint, daß vor nicht sehr langer Zeit, jedenfalls noch lange nach der Islamisirung des Landes auch noch die berberische Schrift, wie wir sie auf den libyschen Inschriften und heutzutage noch nur wenig modificirt bei den Tuareggs finden, im Lande üblich war. Ich zeigte nämlich einem hiesigen Gelehrten die libyschen Inschriften aus Judas' Werk über phönicische und libysche Schriftdenkmäler und beim ersten Anblick behauptete er, ein Buch gesehen zu haben, welches genau dieselben Schriftzeichen trüge. Obgleich ich mir nun zwar alle Mühe gab, dieses so außerordentlich wichtigen und merkwürdigen Buches habhaft zu werden, so konnte ich es doch nicht einmal dahin bringen, es nur sehen zu dürfen, vermag also nichts Bestimmtes über das Zeitalter des Verschwindens der berberischen Schrift in Dscherba anzugeben.

Geschrieben wird der hiesige berberische Dialect jetzt nur selten und dann immer mit arabischen Lettern, denn das Arabische ist die religiöse, gelehrte, ja selbst die Verkehrssprache der Berber von Dscherba geworden, während ihr eigenes Idiom

mehr auf die Intimität im Familienkreise beschränkt erscheint. Jeder Dscharby lernt nämlich im reifern Knabenalter das Arabische. Der Qorân darf ja nur arabisch gelehrt werden, jede Uebersetzung desselben ist Sünde. Den Qorân lesen aber die Dscherâba fleißig, obgleich sie Ketzer sind und von Sunniten mit dem Schmähworte „Chomsiyâ“ bezeichnet werden, welches „Anhänger der fünften Secte“ bedeutet, und, da es nur vier orthodoxe Secten giebt, einen großen Tadel in sich schließt. Manche nennen sie auch Waḥabiyâ, ein für Ketzer jeder Art gebräuchlicher und keineswegs für die Waḥabyten in Arabien, die viel spätern Ursprungs sind, ausschließlicher Ausdruck. Ihre Doctrin ist im Wesentlichen die der Alyten oder Schiyten, welche die drei ersten Chalyfen verwerfen und nur ʿAlyy für den rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds halten.

Sunniten leben jedoch auch in Dscherba und zwar in beträchtlicher Anzahl in dem Hauptort Ḥaumt' eſſ Sſuq, wo sie zwei Moscheen, eine dem Ritus der Ḥanefy und eine demjenigen der Malekу gewidmete besitzen, die sich sogar durch Stattlichkeit vor den Moscheen der Ketzer auszeichnen. Erstere, schlechtweg „Dschâmiʿ“ oder „Dschema et Ṭurk“ (weil fast alle Türken und Kurugly's Ḥanefy sind) genannt, ist ein großes Gebäude mit einem Rundthurm und einer Menge ganz kleiner weißer Kuppeln, letztere „Dschema Rurba“ genannt, hat eine große Kuppel, um die sich mehrere kleinere gruppiren. An Qobba's (Heiligengräber) ist aber der Ort Ḥaumt' eſſ Sſuq sowohl, wie das dicht an ihn stoßende Dorf Taurут außerordentlich reich. Die vornehmsten derselben sind den Heiligen Sſayydy Bu Ḥadscher, Sſayydy Es Saytuny, Sſayydy Bu Rauwy, Sſayydy Doqâly, Sſayydy ʿAbbâſſ und Sſayydy ben Qaçrayn gewidmet, theils localen Schutzpatronen, theils solchen, die auch in andern Gegenden des Halbmondgebietes verehrt werden, die mir jedoch alle als dii minorum gentium bezeichnet wurden. Die vielen kleinen weißen Kuppeln dieser

Marabute, die kuppelreichen Moscheen und die seltsame kurzgewölbte Bauart der hiesigen Werkstätten, ferner die Rundgewölbe der Basare verleihen dem kleinen Ort Ḥaumt' eſſ Sſuq ein ganz eigenthümliches Aussehen, das übrigens weit entfernt ist, ungraziös zu sein, denn die Kuppelform, die hier in wenigstens zweihundert Beispielen ihren Ausdruck findet, bildet unzweifelhaft eines der anmuthsvollsten Elemente orientalischer Architektur.

An Häusern besitzt Ḥaumt' eſſ Sſuq, obgleich der größte Ort der Insel, doch höchstens einige fünfzig, welche sich hauptsächlich um zwei kleine viereckige Plätze gruppiren, die zur Regenzeit wahre Seen bilden, in denen man knietief waten kann. Alle andere hiesigen Baulichkeiten sind Basare oder Läden; erstere bilden mehrere, von steinernen Gewölben bedeckte, lange Hallen, letztere kleine schwarze Nischen, von Halbkuppeln überragt. Basare und Läden stehen die ganze Woche über beinahe völlig leer, mit Ausnahme von zwei Tagen, dem Montag und Donnerstag, an welchen der Markt abgehalten wird, von dem der Ort seinen Namen ableitet.

Mein zweiter Tag in Dscherba fiel grade auf einen Markttag und gab mir somit Gelegenheit, das eigenthümliche Treiben dieses Volkes zu beobachten. Da wimmelte es auf den Plätzen, in Basaren und Buden von bräunlichen Menschen, alle in die grauen Usera oder Abbana, auch schlechtweg Ḥaram (Umschlagtücher) genannt, gehüllt, welche die fleißigen Dscherâba selbst fabriciren, ein höchst düsteres und gewiß nicht graziöses Kleidungsstück, sehr unvortheilhaft gegen den arabischen Burnus abstechend, das genau den Eindruck macht, als ob man eine grobe Bettdecke umgehängt sähe. Ja ich wollte Anfangs gar nicht glauben, daß dieß die definitive Kleidung der Leute sei und vermeinte, nur ein provisorisches Négligé zu erblicken, welches bald gegen einen bessern Anzug vertauscht werden solle. Aber nein! der Ḥaram war und blieb die einzige

Kleidung, noch dazu eine höchst unbequeme, da das grobe Tuch sich gar nicht an den Körper anschmiegt und weder Capuze noch Aermel, noch sonst einen Anhaltspunkt bietet.

Die Artikel, welche die Dscherâba auf diesen Markt brachten, bestanden hauptsächlich in Wolle, roher sowohl wie bearbeiteter, in den feineren und gröberen Fabrikaten, den dünnen Burnussen und dicken Wollendecken, in Datteln, namentlich in jener hier sehr beliebten und dem Lande eigenthümlichen Art von Dattelconserve, die man Schedach nennt und deren beste Qualität wie recht gute Confitüre schmeckt, in Häuten, jedoch in geringer Anzahl, in Oel, Feigen, Mandeln, Rosinen u. s. w. Aller übrige Handel befindet sich in Händen der wenigen Europäer, welche Ḥaumt' ess Ssuq bewohnen, unter denen der schon gegen Barth im Jahre 1846 so gefällige Grieche Kutuloma, der auch mir viel Freundlichkeit erwies, noch immer die erste Stelle einnimmt. Ein Italiener, Pariente, macht ihm jetzt freilich den Rang streitig. Außerdem besitzt ein achtzigjähriger Algierer Namens Muçṭapha Ben Brahym er Rayyss, der nebenbei consularischer Agent von vier Mächten, England, Frankreich, Nordamerika und Preußen, ist, eins der ersten Handelshäuser des Orts.

Kurz vor meiner Ankunft in Dscherba hatte ein für diese Insel höchst wichtiges Ereigniß stattgefunden. Ein neuer Gouverneur oder Qâyid war ernannt worden, und da von der Persönlichkeit des beinahe allmächtigen Qâyid Alles, Wohl und Wehe der Unterthanen, abhängt, so war die Sache von unendlicher Tragweite für diese schwergeschundene Völkerschaft. Denn diese armen Leute hatten in den letzten Jahren das Unglück, von ihrem sich gar nicht um sie kümmernden Qâyid, dem General Rustan, der stets in Tunis oder gar in Paris lebte, den Händen eines der schändlichsten Vicegouverneure überlassen zu werden, der sie bis auf's Blut aussaugte, die grausamsten Mittel der Gelderpressung in Anwendung brachte,

Leute an Bäume schmieden, mit Feuer bedrohen ließ, wenn sie nicht zahlten, kurz, der seinen eignen Beutel unter den Thränen und Seufzern seiner Untergebenen zu spicken wußte. Der neue Qâyid gehörte merkwürdigerweise zu derselben Familie, wie jener barbarische Chalyfa, nämlich zu dem reichen, durch den berüchtigten Generalpächter Aḥmed Beys, Ssayydy Maḥmud, welcher mit allen seinen zusammengeraubten Reichthümern nach Paris flüchtete, schon vor 20 Jahren bekannt gewordenen Geschlechte der Ben Ayad. Der jetzige Chef dieser Familie war noch vor wenigen Jahren lediglich Kaufmann, aber die Regierung that dießmal ausnahmsweise wirklich einen glücklichen Griff, indem sie ihn zum Qâyid von Dscherba ernannte, denn Ssayydy Ḥamyda Ben Ayad bildet in der That eine Ausnahme unter den moslimischen Großen im Allgemeinen und den Mitgliedern seiner berüchtigten Familie im Besondern. Er läßt sich das Wohl seiner Untergebenen wirklich angelegen sein. Weit entfernt, die Zahlung der Steuern durch gewaltsame Mittel zu erzwingen, sucht er vielmehr dieselben so wenig drückend wie möglich zu machen, räumt ihnen Zahlungstermine ein und fordert von Niemand mehr, als er augenblicklich leisten kann. Auch seine Art, die Justiz zu verwalten, scheint besonders geeignet, um ihm die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben, indem er zu Stockprügel, Gefängniß und jenen andern Strafen, welche das gewöhnliche Hülfsmittel tunisischer richtender Beamten sind, so oft ihnen eine Frage zu verwickelt erscheint und sie durch inquisitorische Strafen Kläger und Beklagte in's Reine zu bringen hoffen, nur in den allerseltensten Fällen seine Zuflucht nimmt. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft wohnte ich einer solchen Gerichtssitzung bei. Die Zahl der Kläger war eine ganz außerordentliche, aber keinen sah ich unbefriedigt von dannen gehen und selbst der Verklagte schien jedesmal mit dem Richterspruch einverstanden zu sein. Was jedoch die größte Errungenschaft für die Dscherâba bildete,

war der Umstand, daß mit dem Amtsantritt des neuen Qâyid auf einmal alle jene vexatorischen Finanzmaßregeln sistirt wurden, deren Opfer sie bisher gewesen waren. In Folge der räuberischen Verwaltung seines Vorgängers war zwar die ganze Insel für ungeheure Summen im Rückstande, die sie der Regierung noch abtragen mußte, indem nämlich über die wirklich bezahlten Steuern keine Rechnung geführt worden war. Diese Summen hatte nun der von Haus aus überreiche neue Qâyid als seine eigene persönliche Schuld übernommen, zum Theil schon abgetragen, zum Theil Wechsel dafür ausgestellt und so der Regierung jeden Vorwand genommen, seine Untergebenen zu schinden. Höchst wahrscheinlich wird er in wenigen Jahren seine Vorschüsse auf dem gewöhnlichen Steuerwege wiedererrungen, aber dem Lande deßhalb doch einen unschätzbaren Dienst geleistet haben. Ueberall in ganz Dscherba hörte ich nur Gutes über den neuen Qâyid, und selbst die hiesigen Europäer vermochten ihm nichts Böses nachzusagen, obwohl ihre Interessen sich bei der früheren Verwaltung besser befanden.

Für mich war freilich das Leben im Hause des Qâyid ein über alle Maßen langweiliges. Eine mißverstandene Höflichkeit von Seiten desselben nöthigte mir den ganzen Tag über die Gesellschaft seines Sohnes auf, eines siebenzehnjährigen Burschen von sehr vorwitzigen Manieren, sowie die seines Secretärs, eines europäisirten einheimischen Juden, der sich für sehr civilisirt hielt, weil er französisch sprach und in Marseille gewesen zu sein behauptete, aber in Wirklichkeit ebenso ungebildet war wie der dumme Junge, der Sohn des Würdenträgers. Diese Leute vergällten mir durch ihre Gesellschaft, die mich von jeder gewohnten Beschäftigung abhielt, das Leben mehr, als irgend ein ernsterer Unfall und ohne jeden Nutzen für meine Kenntniß des Landes, denn sie konnten mir über Dscherba und seine Bewohner auch nicht den geringsten Aufschluß geben. Abends, wenn ich hoffte, einige Stun-

den der Ruhe genießen zu können, da fanden sich unfehlbar meine beiden Peiniger ein, blieben drei bis vier Stunden sitzen und zeigten mir dann schließlich an, daß sie gekommen seien, um mir die Ehre ihrer Gesellschaft beim Abendessen zu schenken. O Gott! wie litt ich von dieser Pein. Es giebt wirklich kein größeres Uebel, als langweilige Menschen; einen siebenzehnjährigen Jungen halte ich schon in Europa für unmöglich zum Umgang, aber ein Europäer dieses Alters hat doch etwas gelernt und man kann wenigstens ein Paar Worte mit ihm reden. Hier aber verlor ich das ganze A B C meiner Conversationskunst. Ueber arabische Verhältnisse ließ sich nicht reden, denn sowohl der Jüngling als der Secretär gaben eine große Verachtung für dieselben zu erkennen und schienen nur für Europa, namentlich für Paris und dessen Vergnügungen Sinn zu haben. Solche geleckte Halbbarbaren waren mir jedoch schon so oft vorgekommen und so entschieden unausstehlich, daß sie den Reiz der Neuheit verloren und nur den Stachel der Unannehmlichkeit für mich behalten hatten. Mit einer wahren Sehnsucht sah ich deßhalb dem Tage entgegen, der mich aus dieser gräßlichen Gesellschaft erlösen sollte.

Der ganze dritte Tag meiner Anwesenheit in Ḥaumt' eſſ Sſuq ging in dieser unerquicklichen Gesellschaft, die ich aus Höflichkeit als Gast ertragen mußte, verloren, denn ein andauernder Regenguß machte mir jedes Entschlüpfen unmöglich. Am vierten rettete ich mich zu dem trefflichen Kutuloma, in dessen Gesellschaft ich fast den ganzen Tag zubrachte und dessen Gastfreundschaft ich die erste eßbare Mahlzeit verdankte, die mir in diesem Reisemonat vorgesetzt worden war. Ich bin gewiß kein Feinschmecker, sondern nähre mich am Liebsten von den allereinfachsten Speisen; da aber letztere in den arabischen Mahlzeiten, die mir seit 3 Wochen aufgetischt worden waren, gänzlich fehlten und ich statt dessen pomphafte Paschadiners bekommen hatte, die aus einer großen Anzahl,

aber lauter unausstehlich zubereiteten, mit Pfeffer, Zimmt, Safran, Vanille und Gott weiß was für Gewürzen verhunzten Gerichten bestanden, so war es mir ein wahres Labsal, wieder einmal eine wirkliche Fleischsuppe genießen zu können. Solche erbärmlich scheinende Kleinigkeiten lernt der Europäer in diesem Lande im Lichte köstlicher Genüsse ansehen.

Den Nachmittag benutzte ich zu einem Ausflug nach dem Judenviertel, welches hier ein eignes, ausschließlich von diesem Volke bewohntes und von Ḥaumt' essSsuq etwa eine Viertelmeile entferntes Dorf bildet, dem die Dscherâba den Namen „Ḥârra“ beilegen, denselben, welchen man in Tunis und andern Städten für ein mitten in der Araberstadt gelegenes Ghetto gebraucht, obgleich die Etymologie des Worts, welches eigentlich „Flecken“ bedeutet, den Sprachgebrauch der Dscherâba eher rechtfertigt, als denjenigen der Tuniser. Dennoch scheint dieser Umstand den heutigen Dscherâba zu entgehen, denn wenn sie von dem Judendorfe reden, so geschieht es ganz in denselben Ausdrücken, wie sie die Tuniser von dem Ghetto gebrauchen, und als bilde dasselbe nicht eine eigene Ortschaft, sondern nur ein Quartier in der Gesammtheit der häuslichen Niederlassungen auf der Insel. Ueberhaupt scheint in allen Bezeichnungen menschlicher Behausungen, kleinerer, sowie größerer Gruppen derselben, in Dscherba die Vorstellung obzuwalten, als bilde die ganze Insel gleichsam einen einzigen compacten Bevölkerungsmittelpunkt. Die Dörfer heißen hier nicht, wie sonst, Beled (Ortschaft), sondern Ḥauma, das heißt Quartier, ein Ausdruck, der in keinem andern Lande für eine abgetrennte Ortschaft, sondern überall nur für einen Theil eines Bevölkerungscentrums gebraucht zu werden pflegt. Auch ist dieser Name hier nicht immer auf die Häusergruppe allein beschränkt, sondern bezeichnet die ganze zu ihr gehörige Feldmark, so daß die ganze Insel aus lauter Ḥauma's zusammengesetzt erscheint, ähnlich wie eine Stadt aus aneinander-

gränzenden Vierteln. Dieser auffallende, offenbar dem Geist des arabischen Idioms widersprechende Sprachgebrauch rührt ohne Zweifel daher, daß eben die Dscherâba nicht Araber, ja nicht einmal, wie die Mehrzahl der Bevölkerung Tunisiens, arabisirte, sondern ächte unverfälschte Berber sind, denen Arabisch immer eine fremde Sprache geblieben, die sie zwar verstehen, die aber nicht bei ihnen in succum et sanguinem übergegangen ist.

Ḥaumt' eſſ Sſuq, welches zum größten Theil von fremden Abkömmlingen bewohnt wird, und die beiden Ḥârra allein besitzen eine ausschließlich arabisch redende Bevölkerung. Die hiesigen Juden nämlich kennen das Berberische Idiom durchaus nicht, sondern sprechen nur das arabische und zwar in eigenthümlicher dialectischer Umgestaltung. Dieser Umstand dürfte wohl einiges Licht auf den Ursprung der dscherbiner Judenschaft werfen und uns bestimmen, die Zeit ihrer Einwanderung nach der Epoche der arabischen Invasion festzusetzen, da sonst wohl die berberische Sprache auch bei ihr die Oberhand behalten haben würde. Sonst fehlen uns jedoch jedwede Indicien über die Herkunft dieses Völkchens, dem man eine Seelenzahl von etwa fünftausend zuschreibt, also ein Sechstheil der Gesammtbevölkerung der Insel. Von dieser Seelenzahl befindet sich die größte Hälfte in dem von mir besuchten Ḥârra, auch Ḥârra el kebyr (das große Judenviertel) genannt, wohnhaft, während die kleinere in einem etwa eine Meile entfernten zweiten Judendorfe, Ḥârra eç Çarhyr (das kleine Judenviertel) ansässig ist.

Ḥârra el kebyr war ein höchst eigenthümliches Dorf, wie dergleichen vielleicht in keinem andern Lande der Welt, außer etwa in Polen, wo es ja auch ausschließliche Judendörfer giebt, existirt. Die Eigenthümlichkeiten des israelitischen Volkes, namentlich des auf einer geringeren Culturstufe stehenden Theils desselben, seine vortheilhaften und unvortheilhaften

Eigenschaften geben sich hier ungeschminkt zu erkennen, letztere in dem beinahe beispiellosen Schmutz, der in vielen Straßen herrscht, in einer gewissen allgemeinen Verwahrlosung, erstere in den deutlichen äußeren Anzeichen jenes patriarchalischen, auf tiefe Religiosität gegründeten Gemeinsinns, der diese in Glauben und Sitten so engverbundene Völkerschaft umschlingt, enger vielleicht als anderswo, wo größere örtliche Zerstreuung die Bande einigermaßen lockert.

Die Häuser dieser Judenstadt sind außerordentlich ärmlich, von außen sogar meist hüttenartig, kleine viereckige Würfel, von Terrassen gekrönt, selten mehr als ein Erdgeschoß besitzend. An einigen allerdings bemerkte ich den Versuch zu einem ersten Stockwerk, um das ein großer hölzerner Balcon, ähnlich denen an den ärmeren Häusern von Cagliari in Sardinien, ringsum lief, aber Alles das sah so kläglich und baufällig aus, daß man kaum begriff, wie dieß menschliche Wohnungen vorstellen könne. Dennoch sollen in Ḥârra el kebyr unter Schmutz und Lumpen manche Millionäre versteckt sein, wie mir, freilich ohne mich vollkommen zu überzeugen, mehrere Bewohner von Ḥaumt' eſſ Sſuq versicherten.

Ein seltsames Aussehen bot auch der kleine Sſuq (Basar) dar, den man auf dem sehr diminutiven Hauptplatz des Orts errichtet hatte. Er bestand höchstens aus einem halben Dutzend Buden, von noch weit eingeschrumpfteren Verhältnissen und noch düstererem Anblick, als die gewöhnlichen arabischen nischenartigen Buden. Aber der Handelssinn dieses Volkes gab sich auch in dem eigenthümlich betriebsamen, sehr gegen die arabische Apathie abstechenden Leben, welches sich in diesen Buden entwickelte, und in der Mannichfaltigkeit der Waaren zu erkennen, welche daselbst feilgeboten wurden. Ich glaube, daß nicht leicht der Fremde hier nach einem gangbaren Artikel umsonst fragen dürfte, wie in dem viel stattlicheren Hauptort der Insel, dem nahen arabischen Dorf Ḥaumt'

eſſ Sſuq, wo, außer an den Markttagen, faſt gar nichts zu bekommen iſt und wo, um nur ein Beiſpiel anzuführen, mein Diener nicht einmal im Stande war, ſich thönerne Gefäße, die eines der allgemeinſten Fabrikate der Inſel bilden, an einem andern Tage zu verſchaffen. Auch mitten auf dem kleinen Platz, den dieſe düſteren Buden umgeben, war ein beſcheidener täglicher Markt aufgeſchlagen, auf dem einige Beduinenweiber, meiſt noch junge, aber megärenhaft durch frühzeitige Runzeln und durch häßliche Tätowirungen entſtellte Weſen, Heu und andres Viehfutter feil boten.

Einen gegen den Schmutz der Straßen und öffentlichen Plätze ſehr vortheilhaft abſtechenden Anblick gewähren die zahlreichen Synagogen, deren ich vier beſuchte. Ihre Architektur, obgleich ſchmucklos, erweiſt ſich doch nicht als häßlich, und gleicht durchaus derjenigen der Moſcheen der Dſcherâba, ſo wenigſtens wurde mir verſichert, denn als Augenzeuge kann ich von den mohammedaniſchen Gotteshäuſern in Dſcherba, hier wie in ganz Tuniſien dem Nichtmoslim unbetretbar, nicht urtheilen. Es iſt immer ein viereckiger von Säulenarcaden umringter Vorhof, an den ein großer gewölbter Betſaal ſtößt, im Innern freilich zierdelos, aber reinlich gehalten und mit niedlichen Strohmatten ausgedeckt. In einer Synagoge bemerkte ich die Eigenthümlichkeit, daß der Schrein, in dem die Thora aufbewahrt wird, nach Art eines katholiſchen Wallfahrtsheiligthums von davorſtehenden Betern umringt war, die ein beſtimmtes, auf einer Tafel angebrachtes Gebet ableierten, ganz wie die katholiſchen Pilger die gedruckten Wallfahrtsgebete, deren Tafeln an Ketten vor dem Heiligthum angeſchmiedet ſind. Die Aehnlichkeit wurde durch ein ſchöngeſchnitztes Holzgitter, welches ſich vor dem Schrein befand und in ſeiner Form an eines jener von Holz oder Elfenbein geſchnitzten Altarblätter erinnerte, die wir in manchen Gegenden Europa's, z. B. in der Schweiz und Italien, in Wallfahrts-

kapellen sehen und durch viele kleine Oellämpchen, die vor diesem Gitter angezündet waren, noch mehr hervorgehoben.

Die Juden von Dscherba, obgleich sie im Ganzen dem sogenannten spanischen oder portugiesischen Ritus folgen, besitzen doch einige abergläubische Eigenthümlichkeiten, welche sie von den übrigen strengorthodoxen Israeliten, die dergleichen Auswüchse am Gebäude des Glaubens nicht kennen, unterscheiden. Dahin gehört die sonst dem mosaischen Cultus gänzlich fremde Heiligenverehrung, von welcher ich übrigens auch Beispiele in Algerien beobachtete und die offenbar dem unbewußten und unwillkürlichen Einfluß der den Marabuts sehr zugethanen Sunniten dieser Gegenden zuzuschreiben sein dürften. Ein solcher jüdischer Marabut (welcher mir als ein Çâhib [Freund] des berühmten Rabbi Schuabsis von Tunis unter dem Namen Rabbi Schahud ha Cohen bezeichnet wurde) hat in dem „Ḥârra eç Çarhyr" (dem kleinen Judenviertel) sein Grab und seine Verehrungsstätte gefunden. Wunder werden ihm selbst jetzt noch nach seinem Tode, ganz wie einem moslimischen Marabut, zugeschrieben und, was das Seltsamste bei der Sache ist, dieser jüdische Heilige erfreut sich sogar von Seiten der moslimischen Bevölkerung einer gewissen Verehrung. Ja, so ansteckend scheint dieser abergläubische Cultus zu sein, daß sogar, wie mir von höchst glaubwürdiger Seite versichert wurde, die in Dscherba ansässigen Malteser, deren katholisches Christenthum doch jede nicht ihrem Glauben entstammende Heiligenverehrung verdammt, eine abergläubische Ehrfurcht und großes Vertrauen auf die Wunderkraft dieses heterodoxen Marabuts empfinden, seine Grabstätte durch Geschenke ehren und Gelübde für ihr Heil an derselben darbringen sollen.

Am folgenden Tag, dem 18. Februar, entließ ich die Hambas, oder vielmehr den einen Hamba und die zwei Spahy's, diese tapferen Krieger, welche vor dem Gedanken zitterten, mich in wirklich gefährliche Gegenden zu begleiten,

und sehr froh waren, daß ich die Landreise von hier nach Tripolis aufgab, um jenen Hafen zur See zu erreichen, eine für mich sehr hinderliche und höchst unangenehme Nothwendigkeit, welche aber der vollkommen unsichre Zustand der Route von Sarsyss nach Bibân und von Bibân nach Soâra, sowie der Mangel einer Escorte auf dem tripolitanischen Gränzgebiet zur gebieterischen Pflicht machten. Obgleich nun die Reiter auf dem ganzen Wege hieher nicht das Geringste geleistet und mich eigentlich gar nicht begleitet hatten, sondern stets, außer in dem Nachtquartier, von mir getrennt gewesen waren, so zeigten sie sich gleichwohl mit der von mir ihnen gebotenen, nach allen Aussagen sogar übergroßen Belohnung für diese negativen Dienste unzufrieden, verlangten, bekamen aber nicht mehr und wir schieden in Zank und Streit, wie wir die ganze Reise in Zank und Streit zugebracht hatten.

Mit Hülfe des trefflichen Kutuloma wurde ein Schooner ausfindig gemacht, der mich für die Kleinigkeit von 100 tunisischen Piastern (etwa 15 Thaler) nach Tripolis bringen sollte, während die verschiedenen Schiffscapitäne, mit denen ich früher einen ähnlichen Accord abschließen wollte, für meine Beförderung ungefähr nur das Achtfache, d. h. 500 Franken verlangt hatten. Noch dazu sollte dieses Schiff für einen so geringen Preis ganz zu meiner Disposition stehen und der Rayyss erbot sich, so lange in Dscherba zu warten, bis ich zur Abreise bereit sein würde.

Die so gewonnene Frist beschloß ich zu Ausflügen auf der Insel zu benutzen, von denen ich bisher immer durch schlechtes Wetter oder andere Hindernisse abgehalten worden war. Zunächst wollte ich mein Hauptquartier von hier nach dem andern Ende der Insel verlegen, um von dort aus die wichtigsten Ruinen zu besuchen, und der Qâyid, Ssayydy Ḥamyda ben Ayad, versprach mir hiezu allen seinen Beistand, Pferde, Maulthiere, Escorte, einen Amr für den Moqaddem

(Districtschef) des Ortes, kurz Alles schien sich recht günstig für die Ausführung meines Planes gestalten zu wollen. Leider ergab sich jedoch gleich am Anfang ein verzögerndes Hinderniß. Der Moqaddem von Ḥaumt' Adschym, so hieß das nächste Ziel meiner Reise, war nämlich im Augenblick nicht dort, sondern in Ḥaumt' eſſ Sſuq und sollte erst morgen nach seiner Heimath zurückkehren. Ohne ihn dort zu treffen, wären wir aber ohne Haus und alles Nöthige geblieben, mußten also den Ausflug bis zu seiner Rückkehr dahin aufschieben.

Die Moqaddem's, deren es auf der ganzen Insel, die in ebensoviele Districte zerfällt, zehn, einen für jeden District, und außerdem noch einen elften giebt, welchen man den Moqaddem el Berânîyâ (d. h. den Schirmvogt der Fremden) nennt und welchem keine Districtsverwaltung, sondern die Administration der auf der Insel zerstreut wohnenden fremden Araber zufällt, besitzen in der That in ihren Amtshauptorten eine zwar von der Autorität des Qâyid derivirte, aber an Ort und Stelle selbst nicht viel geringere Gewalt, als die der Gouverneure. Auch diese eigenthümliche Amtsbezeichnung, Moqaddem, ist recht significativ für die Besonderheit des dscherbinischen Gemeindedaseins, und gleichfalls durch sie werden wir an ein städtisches Vorbild und an die Fiction erinnert, nach welcher die ganze Insel als ein compacter Bevölkerungsmittelpunkt gedacht wird. Denn Moqaddem's giebt es in andern moslimischen Gegenden niemals in ländlichen Genossenschaften, sondern nur in Städten und zwar bezeichnet dieser Titel daselbst vorzugsweise den Zunftvorstand einer einem ausschließlichen Gewerbe zugethanen Landsmannschaft. So haben die sich dem Hausdienste widmenden Wareqliyâ (Bewohner der im Süden Algeriens gelegenen Oase Wareqla oder Uarqla), ebenso die Banu Mſab oder Mosabiyâ, die als Badeknechte in ganz Nordafrika anzutreffen sind und andere ähnliche landsmännliche und gewerbliche Genossen-

schaften in Tunis und andern Städten ihre Moqaddems. Hier findet sich aber dieser Titel seltsamer Weise an Stelle des üblichen arabischen „Schaych“ (Stammesoberhaupt) oder „Schaych el beled“ (Bürgermeister) in Anwendung.

Diese Eigenthümlichkeit ist den vielen zuzuzählen, deren einiger bereits früher Erwähnung geschah, deren andere ich jedoch erst mit der Zeit und bei verlängertem, freilich meinem Wunsche gemäß immer noch allzusehr verkürztem Aufenthalt auf der Insel in ihrer Absonderheit zu erfassen Gelegenheit bekam. Manche jener Absonderlichkeiten wurzeln ohne Zweifel in den heterodoxen religiösen Anschauungen dieses Volkes von Sectirern. Wie alle Sectirer, so charakterisirt auch die Dscherâba die Ausschließlichkeit gegen fremde Elemente. Auf jenen oben schon angedeuteten Vergleich mit den Israeliten fühle ich mich auch hier veranlaßt zurückzukommen, denn beide Genossenschaften theilen mit andern ähnlichen Schlages die auf einer anmaßenden Exclusivität beruhende Vorstellung von der Unreinheit aller Derer, welche nicht zu ihrer Secte gehören. Wie die Israeliten alle Nichtjuden unter der von ihnen für schimpflich gehaltenen Bezeichnung „Goïm“ (Heiden) begreifen, wie sie Convivium und Connubium mit ihnen für Sünde halten, so verdammen auch die Dscherâba scheinbar streng jede nähere Berührung mit andern Moslims sowohl, wie mit Nichtmohammedanern, und wenn sie eine solche gleichwohl nicht immer vermeiden können, so halten sie sich doch durch dieselbe für verunreinigt. Man erzählt von einem bekannten jüdischen Millionär, dessen geschäftliche und selbst politische Verbindungen ihn zuweilen dazu veranlaßten, hochgestellte Personen, die andern Glaubens waren, zu Tische zu laden, daß derselbe bei solchen Gelegenheiten stets das Tafeltuch entzwei zu schneiden pflegte, um durch diese stumme, aber beredte Pantomime eine Scheidewand zwischen sich und den unreinen Andersgläubigen zu errichten. Ganz etwas Aehnliches wurde mir

von den Dscherâba berichtet. Auch sie sind ein Handelsvolk und können sich nicht immer so vollkommen, wie sie es wünschen, von Andersgläubigen zurückgezogen halten. Auch bei ihnen kommt es vor, daß sie einen oder den andern der Letztern bei Tisch zu sehen verursacht werden, aber auch sie halten sich durch eine solche Annäherung für verunreinigt. Hat der unheilige Ketzer abgespeist, dann wird alles Tischgeräthe, ja sogar die Kochgefäße, aus denen das Essen für den Unreinen bereitet wurde, entweder zerbrochen oder doch, bei den weniger Fanatischen, einer gründlichen Reinigung und Räucherung, die manchmal mehrere Tage hintereinander fortgesetzt wird, unterworfen, bis auch das letzte Atom, das an die Gegenwart des Unkoscheren erinnert, verschwunden ist. In solchen Häusern, in welchen man durch Handelsverbindungen verursacht wird, regelmäßig Mitglieder anderer religiöser Genossenschaften bei sich essen zu lassen, soll sogar ein ganz apartes Koch- und Tafelgeräth für die Fremden gehalten werden, dessen Berührung die Dscherâba streng vermeiden und das sie auch nicht selbst reinigen, sondern von solchen Leuten waschen lassen, welche selbst für unrein gelten.

Diese Vorstellung von der Unreinheit der Fremden scheint mit kleinlicher Consequenz aus der allgemeinen Ansicht von der Unreinheit (im moralischen Sinne) gewisser äußerer Dinge abgeleitet, welche zwar schon dem allgemeinen Islam eigen ist, bei diesen Sectirern jedoch einen noch peinlicheren Grad erreicht. So halten die Dscherâba unter Anderm auch einen Theil des Anzuges, das Beinkleid, für unrein und unheilig und daher jene auffallende, von mir schon bei Tunis erwähnte Sitte, dieses Kleidungsstück vor dem Gebete zugleich mit den Schuhen abzulegen. Ein Dscharby aus Ḥaumt' eſſ Sſuq, dessen Bewohner zum größten Theil Araber und Sunniten sind, schilderte mir unter ironischen Ausdrücken den seltsamen Anblick einer Moschee der Chuâmeſſ, Wuâhb oder

Charedschiya (Plurale der drei die Ketzer bezeichnenden Worte Chomsy, Wahaby und Charadschy) während des Gebetes, wo man dann an allen Wänden die aufgehängten Beinkleider und Unterhosen der Sectirer erblicke, eine eigenthümliche Wanddecoration, die man nicht so leicht in einem Gotteshause andrer Völker wiederfinden dürfte. Eine bittre Pille für die Dscherâba ist es übrigens, daß die Regierung ihnen nicht gestattet, ihre eignen Qâdhys und Muftys zu haben, sondern daß sie in allen denjenigen Fällen, in welchen die Intervention dieser religiösen Würdenträger nothwendig wird, zu dem Qâdhy der Maleky oder dem Baschmufty und dem Mufty von Ḥaumt' eſſ Sſuq ihre Zuflucht nehmen müssen. Die höchsten religiösen Würdenträger, welche ihrer eignen Secte angehören, sind die gewöhnlichen Imâms' oder Vorbeter, deren jede Moschee einen besitzt.

Wie so viele exclusive religiöse und landsmännliche Genossenschaften, so suchen auch die Dscherâba etwas darin, sich im Aeußern von Andersgläubigen zu unterscheiden. Die sonst bei allen Moḥammedanern, die mit dem Filzhut bekleideten Perser allein ausgenommen, übliche Kopfbedeckung des rothen Fes, Schaschiya oder Tarbusch, findet sich hier durch ein weißes ersetzt, welches die Dscherâba jedoch nur in ihren heimathlichen Orten tragen und mit einem rothen vertauschen, so oft sie in's Ausland oder auch nur nach dem orthodoxen Ḥaumt' eſſ Sſuq gehen.

Ein Abscheu vor gewissen Thieren ist ihnen gleichfalls eigenthümlich. Außer dem Schwein, welches alle Moslims für ein Gräuel ansehen, gilt bei den Dscherâba auch noch die Katze für unrein und sie halten sich durch eine Berührung dieses Thiers für ebenso besudelt, wie ein andrer Moslim durch jenes allgemeiner verabscheute friedliche Hausthier. Das hier sehr häufig vorkommende Chamäleon, dessen arabischen Namen „Omm el Buya" oder „Harbaya" die Dscherâba durch

den berberischen „Tata“ vertauschen, gilt hier für bösartig und giftig und man behauptet, daß es sich am menschlichen Körper so fest einzubeißen pflege, daß Niemand es entfernen könne. Der alte Haushofmeister des Qâyid, bei dem ich wohnte, ein Tuniser, der nicht dieses Vorurtheil hegte, amüsirte sich oft damit, ein Chamäleon einem versammelten Kreis von Dscherâba vorzuhalten, und selbst die kräftigsten Männer sah ich vor diesem unschuldigen Thier, von panischem Schreck erfaßt, die Flucht ergreifen. Dagegen sollen die Hunde auch hier, ähnlich wie in Qâbiss, sich einer von andern Moslims nicht gehegten Vorliebe erfreuen und sogar, wenn auch nicht so oft, wie in dem genannten Ort, als Braten verspeist werden.

Wenn übrigens die Dscherbinischen Sectirer die anderen Moslims als unrein in den Bann erklären, so geben ihnen die sogenannten Orthodoxen ihrerseits die Verachtung mit Wucher zurück. Ja, es scheint sogar, als hegten die frommen Sunniten eine Art von abergläubischer Furcht vor diesen Ketzern. Namentlich jener im ganzen Orient und selbst in Südeuropa weitverbreitete Aberglaube vom „bösen Blick“ spielt hier eine wichtige Rolle. Die Dscherâba stehen in dem ominösen Ruf, die Jettatura im höchsten Grade zu besitzen, und wie eingefleischt dieser Aberglaube bei den Tunisern sei, und wie er selbst von den Gebildetsten derselben getheilt werde, davon sollte ich im Hause des Qâyid, in welchem ich wohnte, einen recht schlagenden Beleg erhalten. Alle Bedienten Ssayydy Ḥamyda's, einige zwanzig Tuniser, erst seit zwei Monaten auf der Insel wohnhaft, behaupteten, die Dscherâba, deren stets viele im Hause des Qâyid umherzulungern pflegten, hätten ihre Mahlzeiten durch die vergiftende Kraft ihrer Blicke ungesund gemacht und förmlich verhext. Sogar der Qâyid, sonst für einen Moslim ein wirklich aufgeklärter Mann, war derselben Ansicht und gab deßhalb strenge Ordre, daß man alle Schüsseln seines Mittagessens verdeckt hineintrage,

damit nicht die im Corridor lungernden Dscherâba ihre Augen auf den Inhalt richten, das heißt die Speisen durch ihren bösen Blick verhexen könnten. Ja, um dieses Unglück vollends zur Unmöglichkeit zu machen, ließ Ssayydy Ḥamyda sogar eine eigene Passage von der Küche nach seinen Zimmern bauen, die mit dem den Dscherâba zugänglichen Hausgang außer jeder Verbindung stand.

Wahrhaft komisch war ein Fall, der sich in meiner eignen Umgebung ereignete. Mein Diener, sonst ein fast civilisirter Maure, fing einige Tage nach unserm Hiersein an, sich gleichfalls über den bösen Blick der Dscherâba zu beklagen. Diesem nämlich schrieb er ein Bauchzwicken zu, welches ihn an besagtem Morgen ergriffen hatte. Ich entdeckte freilich bald die wahre Ursache des letzteren in den Resten eines Gerichts höchst schlecht geronnener Sauermilch, ein Lieblingsessen der Dscherâba, an dem sich Issmâ'yl delectirt hatte. Von ähnlichen Uebeln war auch das gesammte Hauspersonal des Qâyid in Folge ähnlicher Genüsse heimgesucht worden und daran sollten nun die Dscherâba mit ihrem verhexenden bösen Blick die Schuld tragen.

Der ganze Tag des 19. Februar verging auch leider wieder auf eine höchst unerquickliche Weise für mich. Der Qâyid hatte mir zwar Pferde zu einem größeren Ausflug auf der Insel versprochen, aber der vielbeschäftigte Mann, der täglich einige hundert Dscherâba zu richten und außerdem die sehr verwickelten Finanzverhältnisse in's Reine zu bringen hatte, besaß nicht Zeit, nachzusehen, ob seine Ordres erfüllt würden und so blieben sie eben unausgeführt. Ich konnte deßhalb nur zu Spaziergängen meine Zuflucht nehmen. Einer derselben führte mich in die Nähe des Landungsplatzes von Ḥaumt' ess Ssuq, wo sich ein altspanisches Castell befindet, ohne Zweifel dasselbe, welches nach dem catalonischen Chronisten, Ramon Muntaner, vom König Jaime I. von Aragonien

im Jahre 1284 errichtet worden war. Die Architektur ist durchaus die mittelalterliche des 13ten Jahrhunderts, in ihrer rohen Massivität sehr verschieden von den zwar auch massiven, aber als einer spätern Baukunst angehörenden regelmäßigeren spanischen Castellen, welche Karl V. in Afrika errichten ließ. In der Nähe dieses Castells wurde mir die Stelle gezeigt, wo sich noch vor 22 Jahren ein schauderhaftes Denkmal erhob, nämlich eine aus den Knochen und Schädeln der unter Karl V. hier verunglückten Matrosen und Soldaten des spanischen Admirals Garcia errichtete Pyramide. Im Jahre 1837 wurde dieser Schädelpopanz, nachdem lange die Consuln umsonst auf dessen Entfernung angetragen hatten, endlich zerstört, nicht jedoch ohne zu einem tumultuarischen Auftritt Veranlassung gegeben zu haben. Denn die damals in Dscherba garnisonirten Suawua (unregelmäßige Infanterie) rotteten sich, sowie sie von der Absicht der Christen, dieses Schmachdenkmal, der Erlaubniß des Bey's gemäß, abzutragen, hörten, zusammen, zogen nach dem Denkmal und vertrieben mit Leichtigkeit die friedlichen maltesischen Arbeiter, welche mit der Abtragung beschäftigt waren. Dafür bereitete man ihnen aber eine schwere Demüthigung, indem nun der Bey, von den Consuln angespornt, befahl, daß die fanatischen Suawua selbst mit eigenen Händen ihren Liebling, das scheußliche Schädeldenkmal, zerstören sollten.

Seitdem hat man die Gebeine der vor 300 Jahren gefallenen Spanier in geweihter Erde, in dem kleinen katholischen Friedhof von Ḫaumt' eſſ Sſuq, beigesetzt und eine einfache Säule bezeichnet nun die Stelle, wo die Schädel ruhen, die 300 Jahre lang eines der schauderhaftesten Monumente bildeten, das die Geschichte kennt. Die kleine katholische Kirche, welche an diesen Friedhof gränzt, ist, wenn man die Armuth der meisten hiesigen Katholiken in Betracht zieht, verhältnißmäßig wohlgehalten und verdient das Lob, welches

schon Guérin ihr im Jahre 1860 spendete. Weniger jedoch soll der Geistliche, derselbe, der schon im Jahre 1860 hier angestellt war und welchen Guérin „un missionaire zélé, un apôtre ardent“ nennt, solches Lob verdienen. Ueber diesen hörte ich hier nur eine Stimme und zwar die des ausgesprochensten Tadels; stets betrunken, den schändlichsten Lastern ergeben, soll er eine schreiende Schande für das Gewand sein, das er trägt. Uebrigens hat ihn auf wiederholtes Bitten der hier ansässigen Katholiken der in Tunis residirende Weihbischof, Monsignor Sutter, endlich seiner Stelle entsetzt und meine Anwesenheit fiel grade in die letzten Tage der Amtsverwaltung dieses Wolfes im Schafpelz. Ich führe diesen Fall nur an, um zu zeigen, wie leicht sich selbst gewissenhafte Reisende oft irren können, denn wenn man Guérin liest, so bekommt man ganz den Eindruck, als sei der besagte Abbé ein kleiner Heiliger.

Endlich, am Morgen des 20. Februar, gelang es mir, nicht ohne die beredte Vermittlung des trefflichen Kutuloma, der als österreichischer Consularagent sich meiner auch in officieller Eigenschaft eifrigst annahm, vom Qâyid Pferde, Maulthiere, sowie ein gepäcktragendes Kameel zu einem größeren Ausflug zu erlangen. Unser heutiges Ziel war kein entferntes, sondern das etwa 18 arabische oder 3½ unsrer geographischen Meilen von Ssuq entfernte Ḥaumt' Adschym, am südwestlichen Ende der Insel gelegen. Große Entfernungen giebt es überhaupt auf der Insel nicht, deren Durchmesser, sowohl in der Breite, wie in der Länge, zwischen 4—5 geographischen Meilen variirt, denn die Meerbusen abgerechnet, kann man Dscherba beinahe als ein Quadrat bezeichnen. Die ganze Insel mag somit etwa 20—22 Quadratmeilen einnehmen, ein Flächeninhalt, der sehr gering erscheint neben den ungeheuren Stammesgebieten mancher Nomaden des Festlands, dessen Boden aber in seiner allgemeinen Cultivirtheit sehr gegen die öde Unbebautheit der beinahe wüsten Steppen jener Nomadenvölker absticht.

Auf meinem heutigen Ritte ward mir Gelegenheit, endlich einmal etwas zu sehen, was ich in Afrika noch nicht erblickt hatte, das heißt ein zugleich fruchtbares und durchaus angebautes Land. Auch in dem andern unverfälschten Berberlande, in dem algierischen Kabylien, hatte ich den Fleiß dieses authochtonen Volkes bewundert, welches aus der angestammten Erde überall da, wo arabische Raubsucht (mag dieselbe nun von wirklichen Arabern oder von arabisirten Berbern ausgehen) sie nicht von der väterlichen Scholle vertrieben hat, den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen weiß. In Kabylien freilich hatte sich die Natur stiefmütterlicher gezeigt und deßhalb trat dort der Fleiß des Urvolkes von Afrika desto glänzender zu Tage. Hier dagegen, in dem üppigen Lotophagenland, haben Himmelsstrich und Bodenfruchtbarkeit dem Menschen Wohlsein und Genuß schon fast ohne alle Mühe von seiner Seite verliehen, und daher mag es denn wohl kommen, daß der Fleiß der Dscherâba, wenn er auch unzweifelhaft vorhanden ist, sich dennoch nicht so schlagend dem Auge des Beobachters aufdrängt, wie derjenige der Kabylen. Aber welch' einen Contrast gegen die der Natur gewaltsam abgezwungene Ertragsfähigkeit jenes Gebirgslandes bietet nicht die überreiche Fülle der Gärten und Haine dieses glücklichen Eilands dar? Die Gegend, durch welche mich mein heutiger Ritt führte, war, wie Barth sie höchst richtig nennt, „ein Garten, eine fast ununterbrochene Pflanzung, die bei besserer Regierung ein wahres irdisches Paradies sein würde." Das Land zeigte sich wie ein ununterbrochener Palmenhain.

Diese schönsten Kinder der Baumwelt bilden zwar hier niemals Wälder, wie in den Sahara-Oasen, sondern werden in Entfernungen von zehn bis zwanzig Schritten voneinander gehalten, aber sie ziehen so zu sagen ein Netz über die ganze Insel, denn sie sind überall in fast gleich großer Anzahl anzutreffen, ein Netz, in dessen weiten Maschen

jedoch noch fast jedes andre Bodenproduct des Südens, namentlich der überall sehr zahlreich vertretene Oelbaum, ferner Mandeln, Trauben, Pistacien, reichliches Gedeihen findet. Barths Bemerkung, daß die Datteln von Dscherba von geringerer Güte sind, als die des Beled el Dscheryd und der Neffsawua, hat gewiß ihre Richtigkeit, aber die Industrie der fleißigen Dscheräba kommt diesem Naturmangel zu Hülfe, indem sie durch Aufbewahrung der Datteln in luftdichten Gefäßen aus diesen von Natur vielleicht undankbareren Früchten eine Conserve von so vortrefflicher Güte erzeugt, daß dieselbe, wenigstens nach meinem Geschmack, über das rohe Naturproduct selbst jener bevorzugtesten Dattelländer zu stellen ist.

Der Laqmy, jener überaus süße, gleichsam die Quintessenz aller zuckerhaltenden Getränke darstellende Palmenmost, aus welchem durch Gährung ein sehr berauschender Palmenwein entsteht, wird gleichfalls, jedoch verhältnißmäßig selten, auf der Insel gewonnen. Er ist bekanntlich nicht ein Erzeugniß aus den Früchten des Baumes, sondern der Lebenssaft der Pflanze selbst, welcher zur jährlichen Entwicklungszeit von der Wurzel in den Stamm und in die weitverbreitetsten Aeste steigt und dessen natürliche Bestimmung es ist, junge Zweige, Laub, Blüthe und Frucht zu erzeugen und zu ernähren. Will man nun diesen lebenden und belebenden Saft des Baumes ausziehen, so muß man natürlich alle die gewöhnlichen Ableiter versperren, durch welche er sich zu ergießen pflegt, das heißt Zweige, junge Aeste, Laub, Blumen und Fruchtsprossen entfernen. Ist dieses geschehen und ist jeder Ausfluß des Saftes verstopft, so wird oben am Stamm ein Einschnitt gemacht und an demselben das Gefäß befestigt, in welches der Laqmy bald langsamer, bald schneller hineinträufelt. Da nun auf diese Weise der zur Production des Laqmy bestimmte Baum ein ganzes Jahr lang der Fähigkeit, Früchte zu tragen, beraubt wird, so versteht es sich von selbst, daß die ökonomischen

Dscherâba, denen die Datteln Brod sind, denen aber der süße Lagmy nur ein Luxusgetränk, der berauschende Palmenwein gar ein Gräuel ist, nicht gerne ihre Bäume dazu hergeben. Aber sie haben noch einen triftigeren Grund, der Lagmy-production abhold zu sein. Viele Bäume ertragen nämlich diese gewaltsame Entziehung ihres Lebenssaftes nicht, sondern gehen in Folge derselben zu Grunde. Andere freilich bestehen sie gut, und mir wurden sogar Bäume gezeigt, welche die Operation zehn- bis zwölfmal ohne Schaden ausgehalten hatten. Doch ein eigentlicher Dscharby wird nur selten seinen Palmbaum einer solchen Probe aussetzen und so kam es denn auch, daß ich nur in der Nähe von Ssuq selbst, wo die Bäume Fremden angehörten, solche traurig verstümmelte Palmen sah, denen die stolze Federkrone mit Zweigen, Blättern und Fruchtkolben geraubt war und an deren oberem Stamme die kleine ominöse Flasche verkündete, wohin der kostbare Lebenssaft des Baumes auf naturwidrige Weise abgeleitet wurde.

Jenes andere Product der Insel, dem sie ihren ältesten Namen Lotophagitis verdankt, der schon bei Qâbiss besprochene Rhamnus lotus, von der Familie des Ziziphus, kommt gegenwärtig hier weit weniger häufig, als auf dem Festland, und nur als verkrüppelter Strauch vor, so daß es scheint, daß die heutigen Dscherâba nicht mehr jenen Enthusiasmus für diese übrigens ziemlich fade schmeckenden Früchte empfinden, welchen Homer selbst den fremden Besuchern des Eilandes beilegt:

Τῶν δ' ὅστις λωτοῖο φάγοι μελιηδέα καρπόν,
Οὐκ ἔτ' ἀπαγγεῖλαι πάλιν ἤθελεν, οὐδὲ νέεσθαι
(Od. IX, 94, 95).

Viel eher möchte ich diese Eigenschaft, Vaterland und die Seinigen vergessen zu machen, dem in Dscherba erzeugten Palmenmost und Palmenwein zuschreiben, von denen namentlich der erstere ganz dem Geschmacke der vorzüglich das Süße

liebenden alten Griechen entsprach, als den sehr unbedeutenden Früchten des Rhamnus lotus.

An Cerealien scheint das Land im Alterthum gleichfalls reicher, als heutzutage gewesen zu sein, aber es ist in dieser Beziehung denn doch nicht so weit heruntergekommen, wie dieß Barth angenommen hat, welcher sagt: „Es ist im höchsten Grade bemerkenswerth, daß die Insel im Alterthum Weizen und Gerste in Menge producirte, während sie heute zu solchem Ertrag bei dünner Erdschicht ganz unfähig scheint.“ Mit dem Weizen mag dieß nun seine Richtigkeit haben, derselbe wird allerdings auf der Insel nur sehr spärlich gewonnen, so daß er aus Sfâqess und andern Gegenden des Festlands importirt werden muß, und zwar geschieht diese Einfuhr zum größten Theile in der Gestalt bereits gebackener Brode, weßhalb man denn auch auf allen Märkten der Insel altbackenes Weizenbrod aus Sfâqess, ja selbst aus Tunis zum Verkauf ausgeboten sieht. Aber bei weitem die wenigsten Dscherâba versteigen sich bis zu dem Luxus von Weizengebäck, die meisten dagegen begnügen sich mit Gerstenbrod. An Gerste erzeugt aber das Land, wenn nicht Ueberfluß, so doch eine hinreichende Menge, so daß dieses Bodenerzeugniß hier nicht theurer ist, als auf dem Festland. In der That sah ich auf meinem Ritte durch die Insel überall große Strecken von recht gut gedeihenden Gerstenpflanzungen, zum größten Theil Winterfrucht und bereits mit einem hohen grünen Teppich den Boden bedeckend, der nicht wenig zu dem blühenden Aussehen des Landes beitrug. An andern Orten fand ich die Bauern mit dem Pflügen der Aecker und dem Säen der Sommerfrucht beschäftigt. Ersteres geschah vermittels eines seltsam geformten altmodischen Pfluges, vor welchen ein Kameel gespannt war, ein höchst eigenthümlicher Anblick, so ächt orientalisch, wie man ihn anderswo selten findet.

Nach halbstündigem Ritte von Ssuq erreichten wir die kleine Ḥauma Abu Meswer mit einer Moschee der Wuâhb (Sectirer), dann die Ḥauma el Haschân, wie alle Orte dieser Insel keine compacten Bevölkerungscentra, sondern kleine Dörfer aus zerstreut liegenden Bauerhöfen bestehend. Später machten wir Halt bei einer andern kleinen Moschee, Dschâmi' Ben Qyrat genannt, ein von mehreren Kuppeln überwölbtes Gebäude mit einem höchst eigenthümlichen Minaret, der etwa die Form einer achteckigen Laterne besaß. Hier waren im Augenblick nur kleine Knaben versammelt, die die Schule in der Moschee besuchten, alle Männer jedoch auf dem Lande beschäftigt, denn die Dscherâba verbringen nicht wie die Araber ihre Tage im Müßiggang. Diese Kinder begrüßten mich mit einer höchst respectvollen Höflichkeit, wie ich denn überhaupt letztere Eigenschaft bei den Dscherâba in einem weit höheren Grade antraf als bei den Arabern. Auch scheint, was man immer über ihre Exclusivität sagen mag, dieselbe sich doch nie bis zum Fanatismus gegen Andersgläubige, selbst nicht gegen Christen, zu versteigen. Aehnlich wie bei dem Kabylenvolk, so fand ich bei den Dscherâba stets eine weniger einseitige Beurtheilung und Behandlungsweise der Europäer, als bei Arabern. Es will fast scheinen, als wohne dem berberischen Blut eine instinktmäßige Erinnerung inne, daß seine Vorfahren einst mit Europa in einem innigeren Verhältniß gestanden hatten.

Nachdem wir noch die kleinen Weiler el Qrâ und Mosrhân, sowie die Moschee Ssayydy Moḥammed el Mordaly passirt hatten, langten wir Nachmittags in dem von reichen Olivenpflanzungen umgebenen Dorfe Ḥaumt' Adschym an, dessen Häuser in den grünen Hainen oasenartig zerstreut lagen. Hier war uns im Hause des Moqaddem (Districtsvorstands) das Nachtquartier vorbereitet worden, das heißt ein großer, völlig leerer Saal, nur mit Strohmatten ausge-

deckt, stand zu unserm Empfang bereit, denn an ein Bett ist natürlich bei diesen Leuten nicht zu denken.

Der Moqaddem, ein für einen Großvater von verheiratheten Enkeln auffallend jung aussehender Mann, dessen Bart noch kein weißes Härchen zeigte und gewiß nicht gefärbt war, da die Dscherâba dergleichen Eitelkeiten verachten, nahm mich überaus freundlich und mit einer patriarchalisch würdevollen Höflichkeit auf und schlug mir, nach eingenommenem Kaffee, vor, den Ssuq (Basar) des Orts, sowie die nahe Mirssâ (den Landungsplatz) zu besichtigen. Da el Adschym's Wohnungen noch viel weiter auseinanderliegen, als die von ess Ssuq, so war auch der Basar von dem Hause des Vorstands wohl eine Viertelstunde entfernt, welche uns durch schöne Olivenhaine und Palmenpflanzungen führte. Den Ssuq fand ich höchst ärmlich, aus etwa einem Dutzend schwärzlicher Nischen bestehend, in denen jedoch ein sehr rühriges Geschäftsleben herrschte. Fische wurden hier in Menge verkauft und solche von trefflicher Güte mit ungefähr dem sechsten Theil ihres Preises in Tunis bezahlt. Ḥaumt' Adschym wird nämlich zur größeren Hälfte von Fischern und Seeleuten bewohnt, deren ersteren das überaus fischreiche Meer, deren letzteren der nicht ganz unbedeutende Seehandel Beschäftigung verleiht. Der Meeresarm, el Dschorf genannt, an welchen diese Küste stößt, ist nämlich der sicherste, einem geschlossenen Hafen vergleichbarste Theil der Ufergewässer der Insel.

Zu ihm wandten wir uns nun und erreichten nach zehn Minuten eines Gangs über eine öde Sandfläche, auf welcher der fast beständige heftige Wind keinen Baum aufkommen ließ, das kleine Fort Bordsch el Mirssâ (Festung des Hafens) mit 4 Kanonen und etwa ebensoviel Artilleriesoldaten und einem freundlichen Hause daneben, in dem zuweilen Fremde abzusteigen pflegen. Hier hatten wir in Büchsenschußweite die Küste des Festlandes vor uns, mit ihren abschüssigen

Felsen und Dünen ein treues Bild der Unnahbarkeit des Landes gewährend. Denn leider war dieses Land zur Zeit unnahbar, und zwar wurde es dieß durch die neueste Rebellion des halbwilden Stammes, der zwischen Qâbiss und der tripolitanischen Gränze nomadisch herumziehenden Worhqama oder Urhqama, welche wieder einmal ihren Qâyid davon gejagt hatten und sich in offener Anarchie befanden, dem ihnen am sympathischsten erscheinenden Zustand, welchen man ihren eigentlichen Normalzustand nennen kann, denn nur er gestattet ihnen die freie Entwickelung jenes Lebens des Raubes und der Wegelagerei, für welches sie eine so hohe Vorliebe hegen. Zwei frühere Reisende, nämlich Barth im Jahre 1846 und Guérin im Jahre 1860, sowie auch ich, bei meiner vor 15 Jahren ausgeführten Landreise, hatten diese Gegend in einem Zustand der 'Afiya (des Friedens) gefunden, d. h. einem Zustand, in welchem die offenen Stammesfehden provisorisch schlummern und nur kleine Räubereien, die man hier stets zu befürchten hat, vorkommen. Weniger glücklich dießmal, mußte ich auf die Ausführung meines Planes, die etwa 4 Meilen zur See von Adschym entfernten Ruinen des Giti municipium des Itinerars, des Giga der Peutinger'schen Tafel, dessen wahren Namen oppidum Gigitense Guérin auf mehreren hier von ihm entdeckten Inschriften las, leider aufgeben. Diese Ruinenstätte führt jetzt den Namen Ḥanschyr bu Qrâra (die von Guérin angeführte Namensbezeichnung Ssayydy Ssalym wollte hier Niemand kennen) und bildet leider grade den Mittelpunkt des Verkehrs der rebellischen und räuberischen Worhqama. Ja diese liebenswürdigen Spitzbuben haben sogar jene Ruinen nun zu dem Sammelplatze erwählt, wo sie die auf ihren Raubzügen gemachte Beute zu vertheilen pflegen. Eine Escorte von 50 Spahys wäre kaum genügend gewesen, um diesen Ausflug mit einiger Sicherheit ausführen zu können. Noch dazu hätte sie aus andern Elementen bestehen müssen,

als meine eigene kleine Bedeckung, überhaupt als die meisten Spahys von Dscherba. Diese sind nämlich meistens Araber vom Stamme der Beny Syd und geschworene Todfeinde der Worhqama, so daß es ohne einen Kampf unmöglich abgelaufen wäre, hätte ich in ihrer Begleitung den Ausflug machen wollen. Die beiden, mich begleitenden Reiter, übrigens höchst gutartige und sympathische Männer, sehr gegen meine nichtswürdigen Tuniser Hambas abstechend, behaupteten, daß wenn sie mich allein nach Abu Orâra escortirten, es grade dasselbe sein würde, als wenn ich sie als Çadaqa (Geschenk) und meine eigne Person obendrein den mörderischen Yataganen der Worhqama überliefere, und diese Behauptung war in der That, wie mir von allen Seiten bestätigt wurde, keineswegs aus der Luft gegriffen, denn in dem gegenwärtigen Zustand der neuausgebrochenen blutigen Fehde mußte die Hinschlachtung jener Mitglieder der Beny Syd den feindlichen Worhqama fast wie eine Pflicht erscheinen. Die mir zu dieser Reise nöthigen fünfzig Spahys wären aber auf der ganzen Insel kaum aufzutreiben gewesen und so mußte ich denn schweren Herzens von meinem Vorhaben abstehen. Aus demselben Grunde mußte ich auch auf die Besichtigung der Ḥanschyr Rumiya genannten, auf der Ostseite derselben Halbinsel, in deren Westen bu Orâra liegt, befindlichen Ruinen, welche ohne Zweifel diejenigen des in der Peutinger'schen Tafel angeführten Templum Veneris sind (wie auch der seltsame Name Rumiya, d. h. die Römerin, bildlich anzudeuten scheint) verzichten. Grade um diese beiden Excursionen von hier aus zu machen, war ich aber nach Adschym gekommen, denn an und für sich bietet dieser kleine Ort an historischen und archäologischen Erinnerungen gar nichts und an gegenwärtigem Interesse auch nur Unbedeutendes.

So blieb mir denn nichts übrig, als enttäuschten Sinnes meine Schritte von der Mirssâ wieder zurück nach dem kleinen

Dorfe zu lenken, wo mir die Gastfreundschaft des außerordentlich gefälligen Moqaddem in wahrhaft großartiger Weise zu Theil ward. Das Abendessen erwies sich überaus reichlich, besser in der That, als irgend eine Mahlzeit, die mir im Hause des Qâyid gereicht worden war. Pomphaft war auch die Art und Weise, in welcher die Mahlzeit mit ächt patriarchalischer Etiquette eingenommen wurde. Als Gast war ich heute die Hauptperson und allein an einem auf einer thronartigen Erhöhung angebrachten Tische installirt, auf welchem das ganze Essen in Dutzenden von Schüsseln, in einem Ueberfluß, der für 20 Menschen genügt hätte, sich aufgestellt befand. Nur mit großer Mühe gelang es mir, meinen Wirth, den Moqaddem, der bereit schien, in dienender Eigenschaft meiner Mahlzeit stehend beizuwohnen, zum Sitzen und zur Theilnahme an derselben zu bewegen. Der Bruder des Würdenträgers aber, ein beinahe ebenso alter Großpapa, wie dieser, weigerte sich standhaft, an unserm Mittagessen Theil zu nehmen, sondern wartete demuthsvoll mit der Serviette in der Hand auf. Ja, mir wurde versichert, daß dieser nur um wenige Jahre jüngere Bruder selbst im gewöhnlichen Leben nie mit dem älteren an der Tafel sitzen dürfe, die Söhne der beiden natürlich noch viel weniger, und so pflege der Moqaddem seine Mahlzeit stets in einsamer Majestät allein zu verzehren. Erst als wir ganz fertig waren, wurden die von uns kaum angegriffenen Schüsseln meinem Diener vorgesetzt und diesem hielt man den Bruder des Moqaddem für würdig, beigesellt zu werden. Nachher kam die Reihe an die Spahys, denen die Söhne und Neffen des Vorstands bei Tische Gesellschaft leisteten und erst zu allerletzt kam die Reihe an den Kameeljungen, der zusammen mit den Enkeln und den zahlreichen Dienern meines Wirths und dessen Bruders aß. Die Dscherâba sind mit ebenso gesundem Magen und tüchtigem Appetit gesegnet, wie die Araber, und so kam es, daß nach diesem

vierfachen Angriff auf die Schüsseln ihr fast übergroß erscheinender Inhalt dennoch gänzlich geleert worden war. Die meisten dieser Leute aßen mit den Fingern und folglich trugen die Schüsseln, ehe sie an die vierte Abtheilung gelangten, die Spuren manchen handgreiflichen Angriffes an sich, ein Umstand, der bei einem Europäer natürlich den höchsten Ekel erregt haben würde. Aber keiner der Essenden hatte es unterlassen, seine Hände vorher in einem dargereichten Becken gründlich zu waschen, eine unerläßliche Regel der Reinlichkeit bei diesen Völkern, die bei ihnen als Entschädigung für den Mangel der Tischbestecke dienen muß.

Nach dem Kaffee, von dem mir drei Tassen gereicht wurden, fand es der Wirth der Höflichkeit angemessen, mir noch einige Stunden Gesellschaft zu leisten, eine Höflichkeit, auf die ich freilich gern verzichtet hätte, denn nach der ersten Stunde war schon jedes mögliche Thema der Conversation erschöpft. Was soll man auch mit Leuten reden, deren niedriger Bildungszustand alle jene Gesprächsgegenstände ausschließt, über die der wissenschaftliche Europäer sich zu unterhalten liebt, deren religiöser Standpunkt verbietet, über das, worin sie allein unterrichtet sind, über ihren Glauben Auskunft zu geben, und deren eigenthümliche Anschauungen vom Familienleben es unmöglich machen, aus ihnen dankenswerthe Aufschlüsse über die häuslichen und verwandtschaftlichen Verhältnisse und die Sitten dieses interessanten Volkes hervorzulocken, denn jenes wichtigsten Factors des Familienlebens, der Frauen, darf im Gespräch auch mit keinem Worte gedacht werden, und außerdem fürchtet man noch bei jeder Gelegenheit durch eine uns unschuldig scheinende Nachfrage Anstoß zu geben. Der Moqaddem schien sich übrigens bei diesem langen Beisammensitzen nicht weniger zu langweilen als ich, aber der Anstand verbot ihm, sich ohne Aufforderung zurückzuziehen und mir, eine solche ergehen zu lassen. Erst die offenkundige, sich an

allerlei deutlichen Anzeichen äußernde beiderseitige Müdigkeit und der uns beide bewältigende Schlaf mußten zuletzt als willkommene Entschuldigung dienen, und so konnte ich endlich wieder der Gemüthsruhe genießen. Während dieses ganzen Beisammensitzens waren alle übrigen Personen im Zimmer mitanwesend geblieben, keiner aber wagte in Gegenwart des majestätischen Moqaddem auch nur den Mund aufzuthun, oder etwa eine Cigarrette zu rauchen, was überhaupt bei den Moslims in Gegenwart von Respectspersonen niemals gestattet ist. Der Moqaddem selbst rauchte jedoch weder, noch schnupfte er. Er theilte noch ganz die alten sittenstrengen Ansichten, die wir bei so wenig Moslims heute mehr finden, wonach jeder Gebrauch des Tabakkrautes Ḥarâm (Sünde) ist.

Am andern Morgen, nachdem ich von dem gastfreien Moqaddem einen höchst ceremoniösen Abschied genommen hatte, trat ich in Gesellschaft der beiden Spahy's allein einen Ausflug durch andere Theile der Insel an, der uns auf einem Ritte von sieben bis acht Meilen wieder nach Ḥaumt' eſſ Sſuq zurückführen sollte. Das Kameel und mein Diener wurden unwürdig erachtet, diesen Ausflug mitzumachen, da dieser sich für Alterthümer nicht viel mehr interessirte, als jenes. Denn das Hauptinteresse dieser Excursion bildete ein archäologisches, nämlich die Besichtigung der Ḥanschyr el Qanṭara genannten Ruinen, bei Weitem der wichtigsten der Insel. Diese Ruinen liegen im Südosten des Eilands, von Adschym etwa $3^1/_2$ Meilen entfernt. Der Weg, den wir in ebensoviel Stunden zurücklegten (denn mehr kann man von den hiesigen Pferden nicht verlangen), führte uns fast immer dem Meere entlang, Anfangs in östlicher, später in beinahe südlicher Richtung, da hier die Küste bedeutend nach Süden vorspringt. Es war derselbe Palmenhain wie gestern, hie und da nur, dicht am Meere, von öden Strecken Sandes unterbrochen. Eine sandige, sehr niedrige Hügelkette, die einzige der Insel, die eher einer

Düne gleicht, obgleich sie nicht dicht am Meere liegt, sondern von demselben durch eine angebaute Landschaft getrennt wird, begleitete uns fast den ganzen Morgen zur Linken. Auf diesen Hügeln überraschte uns nach einer Stunde des Rittes der Anblick des freundlichen kleinen Dorfes, Ḥaumt' Ṭuadschen, malerisch in den reizenden Palmenpflanzungen gruppirt. Nach einer weiteren halben Stunde stieß ich unweit des Meeres auf einen beinahe gänzlich vom Boden verschwundenen Ḥanschyr, Namens el Chauway, wo verschiedene schwache Mauerreste die Existenz antiker Wohnungen undeutlich verkündeten. Gegen 10 Uhr erreichten wir eines der größten Dörfer der Insel, Ḥaumt' Qalâle genannt, dessen kleine kuppelgekrönte Moscheen sich neben den sie überragenden Palmendächern höchst malerisch darboten. Alle Moscheen der Wuâhab sind überhaupt klein, auch fehlen ihnen die hohen Minarets, einem Vorurtheil dieser Sectirer zu Folge, wonach der Gebetesruf von zu großer Höhe verkündet, Unglück bringen soll.

Nach einem weiteren zweistündigen Ritt durch ebenso anmuthige Pflanzungen, wie die bisher durchstreiften, hörte plötzlich alle Vegetation auf. Eine lange sandige Ebene streckte sich vor uns am Meere hin, aus welcher nur einige von Schutthaufen antiker Bauten gebildete Hügel in die Höhe ragten. Diese verschiedenen Schuttberge befanden sich in beträchtlicher Entfernung einer von dem andern, in ihrer Gesammtheit auf einem Flächenraum vom achten Theil einer geographischen Quadratmeile, nach sehr mäßiger Schätzung, zerstreut. Während das zwischen diesen Trümmerhaufen gelegene und sie rings umschließende ebene Land durchaus keine Spuren von Antiquitäten aufwies, da in früheren Zeiten wohl hier die Pflugschaar der fleißigen Dscherâba jeden Rest derselben hinweggeräumt hatte, so boten doch die Erhöhungen noch eine höchst interessante Ausbeute für den Forschungstrieb des Alterthumsfreundes dar.

Der erste kleine Ḥanschyr (Trümmerhaufen), auf welchen wir stießen, bezeichnete offenbar die Stelle einer jener kostbaren Prachtbauten, wie sie zur Zeit römischer Universalcivilisation selbst die abgelegensten Municipien, wenn dieselben nur eine verhältnißmäßige locale Bedeutung besaßen, zu schmücken pflegten. Der ganze Boden war mit den Trümmern des prächtigsten Baumaterials, des schönsten carrarischen Marmors bedeckt, theils in tausendfachen kleineren und größeren unregelmäßigen Fragmenten, die in ihrer blendenden Strahlenweiße im Sonnenschein silbern erglänzten, theils in gestaltvolleren Bruchstücken, Säulen, Piedestalen und Capitälern, letztere namentlich von vorzüglicher Schönheit und dem edelsten Geschmacke des korinthischen Styls angehörig. Ein großes Marmorfragment schien offenbar den Rest einer kolossalen Gewandstatue, möglicherweise eines Apollo Musagetes, von der sich nichts erhalten hatte, als der mit dem weiten, wallenden Gewand in breitem Faltenwurf bedeckte Torso. Vom Gebäude selbst hatten einige hier auf Kosten eines reichen Juden von Sfâqeß, der nach Schätzen lüstern war, angestellte Nachgrabungen einige Mauerfundamente bloßgelegt, alle aus der soliden Orthostrata genannten Structur gebaut. Ebenso ist ein Gewölbbogen, der allem Anschein nach den Eingang zu einem Wasserbehälter bildete, gleichfalls aus großen regelmäßigen Steinen mit nur spärlichem Cement errichtet, aufgedeckt worden. Die bloßgelegten Fundamente scheinen einer Reihe kleiner Gemächer angehört zu haben, welche mit dem Porticus verbunden, dem die Säulen entstammen, eine Gesammtheit darstellte, deren Bestimmung mir nicht diejenige eines Tempels zu sein schien, worauf allerdings die Pracht des Materials deuten könnte. Eine außerordentliche Menge von römischen Hohlziegeln (tegulae hamatae), wie sie über den Badeöfen angebracht zu werden pflegten, schien mir vielmehr die Bedeutung dieses Gebäudes als einer jener prächtigen Thermen-

constructionen, wie sie in römischen Städten keine Seltenheit waren, anzudeuten. Bekanntlich waren mit solchen Thermen Prachtgemächer, in denen Säulen und Götterstatuen standen, oft in Verbindung, und dieses dürfte die Anwesenheit jenes schmuckvolleren Materials erklären.

Ein anderer, viel größerer Ḥanschyr, etwa 500 Schritte von dem erstern entfernt, bot meinen erstaunten Blicken eine noch viel beträchtlichere Menge kostbarer Baufragmente, theils von herrlichem weißem carrarischen, theils von jenem röthlichen Marmor, welchen man Cipollino nennt, daneben bedeutende Stücke von Verde und Giallo antico in ansehnlicher Zahl. Auch hier lagen große Säulenbruchstücke, kolossale Frieße und Karnieße von vollendeter Schönheit, Piedestale und Capitäler umher, letztere der sogenannten gemischten Ordnung, und wie mir vorkommen wollte, bereits der Zeit des eben beginnenden Kunstverfalls angehörig. An einer weißen Marmorsäule bemerkte ich in erhabener Arbeit die höchst auffallende Figur eines länglichen Kreuzes mit einem darauf ruhenden Globus. Auch aus den vielen römischen Ziegeln, welche hier umherlagen, schloß ich auf eine spätere Entstehungszeit dieser Baute, als diejenige der ersten Kaiser, denn diese Ziegeln waren schon dick und schwerfällig, sehr verschieden von den leichten, zierlichen der bessern Epoche. Von jenen Torso's zwölf römischer Kaiserstatuen, welche Barth hier sah, konnte ich kaum zwei drittel entdecken und auch diese fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, so daß es mir überhaupt sehr problematisch scheint, ob dieß wirklich die Standbilder von Kaisern waren oder nicht. Die Nachgrabungen desselben Schätzesuchers haben auch hier eine Reihe von fünf Gemächern bloßgelegt, alle sehr klein und viereckig, aber von höchst massiver Structur (Orthostrata). Ohne Zweifel gehörte der eine Theil dieses Ḥanschyrs einem Prachttempel an; über die Bestimmung des andern, in dem die kleinen Stuben liegen, wage ich mich nicht zu äußern.

Unweit von hier bemerkte ich auch einen trefflich erhaltenen römischen Brunnen und darunter eine große, aus massiver Structur erbaute Cisterne.

Ein dritter kleiner Ḥanschyr nordöstlich von diesem gelegen, zeigt noch einige Gewölbbogen, sowie ein noch beinahe erhaltenes Gewölbe, im untern Theil aus saxum quadratum, im obern aus Caementicia structura incerta gebaut, ganz wie die große Piscina limaria in der Citadelle von Uthina, dem heutigen Odna bei Tunis. Da hier jedoch keine Spur von einem Aquäduct zu sehen ist, so müssen wir annehmen, daß dieß keine Piscina, sondern eine einfache Cisterna (Regenwasserbehälter) gewesen sei.

Ein vierter Ḥanschyr, in östlicher Richtung einen großen länglichen Hügel bedeckend, bot neben den Resten einer Citadelle auch die der Todtenstadt, in welcher noch mehrere in den Fels gehauene Grabkammern deutlich zu erkennen waren.

Die außerordentliche Ausdehnung dieser Ruinen, das kostbare Material derselben und die Abwesenheit ähnlicher Reste auf der ganzen Insel (nur in Borgo bei Çadryân existirt noch eine namhaftere Ruine) rechtfertigt den Schluß, daß wir hier die Stelle der alten Hauptstadt der Insel, welche in früherer Zeit Meninx, später wahrscheinlich Girba hieß, zu suchen haben. Die Peutinger'sche Tafel, die ausführlichste Quelle über die alte Geographie Dscherba's, giebt uns auf der ganzen Insel vier Orte an, nämlich Girba, Tipasa, Uchium und Hares (Haribus). Girba, welches vermuthlich später die Hauptstadt war und von dem die früher Meninx genannte Insel den Namen annahm, lag nach der Tafel an Stelle des heutigen Ḥaumt' essʼ Ssuq, Tipasa etwa an der Stelle von Ḥaumt' Adschym. Von diesen beiden ist jetzt jegliche Spur verschwunden. Uchium dagegen, welches etwa in der Gegend des heutigen Çadryân lag, dürfte wohl in den jetzt Borgo genannten Ruinen, im Nordosten der Insel, zu

suchen sein. Der vierte Ort Hares ist derjenige, dessen Lage der Angabe der tabula Peutingeriana zu Folge, am Besten der Ruinenstätte von Qanṭara entspricht. Wunder muß es uns freilich nehmen, daß ein so ganz obscurer Name einer Ruinenstätte beizulegen wäre, deren herrliche Trümmer offen verkünden, daß hier die wichtigste Stadt der Insel, wenn nicht ihre Hauptstadt lag. Wenn wir daher nicht einen Fehler auf der Tafel, demzufolge die ganze von ihr gegebene Topographie der Insel umzustürzen wäre, annehmen wollen, so bleibt nichts übrig, als in Hares einen später geläufig gewordenen Namen für die Stadt Meninx anzunehmen, von der nichts uns berechtigt vorauszusetzen, daß auch sie, wie die Insel, ihren Namen später in Girba verwandelt habe. Wir kommen dadurch zu folgender Annahme. In älterer Zeit hieß die Insel Meninx und besaß eine Hauptstadt gleichen Namens. Später verlor diese Hauptstadt ihre Bedeutung und die Insel nahm den Namen ihrer neuen Hauptstadt Girba an. Zugleich veränderte die ältere Haupstadt Meninx ihren Namen in Hares. Daß wir in der Stadt Girba nicht die Nachfolgerin der alten Hauptstadt Meninx zu suchen haben, dürfte auch aus Ptolemäos hervorgehen, welcher zwei Städte auf der Insel nennt und diese heißen Meninx und Gerrapolis, in welchem letzteren man ohne Mühe eine leichthin veränderte Form von Girbapolis erkennt (Ptol. IV. 3). Der Name Girba, als derjenige der Insel, kommt bekanntlich erst bei Sextus Aurelius Victor vor. Zu Cyprian's Zeit hieß sie noch nicht so, denn der auf dem Concil von 255 erschienene Bischof Girbensis war nicht aus diesem, sondern aus dem in der Proconsularis gelegenen Girba (Morcelli Africa Christ. I. 171). Was den Namen Hares betrifft, so finden wir ihn außerdem noch und zwar mit der so üblichen Abstoßung des H in den Bisthumslisten. Es gab zwei Bisthümer, welche Ares hießen, von denen das eine wahrscheinlich in der Byzacena lag,

während vom andern, welches ohne allen Grund in der Proconsularis vermuthet wurde, die Lage ungewiß ist. Ich schlage also vor, dieses Ares in dem Hares der Peutinger'schen Tafel zu suchen. Es wäre auch in der That wunderbar, wenn eine Stadt von solcher Bedeutung, wie wir sie nach den Ruinen bei Qanṭara der Oertlichkeit Meninx-Hares oder Ares zuschreiben müssen, keinen Bischof besessen hätte, zu einer Zeit, wo jedes Dorf Afrika's sich eines solchen rühmte. Ein bedeutendes Bisthum scheint jedoch dieses Ares nicht gewesen zu sein, da von ihm nur ein einziger Bischof bekannt ist, Secundus, der auf dem Concil von 411 mit den Worten auftrat: Praesto sum, adversarium in plebe mea non habeo (dasselbe, was mit andern Worten der Bischof Donatus des andern Ares, des Ares Byzacenae, erklärte). Auch dieser Umstand paßt ganz zu den obigen Annahmen, daß in späterer, d. h. in der christlichen Periode die Stadt Girba die Stadt Meninx-Hares oder Ares an Bedeutung weit überwog, denn die Bischöfe von Girba, welche uns bekannt geworden sind und deren einer sogar Legat der Tripolitana auf dem Concil von 525 war, sind doch ohne Zweifel für Bischöfe der „Stadt Girba" und nicht der ganzen Insel zu halten. Eine solche Benennung eines Bischofs nach einer ganzen Insel ist gegen alle Traditionen und wird außerdem noch in diesem Falle durch die Existenz eines andern Bisthums auf derselben Insel unwahrscheinlich gemacht. Die andern Städte Tipasa (Tripolitanae) und Uchium suchen wir umsonst in den Bisthumslisten.

Der moderne Name dieser Ruinenstätte Ḥanschyr el Qanṭara, d. h. Trümmerhaufen der Brücke, ist von der Römerbrücke oder vielmehr dem Damm abgeleitet, welcher im Alterthum unweit von dieser Stelle nach dem gegenüberliegenden Festland hinüberführte. Dieser Damm ist selbst jetzt nicht ganz zerstört, sondern ragt zur Ebbezeit noch an vielen Stellen

aus der Untiefe hervor. Auf ihm befinden sich die Ruinen von zwei kleinen Forts, die jetzt wie Thürmchen mitten im Meere aussehen und die offenbar noch in späterer Zeit als der römischen benutzbar waren. Ob der Name pons Zitha, der offenbar auf diese Brücke eine Beziehung besaß, sie selbst oder einen an ihr gelegenen Ort bezeichnete, wage ich nicht zu ergründen. Jedenfalls sind am gegenüberliegenden Ufer keine Ruinen, und so bliebe uns für eine so benannte Stadt keine nähere, als das bei Dscharsys gelegene Madynat Syân, dessen Name allerdings an Zitha erinnert. Noch jetzt bildet dieser alte Römerdamm zur tiefsten Ebbezeit eine Verbindungsstraße zwischen Dscherba und dem Festland, wie der Name des einen der genannten kleinen Forts Ṭaryq el Dschimâl (Kameelfurt) andeutet.

Von diesem äußersten südlichen Ende der Insel zum nördlichen, d. h. zu unserm Nachtquartier Ḥaumt' ess Ssuq, hatten wir noch einen vierstündigen Ritt, welcher durch einen Umweg über das große Dorf Çadryân zu einem fünfstündigen ausgedehnt wurde. Çadryân, eine der blühendsten und reichsten Ortschaften dieses fruchtbaren Landes, bietet gleichwohl im Aeußern nur ein bescheidenes Aussehen, wie denn Verbergen ihres Wohlstandes vor der räuberischen Regierung den Dscherâba Lebensbedingung ist. Mein Ausflug galt auch weniger dem Dorfe selbst, als dem in dessen Nähe gelegenen Ḥanschyr Borgo (ein italienischer Name), von den Dscherâba auch Naçafat genannt. Alle Gebäude sind hier jedoch von der Erdoberfläche verschwunden und ihre einstmalige Existenz wird nur durch eine Menge zerstreuter Baufragmente, offenbar antiken Ursprungs, bezeugt. Die einzige Baute, von der noch das Fundament, aus prächtigen saxa quadrata errichtet, auf ihre ehemalige Gestalt schließen läßt, war ein Grabmonument in Form einer Pyramide, derjenigen ähnlich, welche unter dem Namen der Pyramide des

Cestius in Rom bekannt ist. Ueber den Namen der antiken Ortschaft, welche die Stelle des Ḥanschyr Borgo einnahm, können wir nur Vermuthungen äußern. Nach der einzigen Quelle, welche uns außer den Hauptstädten Girba oder Gerra und Meninx (wahrscheinlich später Hares) noch andere auf der Insel angiebt, der Tabula Peutingeriana, müßten wir hier die Stelle von Uchium suchen, welches die Tafel im Nordosten der Insel anführt. Von diesem Uchium ist uns jedoch sonst auch nicht das Geringste bekannt. Es war nicht einmal ein Bisthum, existirte also wahrscheinlich in der christlichen Periode gar nicht mehr, oder war doch zu einem unbedeutenden Weiler herabgesunken.

In der Gegend dieses Ḥanschyrs wurden auch zahlreiche antike Thongefäße entdeckt', was darauf schließen läßt, daß die Fabrikation thönerner Gefäße im Alterthum hier ebenso sehr blühte, als dies noch heute der Fall ist. Diese Thongefäße erinnern an die ebenfalls im Alterthum hier sehr blühende Purpurfärberei, von der uns Plinius (IX, 36) Zeugniß giebt und welche sogar noch in spätrömischer Zeit sehr bedeutend gewesen sein muß, denn ein eigner kaiserlicher Beamter wurde zur Beaufsichtigung derselben hier angestellt, welchen die Notitia dignitatum „Procurator Bafii (Baphii) Girbitani Provinciae Tripolitanae“ nennt. Die Baphia (Purpurfärbereien) suchen wir freilich jetzt auf Dscherba umsonst. Dagegen finden wir die Wollenfärberei in hoher Blüthe. Letztere scheint im Alterthum der ersteren Industrie nachgestanden zu haben, da sonst wie in andern Districten ein Procurator Gynaecei (denen die Wollenfärbereien zugetheilt waren) in Girba angestellt gewesen wäre. Ich glaube jedoch, daß die Industrie der Wollenfärberei hier ebenso alt, wie die Baphia, und möchte annehmen, daß der Procurator Baphiorum auch das Gynaeceum unter sich hatte.

Von Çadryân nach Ḥaumt' eſſ Sſuq hatten wir noch

einen einstündigen Ritt, der uns an dem anmuthigen Dörfchen Qaschayn und einer malerisch aus dem Palmenwalde hervorblickenden Moschee, Dschâmi' ben Dscherbân vorbei, durch eine der reizendsten Gegenden dieses irdischen Paradieses an das Ziel unsrer Wanderung führte. Dort waren indessen alle Anstalten zu meiner Weiterreise nach Tripolis getroffen worden, welche leider, der Unsicherheit der Gegend wegen, nicht zu Land, wie ich gewünscht hätte, sondern zur See ausgeführt werden mußte.

Wenn ich sage, daß Alles zu meiner Abreise nach Tripolis vorbereitet war, so möchte ich den Leser bitten, dieß nicht in dem ihm geläufigen, das heißt in unserm europäischen, sondern vielmehr in dem in moslimischen Ländern üblichen Sinne zu verstehen, welcher keineswegs jene majestätische Langsamkeit und jene endlosen Verzögerungen ausschließt, ohne die kein Unternehmen, und sei es selbst das einfachste und zugleich das dringlichste, in den vom Halbmond beherrschten Gebieten in Ausführung gesetzt werden kann. Ich wünsche keinem meiner Leser, ja nicht einmal meinen Feinden, wenn ich solche haben sollte, mit moslimischen Schiffscapitänen geschäftliche Beziehungen, denn die Tantalusqualen, welche diese Biedermänner durch ihr System des ewigen Aufschiebens dem Reisenden auferlegen, gränzen wirklich für einen an Zuverlässigkeit gewohnten Europäer an's Unerträgliche. Von diesen Tantalusqualen hatte mir die Vorsehung, ohne Zweifel zur Strafe für meine Sünden, auf dieser Reise mein gutes Theil zugedacht und das Werkzeug, vermittelst dessen mir dieselben auferlegt werden sollten, nämlich der dscherbinische Schiffscapitän, Rayyß Amr el Haddâd, hätte nicht passender erwählt werden können. Nie hatte ich noch einen Mann kennen gelernt, welcher den Satz, „die Zeit hat keinen Werth für den gläubigen Moslim“ besser zu illustriren geeignet gewesen wäre, als besagter Rayyß, obgleich komisch genug, seine

Reden und Manieren hiemit im vollkommensten Widerspruche standen; denn wenn man ihn sah und anhörte, so gab es keinen geschäftseifrigeren, eiligeren, pünktlicheren Mann, als ihn. Diese Eile und Pünktlichkeit verlangte er aber nur von seinen Passagieren, indem er diese, wo er sie nur gehen oder stehen sehen mochte, stets aufforderte, sich sogleich an Bord zu begeben, unbekümmert um die Unannehmlichkeit, welche er ihnen durch ein vielleicht achttägiges nutzloses Ausharren auf dem Schiff verursachte. Als ächter Seemann brachte er natürlich gar nicht in Anschlag, daß eine achttägige Seekrankheit auf dem selbst bei verhältnißmäßig ruhigem Meer stets schaukelnden kleinen Schooner den Landratten keineswegs erwünscht sein konnte, namentlich da sie durch dieses zwecklose Warten an Bord auch um keinen Schritt weiter kamen, sondern nur ihre Provisionen verzehrten, um zuletzt am Hungertuche zu nagen, denn Lebensmittel waren für den einmal Eingeschifften, da der Schooner 5 Seemeilen von der Küste ankerte und der nächste Markt noch 3 von ihr entfernt lag, nahezu unmöglich zu erlangen.

Auch mit mir versuchte der Rayyss seine Kunststückchen, und da ich in meiner Eigenschaft als Landreisender weniger vertraut mit den Kniffen dieser arabischen Theerjacken war, da mir außerdem der österreichische Agent die Zuverlässigkeit des Capitäns verbürgt hatte, so ging ich in die Falle und ließ mich, 6 Tage zu früh, am Abend des 23. Februar an Bord schicken. Dort angekommen, entdeckte ich auch Anfangs meinen Irrthum noch nicht. Vielmehr waren alle Seeleute so gut vom Rayyss eingeschult, daß ich glauben konnte, die Abreise nach Tripolis würde nun wirklich bald von Statten gehen. Eine Abreise erfolgte nun zwar allerdings am Mittag des folgenden Tages und zwar zu meinem großen Erstaunen ohne den Rayyss, nach welchem ich mich stets erkundigte und immer die Auskunft erhielt: „Gleich kommt er". Aber trotz-

dem gingen wir ohne ihn bei einem sehr günstigen und höchst starken Winde unter Segel, der uns im Laufe von drei Stunden an die Ostküste der Insel brachte, wo wir bei einer el Rhyr oder el Ghyr genannten Oertlichkeit zu meinem abermaligen Erstaunen plötzlich vor Anker gingen.

In el Rhyr befand sich indessen an Baulichkeiten nur ein arabisches Fort, mit einigen sechs unbrauchbaren Kanonen bemannt und mit einer Besatzung von zwölf sogenannten Artilleristen, die man jedoch ihrem kläglichen Aeußeren nach eher für Betteldermische zu halten versucht war, denn sie hatten die europäisirte Uniform, die längst den Weg aller Lumpen und Fetzen gegangen war, mit den traurigen Ueberbleibseln arabischer Kleidungsstücke vertauscht, in welche sie sich, als moderne Diogenen, recht malerisch drapirten und auch der cynischen Schule angemessen schmutzig genug ausnahmen. Beim Ankern vor dieser wenig einladenden Oertlichkeit fragte ich den Schiffslieutenant, welcher mir unter dem bescheidenen Titel „Rayyss eç Çarhyr", d. h. der „kleine Schiffscapitän" bezeichnet wurde und der in Wirklichkeit der wahre nautische Commandant des Fahrzeuges war, während der sogenannte Capitän nur den mercantilischen Theil des Geschäfts besorgte, ob eine Landung in el Rhyr mit der Aussicht auf ein Unterkommen daselbst verbunden sein könne, denn verschiedene deutliche Anzeichen, noch mächtiger aber meine fast mit Gewißheitskraft verbundene Ahnung sagten mir unverkennbar, daß mein hiesiger Aufenthalt sich auf mehrere Tage (ich dachte freilich nicht, daß, wie es schließlich sich herausstellte, er fünf volle Tage dauern werde) ausdehnen dürfte. Der „kleine Capitän" kam meiner Frage mit der erwünschten Antwort entgegen, daß sich in el Rhyr ein Rumy (Europäer) befinde, und diese Auskunft bestätigte mich in meinem Vorsatz, die Freuden einer mehrtägigen Seekrankheit auf dem schaukelnden Bord im Uferwasser des schlechten Ankerplatzes gegen den vielleicht

unbequemen, aber doch leidenlosen Aufenthalt am Lande auszutauschen. War ein Rumy in el Rhyr, so mußte er auch ein europäisches Unterkommen besitzen, und dieses konnte, theils durch klingende Vermittlung, theils vermittelst jenes freimaurerischen Bandes, welches alle Europäer in moslimischen Einsamkeiten umschlingt, auch das meinige werden. Daß ich mich in dieser Voraussetzung nicht täuschte, bewies mir gleich der erste Anblick des fraglichen Europäers, welcher, wenn auch ein überaus zerlumptes, verunglücktes Subject, doch eine Gastfreundlichkeit und Dienstbereitwilligkeit auf seinem Antlitz ausgeprägt trug, die mir gleich von Anfang an wohl that. Dieser arme Mensch, ein ganz junger Bursche von kaum zwanzig Jahren, war der Unteragent des Sanitätsbureau's von Dscherba, bezog einen vermeintlichen Gehalt von 75 Piastern monatlich, die jedoch, da sie fast nie ausbezahlt wurden, ihm hinreichende Gelegenheit verschafften, am Hungertuche zu nagen. Natürlich witterte er in mir einen zahlenden Kunden und dieß mochte seiner Dienstfertigkeit als Sporn dienen, benahm ihr aber in meinen Augen nichts von ihrem Verdienst, denn mit Freuden gönnte ich dem ausgehungerten Kleinbeamten jede mir nur erschwingliche Entschädigung für die Bereitwilligkeit, mit welcher er mir sein zwar elendes, aber doch gegen die moslimischen Behausungen noch schätzbar erscheinendes Zimmerchen für die Dauer meines gezwungenen Aufenthalts in el Rhyr abtrat. Dieses Zimmerchen bildete eine ganz abgesonderte kleine Baute am Fuß des elenden Bordsch (Fort), von rohen Steinblöcken massiv auferbaut, aller Fenster ermangelnd und nur durch die Thür einiges Licht empfangend.

In dieser Spelunke installirte ich mich nun mit Issmâ'yl, der in einem ihrer Winkel am Tage kochte und des Nachts schlief, ein Aufenthalt, nach unsern europäischen Begriffen gewiß das Non plus ultra von Erbärmlichkeit, aber, so eigen-

thümlichem Wechsel sind die Ansprüche eines Reisenden in halbbarbarischen Ländern unterworfen, für mich im Augenblick eine wahrhaft luxuriöse Errungenschaft, die ich mich glücklich schätzen mußte, an Stelle der Seekrankheit des Bords oder gar des Aufenthalts in dem schrecklichen Bordsch selbst setzen zu können. Die Garnison dieses Bordsch schien ihre Tage hauptsächlich mit Schlafen, ihre Nächte mit Kartenspiel zuzubringen. Zum Betrinken schien sie die größte Neigung zu besitzen und mein überaus schmaler Weinvorrath mußte ängstlich gehütet werden; da aber der Bey, standhaft in Befolgung des lobenswerthen Grundsatzes, gar Niemand zu zahlen, natürlich auch bei der Garnison von el Rhyr keine Ausnahme gemacht hatte, so fehlten diesen tapfern Kriegern alle Mittel zur Löschung ihres Durstes mit vom Qorân verbotnen Flüssigkeiten und sie blieben deßhalb eben so nüchtern, wie der Aufenthalt in el Rhyr es für mich sein mußte.

Nüchtern und monoton war dieser fünftägige Aufenthalt in der fast völlig einsamen Gegend allerdings. Die Tage vergingen etwa auf folgende Weise: Morgens nach dem Kaffee fand ein Streit mit den Matrosen Statt, von denen ich Auskunft darüber wünschte, wo denn der Capitän eigentlich stecke und warum er denn gar keine Anstalten zur Abreise treffe, eine Auskunft, welche die wohlgeschulten Leute durch allerlei Ausflüchte zu umgehen suchten. Mittags erschien denn manchmal wirklich der besagte heißersehnte Rayyss, mit dem ich natürlich einen neuen Streit wegen seiner Saumseligkeit anfing, der unfehlbar damit endete, daß der Capitän versprach, er wolle in einigen Stunden unter Segel gehen, er müsse nur zuerst noch nach Hause, um einige nothwendige Dinge zu regeln. Diese so überaus nothwendigen Dinge bestanden aber, wie ich später erfuhr, in einigen ehelichen Zärtlichkeiten, welche der Capitän, der soeben seinem Viergespann von Gattinnen das letzte Glied angefügt hatte, im Jubel des Honig-

monds noch schnell vor der Abreise abmachen wollte, die aber, zu meiner unangenehmen Enttäuschung, volle fünf Tage in Anspruch nahmen. Hätte der zärtliche Gatte mir das von Anfang an gesagt, ich würde ihm sein Eheglück gern gegönnt und mich geduldig zum Warten entschlossen haben, aber Aufrichtigkeit schien nicht in sein System zu gehören; durch sie fürchtete er mich gänzlich als Passagier zu verlieren (übrigens eine beim vollkommenen Mangel andrer Beförderungsmittel sehr ungegründete Furcht) und deßhalb zog er vor, alltäglich die Comödie zu spielen, als stehe er eben in Begriff, die Anker zu lichten, mich aufzufordern, sogleich an Bord zu gehen und dort seine ungesäumt zu erfolgende Ankunft zu erwarten. Natürlich war ich jetzt gewitzigt und entschlossen, nicht mehr ohne den Rayyss auf's Schiff zu gehen und dieses auch sogleich wieder zu verlassen, sowie der Biedermann, vom Magnet des Honigmonds angezogen, wieder an den Strand zurückkehren sollte.

An jeder ernsten Beschäftigung durch Mangel an Büchern und Schreibmaterial verhindert, suchte ich die einförmigen Tage durch das sehr problematische Vergnügen der Jagd auszufüllen. Ich sage problematisch, denn die Jagd in Dscherba ist ein wahres Kunststück und kann nur demjenigen einen Genuß gewähren, dem es Vergnügen macht, das Wild mit dem Perspectiv zu suchen; wenn er es aber findet, so erweist sich dieses Wild als so diminutiv, daß kaum zwölf Schüsse eine ordentliche Schüssel liefern können. Die Ackerbau treibenden Dscherâba haben nämlich schon seit Jahrhunderten jedes größere Wildpret ausgerottet; selbst ein Hase ist eine seltene Erscheinung; Rebhühner giebt es auf der ganzen Insel nicht, und mein ganzes Jagdvergnügen mußte sich auf einige spärliche wilde Tauben, sowie auf Lerchen beschränken, welche letztere von den Dscherâba verschont und auf ihren fruchtbaren Feldern so fett werden, daß sie als Braten eine höchst

willkommne Abwechslung gegen das ewige Hammelfleisch boten, das sonst fast die einzige animalische Kost dieses Landes bildet. Denn auch an Hornvieh herrscht großer Mangel; Hühner aber sind hier so kostbare Dinge, daß ein einziges Exemplar beinahe als Familienheiligthum angesehen und nur im äußersten Falle verkauft wird. In el Rhyr gab es drei lebende Exemplare von Federvieh, einen Hahn, eine Henne und ein Hühnchen, von denen jedes einen andern Herrn hatte und sogar das Hühnchen von drei Soldaten in Gemeinschaft besessen wurde. Der Hausprophet gehörte dem Commandanten des Fort, wurde nie anders, als mit dem pomphaften Ausdruck „der Hahn des Capitäns" bezeichnet und dieser Würdenträger bildete sich nicht wenig auf seinen Besitz ein.

Unser durch eine so ganz unvorgesehene Verzögerung sehr auf die Neige gegangener Mundvorrath schien unter solchen Bedingungen nur mit Mühe erneuert werden zu können. In el Rhyr war außer etwas Gerstenbrod und ein wenig Schafmilch, die außerdem noch vom Commandanten, der das milchgebende Thier in Gemeinschaft mit zwei andern Dscherâba besaß, gewissermaßen erbettelt werden mußte, auch gar nichts Eßbares zu bekommen. Schon sah ich mich auf diese jämmerliche Kost beschränkt, als mir die erfreuliche Kunde ward, daß an einem der folgenden Tage in der Nachbarschaft ein Ssuq (Markt) abgehalten werden solle. Dieser Wochenmarkt, am moslimischen Festtag, dem Freitag, stattfindend, ist, soviel ich erfahren konnte, der einzige, der außer den beiden im Hauptort der Insel, Ḥaumt' eſſ Ssuq, am Montag und Donnerstag abgehaltenen Märkten noch auf dem Eiland besteht. Die Ortschaft, welche sich dieses Ssuq's rühmt, gewöhnlich Ḥaumt' Midun genannt, führt ihrer marktgemäßen Bestimmung wegen noch die beiden Benennungen Ssuq Midun (Basar von Midun) und Ssuq el Dschom'a (Freitagsmarkt). Obgleich eine deutsche Meile von el Rhyr entfernt, so war sie

doch (so arm ist Dscherba an bedeutenderen Bevölkerungsmittelpunkten) das nächste Dorf. Zu dieser Hülfe in der Noth begaben wir uns nun am Markttage in der Hoffnung, dort reichliche Vorrathskammern für die nun in unabsehbare Länge sich ausdehnende Reise zu finden. Aber wer beschreibt meine Enttäuschung, als ich jetzt sehen mußte, daß der ganze Markt aus einigen zehn elenden Buden und etwa zwanzig Verkaufsstätten im Freien bestand, in denen nichts für unsern Zweck zu haben war, als eine höchst kärgliche Provision von Hammelfleisch, die uns noch dazu sehr sparsam zugemessen wurde, denn hier besteht die seltsame, aber durch die Spärlichkeit des Verkaufsartikels erklärbare Marktvorschrift, keinem Einzelnen mehr als zwei Pfund Fleisch zu verkaufen. An anderem Mundvorrath war nichts Brauchbares zu bekommen, doch ich irre mich, ein einziges altes mageres Huhn hatte sich auf diesen Markt verloren und dieses erstanden wir nach einigen heftigen Debatten mit drei Negerinnen, welche das Thier im Compagniegeschäft besaßen. Mit dieser kostbaren Beute beladen, kehrten wir nach el Rhyr zurück, wo wir als alleinige Besitzer der alten Henne den Neid der Garnison des Bordsch erregten.

Am Nachmittag des 25. Februar bekam ich durch ein mir persönlich zugestoßenes Begebniß, oder vielmehr durch die Auffassung dieses Begebnisses von Seiten meiner Umgebung, einen neuen und recht handgreiflichen Beleg, wie tief der Aberglaube vom bösen Blick in diesem Lande wurzelt und wie selbst Europäer durch langes Hiersein von demselben angesteckt werden. Um meine völlig unbeschäftigte Zeit in dem unausstehlich langweiligen el Rhyr auszufüllen, hatte ich mich amüsirt, nach wilden Tauben zu schießen, und von acht Schüssen, welche ich gethan, waren merkwürdiger Weise grade die fünf ersten Treffer, die drei letzten aber Fehlschüsse gewesen. Dieser Umstand, daß ein Jäger fünfmal hinter-

einander jedesmal trifft, schien den Dscherâba, die an sehr schlechte, oft versagende Feuersteingewehre gewöhnt sind, so außerordentlich, daß er viele Neugierige um mich versammelte, welche in sprachlosem Maulaffen-Feilhalten dem Resultat meines kleinen Jagdglückes zuschauten. Als nun die drei letzten Schüsse sich als fehlende erwiesen, behaupteten sowohl die Soldaten des Bordsch, als mein Diener und sogar der italienische Sanitätsbeamte, hierin ebenso sehr Araber, wie die stockgläubigsten Moslims, dieser Umstand sei nur dem wie Hexerei wirkenden Einfluß der Augen der um mich versammelten Dscherbinischen Zuschauer zuzuschreiben, deren böser Blick die Wirkung meiner Schüsse vereitelt habe. Umsonst, sie von dem Unsinn ihres Wahnglaubens zu überzeugen; sie blieben steif und fest bei ihrer Ansicht, und leider erlaubte mir die einbrechende Dunkelheit nicht, durch weitere Treffer das Nichtige ihres Aberglaubens in's rechte Licht zu setzen.

Auf diesen sehr unergiebigen Jagdausflügen hatte mir ein Soldat des Bordsch als Begleiter gedient, welcher nach einer dreijährigen Nichtauszahlung seines ohnehin schmalen Soldes von Seiten der tunisischen Regierung jeden kleinen Geldvortheil, den ihm die Vorsehung in den Schooß warf, mit verschärfter Schätzungsfähigkeit aufnehmen mußte. In seinem hungerleidenden Zustande mochten ihm die Paar Groschen, welche meine Erkenntlichkeit ihm für wirkliche oder vermeintliche Dienste zuwandte, im Licht einer vom Himmel gefallenen Gottesgabe erscheinen, und sein naives Dankgefühl schien sich ausnahmshafter Weise nicht ausschließlich, wie bei den übrigen Moslims in ähnlichen Fällen, auf den Urheber aller Gaben zu beschränken, sondern auch auf das bescheidene Werkzeug, dessen Hand diese Gaben vermittelte, das heißt auf meine Person, auszudehnen. In seiner überströmenden Dankbarkeit beschloß der Bursche, mir einen nach seinen Begriffen höchst lohnenden Genuß zu verschaffen, einen Genuß,

der freilich unserer europäischen Geschmacksrichtung gemäß keineswegs diese Bezeichnung verdiente, welcher mir aber dennoch nicht verschmähungswürdig erschien, insofern er mir einen weiteren Einblick in die seltsamen Sitten dieses eigenthümlichen Volkes verschaffte. Eines Abends schlug er mir nämlich vor, mich zu einem Feste der Dscherâba eines Nachbardorfes zu führen, wo meiner, wie er sich ausdrückte, die Freuden eines „Balles" warteten. Ich dachte natürlich nichts andres, als daß es sich, wie gewöhnlich in diesen Ländern, darum handele, die Bauchmuskelbewegungen eines bezahlten Tänzerknaben oder einer Negerin anzuschauen. Ein derartiges Schauspiel sollte nun allerdings die Grundlage des Abendvergnügens bilden, aber die Einzelheiten, mit denen dasselbe sich umgab, boten sich so charakteristisch dar, wie ich dergleichen in moslimischen Ländern noch nie erlebt hatte und wie sie auch wohl bei eigentlichen Arabern oder selbst bei arabisirten Berbern kaum vorzukommen pflegen. Ich habe schon oben bei Beschreibung der in den Saharaoasen des Beled el Dscheryd ihren Hexensabbath feiernden Lustbarkeiten jener unverwüstlichen Genußsucht gedacht, welche dem berberischen Volke innewohnt. Tritt dieselbe schon bei arabisirten Berbern, wie jenen Oasenbewohnern, unverkennbar zu Tage, so durchbricht sie jedoch bei solch' unverfälschten Berbern, wie den Dscherâba, in noch viel hervorstechenderem Grade jene heuchlerische Hülle, hinter welcher arabische Sittlichkeitsprätention und falsche Scham ihre oft viel strafbareren Gelüste verstecken. Das ewige arabische „'Ayb" (schändlich), welches selbst unschuldige Vergnügungen verdammt, die nur der verdorbenen Phantasie als sündhaft erscheinen können, findet bei diesen Nachkommen der antiken Lotophagen keine Anwendung. Unter solche Vergnügungen rechnen die Araber namentlich den Tanz und brandmarken deßhalb Diejenigen, welche sich ihm widmen, mit dem schmählichsten Ruf und den schändlichsten Beinamen.

Die Folge davon ist, daß überall da, wo arabische Sittlichkeitsbegriffe die Oberhand gewonnen haben, namentlich aber in dem von nichtmoslimischen Elementen so freien Nordwesten von Afrika, nur verhältnißmäßig wenige Personen und auch nur die allerberüchtigtsten es wagen, sich öffentlich tanzend zu zeigen und zwar nicht aus eignem Vergnügen, sondern ausschließlich um des Lohnes willen, der gewissermaßen als Entschuldigung dienen muß, daß überhaupt Jemand sich seinem so strafbaren Beginnen hingiebt. In Dscherba dagegen ist der Tanz selbst den Leuten Zweck; von einem Lohn ist keine Rede; die Menschen tanzen eben, weil sie eine Lust daran haben und weil sie der Popanz des arabischen „'Ayb" nicht schreckt. Darum findet man auch bei einem solchen dscherbinischen Feste statt des bei arabischen Hochzeiten stereotypen einzigen bezahlten Tänzers, ein ganzes hüpfendes lustiges Völkchen, welches in überströmender Genussesfülle die Nacht durchjubelt und der Morgensonne entgegentanzt.

Zu einem solchen originellen Fest also kam der Soldat, an besagtem Abend mich abzuholen. Mein Staunen erweckte freilich sein Aeußeres, welches heute ausnahmsweise, ganz im Gegensatz mit seinem friedlichen Charakter als tunisischer Krieger, martialisch aussah. Denn statt der gänzlich unbrauchbaren Waffen, womit die Regierung ihn ausgestattet hatte, statt des alten Feuersteingewehres, welches, da es mit demselben doch niemals loszugehen pflegte, ökonomischer Weise schon seit Jahren ohne jeglichen Feuerstein gelassen worden war und folglich lediglich als Paradestück figurirte, statt des verrosteten officiellen Faschinenmessers, dessen Stumpfheit nicht einmal mehr einen Klumpen Butter zu durchdringen vermochte, zeigte er sich heute mit einem Paar ganz leidlicher Pistolen, mit einem brauchbaren Jagdgewehr und mit einem sehr scharfen, aber durchaus ordonnanzwidrigen Schwert bewaffnet; daneben erschien er statt in dem Lumpengewand

officieller Uniform mit dem Usera, Ḥaram oder Ḥauly genannten Kleidungsstück bedeckt, welches in diesen Gegenden die Stelle des im nördlichen Tunisien, in Algerien und Marokko üblichen Burnus vertritt und der antiken Toga ähnlich, nur aus einem sehr großen, viereckig länglichen Stücke von Wollenstoff besteht. Auf meine staunende Frage, wozu eine solche martialische Ausrüstung nothwendig sei, ward mir die Auskunft, daß die bei solchen Festen oft vorkommenden Streitigkeiten eine derartige Bewaffnung wünschenswerth erscheinen ließen, und der Rath, auch mich mit einem ähnlichen kriegerischen Apparat zu umgeben.

So mehr wie zu einem Kampfe, als zu einem friedlichen Feste ausgestattet, legten wir die zweistündige Wegesstrecke zurück, welche uns von dem Schauplatz des Festes trennte. Endlich in einer völlig einsamen Gegend, in der weit und breit kein Haus zu erblicken war, zum Stillstand gekommen, ward mir von meinem Begleiter die Anzeige, daß wir am Ziel angelangt seien. Natürlich glaubte ich, daß es sich um einen Mondscheintanz im Freien unter den reizenden Palmenkronen der Lotophageninsel handele und diese Idee lächelte mir so poetisch zu, daß es mich höchst unangenehm enttäuschte, als mir der Soldat ein kaum über die Erdoberfläche emporragendes Gebäude, das ich ohne ihn gar nicht bemerkt haben würde, zeigte und dieses als den Schauplatz der Lustbarkeiten bezeichnete. Dieses Gebäude war eine sogenannte Maʿçera, eine Art von Oelkeller, der im Augenblick, da fast alles Oel der vor einigen Monaten eingeheimsten Aerndte schon verkauft worden war, bereits wieder leer stand. Eine solche Maʿçera ist ein halbunterirdisches Gewölbe, einer antiken Cisterne nicht unähnlich, und auch mit einem letzterer Baulichkeit entsprechenden Eingang versehen, das heißt nur durch einen schmalen Kanal zugänglich, für die Oelschläuche grade breit genug, für Menschen aber außerordentlich unbe-

quem, da sie sich, um durch ihn zu dringen, nach Art der kurzbeinigsten Vierfüßler, oder noch richtiger, nach Art kriechenden Gewürmes in das Gewölbe hineinwinden müssen. In solchen Ma'çera's werden hier alle ähnlichen Feste, das heißt diejenigen, die nicht Familienfeste, wie Hochzeiten, Beschneidungen u. s. w. sind, abgehalten, da die Anwesenheit der Frauen in den Häusern es unmöglich macht, sich letzterer zu solchem Zweck zu bedienen.

Der Soldat machte mir das Kriechmanöver vor und mir blieb nichts übrig, als meine Gliedmaßen so kurz wie möglich zusammenzuziehen und seinem Beispiel folgend, auf dem Bauch mich windend, in die innere Räumlichkeit hineinzugelangen. Dieselbe erwies sich für eine von außen so bescheiden erscheinende Baulichkeit überraschend geräumig und trug ein ganz wohnliches, ja festliches Aussehen. Eine Unzahl flimmernder Oellämpchen befanden sich an den Pfeilern, welche die Gewölbedecke stützten, aufgehängt und verbreiteten ein geheimnißvolles Halblicht durch den unterirdischen Raum. Als sich meine Augen etwas an diese Beleuchtung zu gewöhnen anfingen, bemerkte ich einen dichten Kreis von Zuschauern, auf dem Boden hockend, und in deren Mitte einige zwanzig Knaben, mit dem in Tunisien üblichen Tänzercostüm bekleidet, das ich schon früher beschrieben habe, welche mit großer Virtuosität alle die verschiedenen Evolutionen und Bauchmuskelbewegungen ausführten, die den arabischen Tanz charakterisiren, ein ächt orientalisches Ballet, welches durch die Menge der Tänzer und das Durcheinanderwogen ihrer wallenden Gewande einen eigenthümlichen Sceneneffect hervorbrachte, zu dessen Vollständigkeit man nur wünschen konnte, daß die Tanzenden einem andern Geschlechte angehörten. Aber so weit hat denn doch das arabische Vorurtheil auch bei den dscherbinischen Berbern obgesiegt, daß das Tanzen von Frauen mit wenigen Ausnah-

men, welche als flagrante Sittenverstöße angesehen werden, nur den Blicken eines weiblichen Publikums vorbehalten bleibt.

Die interessante Seite dieses Ballets bildete jedoch der Umstand, daß sich unter diesen Knaben', welche, weit entfernt aus dem Tanze ein Gewerbe zu machen, sich demselben nur zu ihrem eignen Vergnügen hingaben, bald ein Wettkampf entwickelte, welcher einzelne von ihnen oder welche kleinere Gruppen von Tanzenden den Beifall der Zuschauer in erhöhtem Grade hervorzulocken im Stande sei. Nun wurde mir auch der Grund jener Streitigkeiten klar, als deren Ursache mein Begleiter diese Feste bezeichnet hatte. Jede einzelne Gruppe von Tänzern, gewöhnlich aus vier oder fünf Personen bestehend, war nämlich aus den Knaben einer und derselben Familie oder Sippschaft zusammengesetzt und jede besaß unter dem Publikum ihre eigne, aus den erwachsenen Familiengliedern gebildete Partei, an deren Spitze gewöhnlich ein älterer Verwandter stand, dessen Aufgabe es war, die Knaben zum Wettstreit aufzufordern, die Ermüdeten zu neuen Anstrengungen anzuspornen und die Ansprüche auf den Beifall des Publicums in beredter Auseinandersetzung geltend zu machen. Es war gleichsam ein Abbild der alten hellenischen Palästra, in welcher sich die freien Söhne eines mit Selbstgefühl erfüllten Volkes, sehr verschieden von den späteren in Rom auftretenden Gladiatorenkämpfern, den Beifall ihrer Mitbürger in Bezug auf die Fertigkeit ihrer gymnastischen Uebungen streitig machten, nur (dem Satz gemäß, daß jeder Vergleich hinkt) mit dem Unterschied, daß die Verweichlichung unsres modernen Zeitalters an Stelle der Athletenkämpfe die Tanzübungen gesetzt hatte. Aber in Bezug auf die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sich die Parteien bekämpften, schien der dscherbinische Factionenstreit nichts von der antiken Energie verloren zu haben. Am heutigen Abend waren es besonders zwei Parteigruppen, welche sich, nachdem die übrigen schon nach allge-

meinem Urtheil aus dem Felde geschlagen waren, den Preis allein streitig machten, einen Preis, welcher allerdings ein rein imaginärer war, welcher nicht einmal in einem olympischen Lorbeerkranz, geschweige denn in einer geldgültigen Belohnung sein ausdrucksvolles Symbol fand, und diese Parteien brachten ihre Ansprüche auf den Beifall der Zuschauer mit einem so leidenschaftlichen Feuer zur Geltung, daß ich jeden Augenblick den Moment voraussah, in welchem der Wettstreit zu ernsteren Thätlichkeiten führen werde. Hierin täuschte ich mich nicht, denn nachdem die gegenseitige Ungeduld alle Beredtsamkeit erschöpft erscheinen ließ und der gordische Knoten sich so verwickelt darbot, daß nur ein Alexanderhieb ihn zu lösen im Stande schien, sprang plötzlich ein Mitglied einer der beiden streitenden Sippschaften auf, sein scharfes Schwert ziehend, um damit die Lösung des Knotens in alexandrischer Weise zu bewerkstelligen. Er wählte sich aus der Gegenpartei einen ihm etwa an Alter und Leibesstärke gleichen Gegner aus, dem er mit seiner schneidenden Waffe auf den Leib ging; aber der ausersehene Feind erwies sich als ein vollkommen ebenbürtiger Kämpfer und parirte die Hiebe und Stiche seines Gegners mit so viel Geschick, daß statt blutiger Wunden, die ich in jedem Augenblick sich zu ergießen erwartete, nur ein jubelnder Beifall des auf beiden Seiten parteinehmenden Publicums die Folge davon war. Dieß Duell dauerte etwa eine halbe Stunde, ohne von irgend einem ernsteren Umstand begleitet zu sein und wurde, als Ermüdung dem Kampfe ein Ende gemacht hatte, von einem andern gefolgt, welches jedoch gleichfalls keinen weiteren Erfolg hatten, als die Säbelfähigkeit der beiden Streiter in ein glänzendes Licht zu setzen und die Zuschauer zum Enthusiasmus hinzureißen. Dergleichen Kämpfe sollen bei den das Waffenhandwerk mehr als edle Leibesübung, denn als mörderische Kunst ansehenden Dscherâba selten einen verhängnißvollen Ausgang nehmen und wenn ein solcher

überhaupt jemals vorkommt, so soll es lediglich der Ungeschicklichkeit der Kampfesrichter zuzuschreiben sein, welche die Gegner nicht von gleicher Stärke und Fertigkeit auswählten.

So war das üppige Tanzfest plötzlich in einen kriegerischen Kampfschauplatz verwandelt worden, aber trotz dieser so leidenschaftlich sich darbietenden Scenen muß ich doch den Dscheràba das Zeugniß ausstellen, daß sich ihre guten Manieren, ihr Anstand und namentlich ihre Gastfreundlichkeit dem Fremden gegenüber auch keinen Augenblick verläugneten, und als ich bei einbrechender Morgendämmerung den Rückweg nach dem langweiligen Rhyr wieder antrat, nahm ich einen in jeder Beziehung befriedigenden Eindruck mit, der mich einigermaßen für das Trostlose meines gezwungenen Aufenthalts in einem der unerquicklichsten Winkel dieser Insel zu entschädigen geeignet war.

Erst am Morgen des 1. März in aller Frühe fand sich, dießmal wirklich zur Abreise bereit, der saumselige Rayyss ein, dessen überflüssig gewordene Entschuldigungen ich mit der Ermahnung, es in Zukunft besser zu machen, kurz abschnitt und mich an Bord begab. Dieser Ermahnung schien er auch wirklich nachkommen zu wollen, denn die Anker wurden mit überraschender Geschwindigkeit gelichtet und unter einem blähenden Nordostwind ging es nun wie von Dampfkraft getrieben der Küste des wohlangebauten Dscherba entlang, bis wir diese bei dem großartigen altspanischen Castell, Bordsch Qasstyl (das Fort von Castilien), welches die Südostspitze der Insel befestigt, verließen, um nun dem gänzlich öden Ufer des von räuberischen Nomaden bewohnten Festlandes entlang zu laufen. Doch schon nach etwa dritthalbstündiger Fahrt, während welcher wir über drei deutsche Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir zum Stillstand und zwar auf der höchst bewegten, aber doch im Ganzen sichern Rhede des kleinen Dorfes Dschardschyss, gewöhnlich in corrumpirter Weise Sarsyss ausgesprochen. Dieses

Dorf bildet die östlichste Häusergruppe in der Regentschaft Tunis, denn den noch etwa 5 Meilen von ihm entfernten Gränzort Bibân kann man nur als einen aus elenden Hütten bestehenden Weiler bezeichnen. Die Existenz eines solchen Dorfes mitten in einem großen District, in welchem man weit und breit nichts als Nomaden, in elenden Kameelhaarzelten hausend, antrifft, scheint überhaupt beinahe ein Wunder, denn in diesem Theile Tunisiens hat das arabische Element, welches in dem Nomadenleben der Beduinen vielleicht seinen charakteristischsten Ausdruck findet, schon seit Jahrhunderten die ursprünglich berberische Bevölkerung tief durchdrungen, sie zum Aufgeben jener festen, gemauerten Wohnsitze bestimmt, welche überall die unverfälschten Berberstämme von den Arabern unterscheiden und sie in Sprache, Sitte und Anschauungen dermaßen assimilirt, daß es heutzutage sehr schwer zu beweisen ist, ob die hiesigen Beduinen wirkliche Araber oder nur arabisirte Berber seien. Von einem Theil derselben möchte ich freilich das Letztere behaupten und zwar von demjenigen, welcher, unter dem Namen des Stammes der Aqâra, Dschardschyss und seine Umgegend bewohnt. Das sonst beispiellose Fortbestehen einer gemauerten Ortschaft inmitten eines von wilden Nomaden bewohnten Landes scheint mir allein durch jene Zähigkeit erklärbar, mit welcher die berberische Bevölkerung, und sei sie auch in allen andern Stücken arabisirt, den festen Wohnsitzen treu bleibt. Ueberall in Tunisien, wo wir mitten in Beduinengegenden feste Ortschaften finden, läßt sich der berberische Ursprung der sie bewohnenden Stämme aus nicht undeutlichen Anzeichen nachweisen, und wenn auch hier jene Anzeichen vielleicht schwächer erscheinen, als anderswo, so glaube ich doch nicht in meiner Annahme zu irren, daß auch die Aqâra ursprünglich Berber und daß ihr Hauptort Dschardschyss der Nachfolger eines uralten libyschen Bevölkerungsmittelpunktes sei.

In dieser Beziehung scheint freilich ein Umstand geeignet, uns irrezuführen, derjenige nämlich, daß die Agâra sich als die Stammesverwandten des mächtigen, sie von allen Seiten umschließenden und diesen ganzen Theil der Regentschaft fast ausschließlich beherrschenden Stammes der Worhqama oder Urhqama ansehen und auch von letzteren als Brüder, wenn auch, ihrer Abneigung zum Nomadenleben wegen, vielleicht als entartete Brüder angesehen werden. Die Worhqama sollen aber, wie man allgemein anzunehmen beliebt, entschieden arabischen Ursprungs sein; doch dürfte der Beweis eines solchen Ursprungs gewiß auf große Schwierigkeiten stoßen. Wie dem nun auch sein mag, jedenfalls bildet das berberische Element die Grundlage aller Völkerschaften Tunisiens; ein rein arabischer Stamm ist nirgends nachweisbar; wohl aber haben wir deutliche Beweise dafür, daß viele berberische Völkerschaften, indem sie sich arabisirten, auch arabische Volkslemente in sich aufnahmen, und so entstanden die meisten derjenigen Stämme, welche man heutzutage hier Araber nennt und die in Wirklichkeit nur arabisirte Berber mit einer schwachen Beimischung arabischen Blutes sind. Dieser Satz dürfte auch wohl auf die Worhqama seine Anwendung finden und uns somit den Umstand erklären, daß dieselben, zugleich mit den berberischen Agâra blutsverwandt sind und zugleich theilweise arabischer Abstammung angehören.

In Dschardschyss war die Landung mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Ein starker Westwind hatte sich erhoben, der günstigste von allen zur Fortsetzung unserer Reise, aber wieder spielte uns der Rayyss den Streich, statt die günstige Luftströmung zu benutzen, sich für einige Tage an dem Ankerplatz festzusetzen und zwar dießmal in einem sehr erklärbaren commerciellen Interesse. Bei dem Zustand der steten Rebellion, in welchem sich der Stamm der Worhqama befindet, konnte die Regierung des Bey auch auf das

mitten im Gebiet dieser Räuber gelegene Dscharbschyss ihre Autorität schon seit geraumer Zeit nicht geltend machen. Der Bey besitzt zwar in Dscharbschyss ein Fort und eine Sanitätsagentur, aber die Soldaten des ersteren und der Beamte des letzteren verdanken lediglich der Gnade der Aqâra, daß sie diese noch nicht fortgejagt haben, wozu sie jedenfalls die Macht besäßen. Bis zu einem Zollhaus zur Erhebung der Steuern auf Ausfuhr und Einfuhr hat es der Bey jedoch hier noch nicht bringen können und so bildet Dscharbschyss gewissermaßen eine freihändlerische Oase mitten in dem steuerreichen Tunisien; die Einfuhr zeigt sich freilich unbedeutend, da die Beduinen außer Schießpulver fast keine Artikel des Auslands bedürfen. Dagegen erweist sich die hier von der erdrückenden Steuer befreite Ausfuhr verhältnißmäßig nicht unwichtig und würde es noch mehr sein, wenn die räuberischen Worhqama den Transport der Waaren durch ihr Gebiet nicht zur Unmöglichkeit machten. So muß sich dieselbe freilich auf die in unmittelbarer Nähe von Dscharbschyss erzeugten Produkte beschränken, unter welchen immer noch das Oel eine hervorragende Stelle einnimmt. Von diesem durch den Wegfall der Ausfuhrsteuer so vortheilhaft gewordenen Artikel beabsichtigte nun unser Rayyss eine gewisse Menge hier aufzuladen und daher die neue Verzögerung, welche unsre Weiterreise nach Tripolis erfuhr.

Nicht ohne Mühe und nicht ohne zahlreiche überspritzende Wogen aufzunehmen, legte der kleine Ruderkahn, welcher uns an's Land trug, die nahezu eine deutsche Meile betragende Entfernung zwischen dem Ankerplatz und dem Festland zurück. Dort angekommen, trennte uns noch eine einstündige Wegesstrecke von dem Dorf, bis zu welchem wir uns nicht ohne Beschwerde durch den Sand der Dünen und den uns umpeitschenden Sturmwind durchkämpften.

Dscharbschyss erwies sich mehr als eine Gruppe zerstreut

liegender Landhäuser, in deren Mittelpunkt einige zwanzig Buden und gemauerte Gebäude den compacten Kern bilden, welcher im engern Sinne den Namen der Oertlichkeit führt. Diese Häuser gleichen im Ganzen denjenigen von Dscherba; auch hier herrscht der Kuppelstil an Moscheen wie Privatgebäuden vor und trägt nicht wenig dazu bei, den an und für sich höchst unansehnlichen Baulichkeiten einen charakteristischen Stempel aufzudrücken. Ein einziges Haus von Dschardschyss erhebt sich über die Erdgeschoßhöhe aller übrigen und dieses wurde zur Zeit von dem Sanitätsagenten des Bey, einem alten Italiener, Namens Colombani, bewohnt, der inmitten einer ununterjochten, barbarischen Völkerschaft ein wahres Einsiedlerleben führt, welches sogar nicht ohne Gefahren ist, denn der Schutz, den ihm sein Brodherr, der Bey, hier angedeihen lassen könnte, erweist sich als vollkommen nichtig.

Zu diesem einsiedlerischen Europäer führten mich meine Begleiter sogleich beim Eintritt in das Dorf, denn in den Augen der Moslims gelten alle Europäer für Brüder und nichts scheint ihnen einfacher, als den einen mir nichts dir nichts zum andern zu führen, selbst wenn die beiden auch in gar keiner andern Beziehung zu einander stehen sollten, als der sehr lockeren des gemeinsamen Ursprungs aus demselben Welttheil. In der That erwies sich auch dießmal jenes Band, welches die vereinzelten Europäer in solchen Einsamkeiten umschlingt, fest genug, um mir, trotz des Mangels jeglicher Empfehlung, eine treffliche, ja herzliche Aufnahme zu suchen. Der freundliche alte Herr, der bei einem höchst spärlichen Gehalt von etwa 25 Thalern monatlich nach unsern Begriffen ein wahres Leben der Entbehrung führt, bot mir mit wahrhaft patriarchalischer Gastfreundschaft Alles an, was sein bescheidenes Haus bieten konnte; bescheiden nach europäischem Maßstab war dieses Haus allerdings, aber im Vergleich zu dem moslimischen, die pomphaften Wohnungen der

Großen selbst nicht ausgenommen, bot es den unschätzbaren Comfort guter Betten, schließbarer Fenster und einer nicht durch abscheuliche Gewürze verhunzten Küche, lauter Dinge, die ich bis jetzt auf meiner Reise noch nicht angetroffen hatte.

Fest entschlossen, mich dießmal nicht wieder vom Rayyſſ anführen und einige Tage zu früh auf den schaukelnden kleinen Schooner schicken zu lassen, folgte ich der freundlichen Einladung meines Wirthes, mich in seinem Hause zu installiren. Den ersten Abend verbrachte ich in einer gemüthlichen Plauderei mit dem alten Italiener, in welcher er mir seine wechselvollen Lebensschicksale erzählte, wie er einst bessere Tage gesehen, wie der Verlust einer geliebten Gattin und schlechte Geschäfte ihm schwere Prüfungen bereitet und wie letztere ihn endlich bis zur traurigen Nothwendigkeit heruntergebracht hatten, die elende Stelle, von deren problematischem Gehalt er nun vegetirte, einnehmen zu müssen. Selbst ein Mann von einer gewissen Bildung, welche diejenige seiner Collegen, der Sanitätsagenten in andern Stationen weit übertraf und durch diese Bildung allein vor jener Verwahrlosung behütet, welcher die gemeinen Europäer in diesen Ländern fast immer zum Opfer fallen, bedrängte ihn ein Hauptkummer, derjenige nämlich, nicht die Mittel besessen zu haben, um seine Söhne seinem eignen Bildungsstande gemäß zu erziehen. Von diesen Söhnen befand sich einer im väterlichen Hause, an dessen Beispiel sich mir die schon oft gemachte Bemerkung von Neuem bestätigte, daß der ungebildete Europäer durch den ausschließlichen Contact mit Barbaren auf eine Stufe heruntersinkt, welche wir beinahe als tiefer bezeichnen können, als diejenige, auf welcher jene Barbaren selbst stehen. Denn letztere besitzen, was auch immer ihre sonstigen Mängel sein mögen, in ihrem unbändigen Unabhängigkeitssinn und ihrem ritterlichem Selbstgefühl eine rettende Eigenschaft, welche macht, daß, wie tief sie auch immer stehen mögen, sie doch nie

würdelos erscheinen. Letzteres ist aber bei den mitten unter ihnen lebenden Europäern im höchsten Grade der Fall, eine Thatsache, die ich mich zu constatiren begnüge, obgleich ihre Ursachen nicht schwer, aber vielleicht zu weitläufig sein dürften auseinanderzusetzen. Dieser junge Mensch besaß, ähnlich wie so manche andre im Orient untergehende Europäer, die mir auf meinen Reisen vorgekommen waren, alle üblen Seiten der Araber, ohne auch nur eine ihrer rettenden Eigenschaften sein zu nennen. Vom Europäer besaß er kaum etwas Andres, als das Costüm, das er in trauriger Zerlumptheit trug, und die Sprache, in welcher er sich jedoch bereits minder geläufig ausdrückte, als in dem ihm vertrauteren Arabisch. In allen andern Stücken war er Araber geworden, obgleich er nie unterließ, nach Art aller ungebildeten Europäer in diesen Ländern, stets auf die Eingebornen zu schimpfen. Nur um Eines beneidete ich ihn, das war die große Bedürfnißlosigkeit, eine dem Reisenden so kostbare Eigenschaft, mit welcher er das elendeste Leben und Unterkommen, ohne darunter zu leiden, ertragen konnte, ja wie es schien, gern ertrug. Denn statt im väterlichen Hause in einem bequemen Bett zu schlafen, zog er es vor, in einer engen finstern Bude, in welcher er bei Tage einen kleinen Detailhandel betrieb, die Nacht auf einer harten Bank zuzubringen; statt von warmen Speisen sich nur von dem gewöhnlichen Gerstenbrod, das er selbst feil bot, zu nähren und in jeder Beziehung ein spartanisches Leben zu führen, welches ihn jedoch keineswegs für die Genüsse der europäischen Cultur unempfindlich machte, denn mein kleiner Weinvorrath erfuhr durch seine heimlichen Näschereien in Dschardschyff eine so bedeutende Einbuße, daß ich die letzten Tage meiner Reise nach Tripolis als Wassertrinker zubringen mußte.

In dieser Bude des jüngeren Colombani verbrachte ich manche Stunde, das bunte Bevölkerungsgemisch studirend,

welches sich daselbst theils zum Kaufen, theils zum bloßen Maulaffen-Feilhalten einfand. Unter diesen Leuten nehmen natürlich die Aqâra die hervorragendste Stelle ein, mit deren mehreren ich mich in Gespräche einzulassen verursacht ward. Der für mich interessanteste Punkt, um welchen sich diese Gespräche drehten, bildete die Frage, ob die etwa eine deutsche Meile von Dschardschyss entfernt, unter dem Namen Madynat Syân bekannte Ruinenstätte zur Zeit zugänglich sei oder nicht. Daß ein Besuch dieser Ruinen nicht ohne Gefahren, war mir schon aus allen früheren Reiseberichten bekannt; daß aber diese Gefahren bei der jetzigen, in ausnahmsweisem Grade vermehrten Unsicherheit des Landes nahezu unübersteiglich geworden seien, sollte mir hier bestätigt werden. Dennoch fand sich ein Häuflein tollkühner Aqâra, welche sich erboten, mich für eine gewisse Summe sicher hin und zurück zu bringen. Leider erwiesen sich jedoch die Ansprüche, welche diese Biedermänner machten, so exorbitant, daß ich mich schon fast genöthigt sah, gänzlich auf den Ausflug zu verzichten. Auch war der Führer dieses Häufleins im Speciellen sehr ungeeignet, Vertrauen einzuflößen. Diesen Führer hatte ich in höchst unvortheilhafter Weise schon in Dscherba und zwar in seiner Eigenschaft als Dieb kennen gelernt, indem ich ihn, der in einem unbewachten Moment mein Zimmer betreten hatte, auf der That ertappte, wie er eben meine Uhr einstecken wollte. Aber die Schrecken der Polizei, denn in Dscherba besteht doch eine Art von Regierung, verhinderten ihn, den fehlgeschlagenen Diebstahl durch einen gewaltthätigen Raub zu ersetzen. Dieser Biedermann war nach Dscherba gekommen, vermeintlich, um dem Qâyid, Ḥamyda ben ʿAyad, welchem der Bey auch die Verwaltung von Dschardschyss officiell übertragen hat, seine Huldigung darzubringen, in Wirklichkeit aber war es ihm mit dieser Huldigung durchaus nicht Ernst, wohl aber beschloß er, die Schwäche ben ʿAyads

(der die Agâra, in Ermangelung besserer Mittel, durch Geschenke zu gewinnen sucht, um sich von ihnen auch als ihren Qâyid anerkennen zu lassen, denn einstweilen besitzt er nur den Namen eines solchen) auszubeuten, was ihm auch ganz gut glückte, denn Ssayydy Ḥamyda schenkte ihm eine schöne grüne Dschobba, einen Burnus, Turban, Schuhe, kurz der zerlumpt nach Dscherba gekommene Schurke kehrte als anständig gekleideter Mann nach Dschardschyss zurück, wo ich diesen muthmaßlichen Dieb zu meinem nicht geringen Erstaunen eine gewisse Rolle spielen sah. Seine unredlichen Eigenschaften, sagte mir Colombani, schadeten ihm in den Augen seiner Landsleute so lange nicht das Geringste, als dieselben nur auf Fremde, gegen welche, mögen sie nun Moslims oder Andersgläubige sein, die Agâra die gehässigsten Vorurtheile hegen, ihre Bethätigung geltend machten. Ueberhaupt scheinen die Begriffe über Mein und Dein bei diesen Leuten fast eben so verworren, wie bei ihren Brüdern und Nachbarn, den räuberischen Worhgama, von deren gewaltthätiger Raubsucht ich in Dschardschyss manche Opfer herumgehen sah.

So hatte der mildherzige alte Italiener, bei dem ich wohnte, einer ganzen Negerfamilie, aus drei Frauen und einem Knaben bestehend, Obdach gegeben, deren durchrissene Ohrläppchen beredt verkündeten, daß die Worhgama, in deren Hände sie gefallen waren, sich nicht die Mühe nahmen, die Ohrringe ihrer Opfer sorgfältig abzulösen, sondern die kürzere Verfahrungsweise vorzogen, gleich den ganzen Ohrlappen zu durchreißen, um das Geschmeide zu rauben. Meine Leser wissen aus früheren Mittheilungen, daß bei den Moslims, namentlich den ärmeren, der Schmuck der Frauen die sämmtlichen Ersparnisse der Familie repräsentirt, eine zwar todte, aber doch im Ganzen sichere Geldanlage, da die meisten Araber die so aufbewahrten Kostbarkeiten respectiren. Daß

freilich die Worhqama weniger scrupulös seien, hatten die armen Negerinnen nicht geahnt, als sie sich, ihre kleinen Ersparnisse in Goldstücken an Hals und Ohren tragend, von Dscherba nach Tripolis begeben wollten. Leider kamen sie jedoch nicht weit auf dieser Reise, denn schon eine Stunde hinter Dschardschyss wurden sie nicht nur all' ihrer kleinen Kostbarkeiten, sondern auch ihrer sämmtlichen Kleider beraubt, und kamen in völlig nacktem Zustand nach Dschardschyss zurück, wo sie auch wahrscheinlich lange brodlos und in Adams Uniform geblieben wären, hätte sich der alte Italiener nicht ihrer erbarmt, denn die Aqâra üben, wenn überhaupt jemals, die Mildthätigkeit nur an ihren eignen Stammesmitgliedern.

Diese und so viele andere Räubergeschichten, welche mir von den die Nachbarschaft bewohnenden Worhqama erzählt wurden, die diebischen Eigenschaften der Aqâra selbst, deren Opfer mein Wirth zu wiederholten Malen geworden war, schienen wenig geeignet, mich zu ermuthigen, in Gesellschaft der letzteren das von ersteren behauste und unsicher gemachte Madynat Syân zu besuchen. Dennoch war meine Sehnsucht nach den dortigen Alterthümern so groß, daß ich mir alle Mühe gab, eine Escorte ausfindig zu machen, auf deren Schutz und Redlichkeit einigermaßen zu rechnen war. Da hier die Regierung keine Gewalt besitzt, so konnte diese Escorte natürlich nicht, wie anderswo, vermittels des Amr-Bey verlangt, sondern mußte durch klingende Gründe vermittelt werden. Meinem gefälligen Wirthe gelang es denn auch wirklich, die Anfangs so exorbitanten Geldansprüche der Aqâra (man sprach von 30 Thalern) auf eine mäßige Forderung zu reduciren, deren Vorausbezahlung jedoch ausbedungen wurde.

Da der saumselige Rayyss mir zu diesem Ausflug volle Muße ließ, so benutzte ich den folgenden Tag, den 2. März 1869, dazu, mich von der wildbarbarischen Schaar einiger zehn spitzbübisch aussehender Aqâra nach Madynat Syân

begleiten zu lassen. Mein treuer alter Diener schlug die Hände über den Kopf zusammen, als er sah, daß ich mich diesen Kerlen anvertraute, und sein größter Kummer war es, daß ich ihm nicht gestattete, mich zu begleiten, um mich nach seinem schwachen Machtvermögen zu beschützen. Aber Issmâ'yl hatte für die Erneuerung unsres Reiseproviants, der durch die Verzögerungen des Rayyss nun völlig erschöpft war, zu sorgen und mußte deßhalb in Dschardschyss zurückbleiben. Dennoch sollten seine Befürchtungen sich nicht bestätigen. Die feste und zugleich ein freilich nicht gefühltes, aber ziemlich gelungen dargestelltes Vertrauen offenbarende Haltung, die ich anzunehmen für räthlich fand, imponirte auch diesen Barbaren, wie ich dergleichen schon oft in ähnlichen Fällen erprobt hatte. Man muß nur jegliche Furcht, jenes in allen Fällen, in halbwilden Ländern aber doppelt verdammenswerthe Gefühl, welches die Barbaren uns oft einzuflößen im Stande sein könnten, mit fester Willenskraft unterdrücken, eine vollkommen unbefangene Gemüthsbeschaffenheit zur Schau tragen und sich den Barbaren anscheinend vertrauungsvoll hingeben, dann allein hat man einige Wahrscheinlichkeit für sich, ihnen Achtung einzuflößen und unversehrt aus ihren Händen hervorzugehen.

Bald ließen wir die liebliche Palmenoase, unter deren wallenden Fächerkronen sich das kleine Dorf versteckt, hinter uns und betraten die weite baumlose Steppe, auf deren sonst trockenen Flur der diesjährige reichliche Winterregen einen grünen Teppich aromatischer Gräser hervorgelockt hatte. Diese Wiesen von kürzester Dauer dienten zur Zeit dem Kleinvieh der Aqâra zur Weide, von denen viele herausgezogen waren, um hier ihre Zelte neben den Weideplätzen aufzuschlagen, das städtische Leben gegen ein zeitweises Nomadisiren vertauschend. Kurz nachdem wir die letzten Pflanzungen hinter uns gelassen, stießen wir auf einen kleinen Ḥanschyr, Ḥamâdy genannt,

dessen wenige antike Reste sich auf die Umkreismauer eines viereckigen Gebäudes beschränkten. Von hier bis nach Madynat Syân hatten wir noch einen einstündigen Ritt, an dessen Ende mich der Anblick eines weiten Trümmerfeldes überraschte, aus dem, ähnlich wie bei el Qanṭara, eine Anzahl ruinenbedeckter Hügel in ziemlich großer Entfernung von einander emporragten, während das zwischen ihnen gelegene Flachland selbst nur höchst schwache Spuren von Antiquitäten darbot.

Derjenige Scherbenberg, zu welchem, da er ihnen der wichtigste schien, meine Begleiter mich zuallererst brachten, führt im Munde der Aqâra die charakteristische Bezeichnung des Bordsch oder der Festung und zwar aller Wahrscheinlichkeit gemäß mit dem größten Recht, denn sowohl die erhöhte Lage, welche alle übrigen Hügel des Trümmerfeldes beherrscht, als die außerordentlich massiven Grundlagen des hier bestandenen Baues, von denen sich noch namhafte Fragmente erhalten zeigen, rechtfertigen den Schluß, daß hier die römische und byzantinische Citadelle der antiken Stadt zu suchen sei.

Ein zweiter Trümmerberg, in der Nähe gelegen, offenbarte in seinen prächtigen Resten des schönsten Baumaterials die tempelartige Bestimmung der auf ihm gelegenen Bauten. Zahlreiche Säulenfragmente vom schönsten Marmor, Karnieße und Architrave von der reinsten Geschmacksepoche, ja sogar marmorne Statuen, in ihrer Verstümmelung allerdings fast unkenntlich, verkünden die hohe Culturstufe, bis zu welcher die hier gelegene Römerstadt sich erhoben hatte. Zur Zeit, als Barth diese Ruinen besuchte, befanden sich noch viel mehr und besser erhaltene antike Bildwerke auf diesem Trümmerfelde. Dieselben sind, wie mir in Dscherba gesagt wurde, vor etwa 12 Jahren auf Befehl der französischen Regierung nach Europa gebracht worden, doch scheinen sie dort wenig Sensation erregt zu haben.

In einem dritten Ḥanschyr glaubte ich die Reste eines

Amphitheaters wieder zu erkennen, dessen Ringmauer aus der üblichen massiven Cementstructur mit kleinen Steinen errichtet war.

Unter mehreren dieser Trümmerhügel fand ich höchst wohlerhaltene Cisternen, von Mörtelstructur mit größeren Werksteinen erbaut. Auch hier, wie in el Qanṭara keine Spur von einem Aquäduct. Wie noch heute die meisten Städte des Südens und der Küste von Tunisien, so scheinen auch ihre antiken Vorgängerinnen lediglich auf Regenwasser angewiesen gewesen zu sein.

Was nun den Namen dieser antiken Stadt betrifft, so habe ich schon eben bei el Qanṭara die Vermuthung ausgesprochen, daß wir mit einiger Wahrscheinlichkeit das vom Itinerarium Antonini Augusti erwähnte Pons Zita municipium (gewöhnlich Ponte Zita in der Ablativform, die in spätrömischer Zeit vielfach den Nominativ vertrat) hieher verlegen können. In der That findet sich in der Nähe jenes antiken Steindammes, welcher Dscherba mit dem Festland verband, und auf dem ohne Zweifel in dem Namen Pons Zita eine Beziehung liegt, keine andere Ruinenstätte als diese, d. h. auf dem Festland und auf der Insel lag, wie uns die Peutinger'sche Tafel zeigt, das nach der Brücke benannte Municipium einmal gewiß nicht. Bei dieser Identification kommt uns diejenige des Ḥanschyr bu Qrâra mit dem Giti municipium des Itinerar und dem Gigu der Peutinger'schen Tafel, welche durch inschriftliche Beweise feststeht, zu Hülfe. Ponte Zita municipium wird vom Itinerar als nächste östliche Station und zwar in einer Entfernung von 25 Milliarien von Giti angegeben, eine Entfernung, welche genau mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Die Peutinger'sche Tafel dagegen führt 17 Milliarien von Gigu eine Station an, welche sie Lihu municipium nennt und die von den meisten Gelehrten für identisch mit Ponte Zita gehalten wird. Wenn dem so

ist, so müssen wir hier eine falsche Entfernungsangabe annehmen, denn der allernächste Weg zu Lande beträgt allein schon 25 Milliarien. Auch in westlicher Richtung setzen uns die Entfernungsangaben der Alten keine unübersteiglichen Hindernisse entgegen. Das Itinerarium Antonini Augusti folgt von Ponte Zita municipium aus nicht wie bisher dem Küstenwege, sondern beschreibt eine bedeutende Curve landeinwärts, welche darin ihre Erklärung findet, daß sie die Ssebcha el Mellaḥa (den Salzsee von Bibân) umkreist, um die nächste Station, Villa magna, Villa privata zu erreichen, deren Trümmer Barth auf seiner zweiten Reise im Jahre 1849 besuchte. Dieselben befinden sich am Südende des Salzsee's und führen jetzt den Namen Ḥanschyr Modayna. Mir waren sie leider wegen der seit Barth's Reisen sehr gesteigerten Unsicherheit der Gegend vollkommen unzugänglich. Die Entfernungsangabe von 70 Milliarien zwischen Ponte Zita municipium und Villa magna, Villa privata kann als bis auf ein Milliarium zutreffend bezeichnet werden. Weniger entscheidend erweisen sich die Resultate, welche wir aus den Distanzen nach der Peutinger'schen Tafel ziehen können. Es ist höchst wahrscheinlich, daß wir in dem durch seine insularische Lage besonders zu einem Befestigungspunkte geeigneten Bibân (an der Gränze von Tunisien und Tripolis gelegen), das von der Tafel als zweite Station nach Lihu municipium angegebene Präsidium erblicken können, dessen Name offenbar auf eine militärische Bestimmung deutet. Bibân führte in ältester Zeit auch noch die Bezeichnungen Zeucharis, wie es der anonyme Periplus, oder Zuchis, wie es Strabo nennt, der es in seiner Lage als vor dem See, zwischen diesem und dem Meere, unverkennbar beschreibt, auch dürfte es mit dem Taricheiai des Skylax, einem Namen, den die kleine Insel im Besondern geführt zu haben scheint, identisch sein. Diese Identificationen widersprechen jedoch keineswegs derjenigen von Bibân mit dem

Präsidium der Peutinger'schen Tafel, sondern zeigen nur, daß der kleine Ort in späterer Zeit mehr durch seine militärische Bestimmung, als durch seine commercielle Bedeutung bekannt war.

Nun bereitet uns aber die Peutinger'sche Tafel eine andre Schwierigkeit, indem sie ihr Präsidium (Bibân) nicht als nächste, sondern als zweite Station von Lihu municipium (welches wir wohl in Madynat Syân erkennen müssen) angiebt und zwischen beide eine vom ersteren 17, vom letzteren 15 Milliarien entfernte Station, Putea Pallene, verlegt. Letzteren Ort in Madynat Syân selbst zu suchen, hat schon Barth für unmöglich erklärt, obgleich er nicht der Ansicht war, daß besagte Ruinenstätte die Stelle von Pons Zita oder Lihu einnehme. Sehen wir uns aber nach einem andern Ruinenfelde, welches der Lage von Putea Pallene entspricht, um, so finden wir keines, wohl aber besitzen wir in einer entsprechenden modernen Ortschaft deutliche Beweise, daß dieselbe die Stelle einer antiken einnehme. Diese Ortschaft ist keine andere, als Dscharbschyss selbst, in dessen Gebäuden wir vielfach antike Reste verbraucht finden, ein Umstand, der an und für sich nicht beweisend sein würde, fände er sich nicht durch das Vorhandensein einiger unzweifelhafter antiker Bautenfundamente unterstützt. Noch mehr wurde mir die Lage einer antiken Ortschaft an dieser Stelle durch eine Entdeckung des Herrn Columbani bestätigt, welcher zwischen Dscharbschyss und dem Meere die Reste eines Gebäudes fand, das sich nach den vielfach hier ausgegrabenen kleinen Kunstgegenständen als der Laden oder die Werkstätte eines Bildhauers von Gemmen und Siegeln herausstellte. Nicht nur fand man nämlich an dieser Stelle eine gewisse Anzahl recht kunstvoll gearbeiteter fertiger Gemmen (meist von griechischer Inschrift begleitet), sondern man entdeckte auch solche, die nur halbvollendet, zum Theil sogar erst in Angriff genommen waren. Mir selbst konnte Herr Columbani

eine solche Gemme zeigen, auf welcher der Kopf eines Hahnes ausgeführt und der Körper noch im Rohen begriffen war. Das Vorhandensein eines solchen Ladens deutet aber auf einen gewissen Blüthezustand dieser antiken Ortschaft und deshalb brauchen wir wohl nicht in der Annahme zu zaudern, daß die hiesige Oertlichkeit im Alterthum Wichtigkeit genug besessen habe, um den Geographen nicht gänzlich zu entgehen. Ich möchte deshalb nicht anstehen, hieher das von der Peutinger'schen Tafel erwähnte Putea Pallene zu verlegen, um so mehr, da die von ihr angegebene Entfernung von 15 Milliarien von Lihu (wenn wir dieses in Madynat Syân erkennen können) nur um weniges zu groß, diejenige aber von 17 Milliarien vom Präsidium (Bibân) genau zutreffend gefunden wird. Selbst aus der Namensbezeichnung Putea könnten wir einen Beweis für diese Identification ableiten, denn Brunnen finden sich in dieser ganzen Gegend, die sonst ausschließlich auf Regenwasser angewiesen ist, eben nur in Dscharbschyss. Letzterer Ort ist freilich bisher immer mit dem Gergis des Stadiasmus maris magni identificirt worden; aber ähnlich, wie wir bei der antiken Vorgängerin von Bibân in den verschiedenen Epochen des Alterthums verschiedene Namen gefunden haben, wie wir außerdem dergleichen überall, namentlich aber in dieser Gegend (z. B. hieß Meninx später Girba) antreffen, so können wir auch hier annehmen, daß Gergis den Römern unter dem Namen Putea Pallene bekannt war, und daß heutzutage Dscharbschyss die Stelle beider einnimmt.

Zu letzterer Ortschaft wandten wir nach Besichtigung der Reste von Ponte Zita municipium unsre Schritte zurück. Dort hatte unterdessen Issmâ'yl einen reichlichen Vorrath von Hammelfleisch eingekauft und im Backofen braten lassen, was uns freilich wenig helfen sollte, denn in derselben Nacht machte die Gefräßigkeit einiger Katzen unsrem Reiseproviant ein Ende und reducirte mich für die nächsten vier Tage auf harte Eier

und Brod als einzige Speise. Erst am folgenden Morgen fand es der Rayyss für gut, die Anker zu lichten und ein günstiger Westwind trug uns, indem wir Bibân südlich liegen ließen, direct in's Fahrwasser der tripolitanischen Küste. Von dem schaukelnden Bord des kleinen Schooners warf ich einen letzten Blick auf die Küste Tunisiens, welches Land ich nun in allen mir zugänglichen Richtungen durchstreift hatte und dem ich jetzt ein vielleicht ewiges Lebewohl zurief.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Gränzdistrict und Ankunft in Tripolis.

Unsicherer Zustand der Gränze zwischen Tunis und Tripolis. — Schwäche der tunisischen Regierung. — Die Gränzstämme. — Räubereien. — Ende der kleinen Syrte. — Sicherer Ankerplatz von Bu-Scala. — Das Bordsch bei Ferwa. — Lügenhaftigkeit des arabischen Schiffscapitäns. — Dreitägiges Ankern in Ferwa. — Der sogenannte Sturm. — Fahrt von Ferwa nach Tripolis. — Schlechter Hafen. — Quarantaine-Formalitäten. — Landung. — Nachrichten über deutsche Afrika-Reisende.

Zur Zeit der Friedensverhandlungen von Carlowitz schlug die östreichische Regierung der türkischen vor, zwischen den beiderseitigen Ländergebieten eine Art von Einöde zu schaffen, ein neutrales herrenloses Gebiet, welches an Unterthanen keiner der beiden Mächte, ja überhaupt von Niemand bewohnt werden sollte, in der Hoffnung, auf diese Weise jeglichen Gränzstreitigkeiten in Zukunft vorzubeugen. Wäre dieser Vorschlag angenommen und ausgeführt worden, so hätte er wahrscheinlich einen Zustand in's Leben gerufen, demjenigen sehr ähnlich, wie er gegenwärtig in den Gränzgebieten zwischen den Regentschaften Tunis und Tripolis besteht. Diese Gränzlandschaft bietet in der That mit einer solchen Einöde, wie sie von der vorschlagenden Regierung beabsichtigt wurde, insofern manche Aehnlichkeit, als vier Fünftel ihres Bodens unbebaut darniederliegen. Wenn sie gleichwohl nicht ganz unbewohnt erscheint, so zeigt sich doch ihre Bevölkerung so spärlich und so wenig an feste Wohnsitze gebunden, nur aus räuberischen Nomaden bestehend, daß wir

auch in dieser Beziehung den Vergleich festhalten können, denn gewiß hätte sich auch auf jener zwischen Oestreich und der Türkei zu schaffenden Einöde mit der Zeit ein Völkchen von Nomaden oder auch vielleicht nur von mit den Gesetzen beider Länder zerfallenen Vagabunden eingefunden, um dort ein Leben zu führen, demjenigen sehr ähnlich, wie es gegenwärtig die beiden Gränzstämme der besagten Regentschaften zum Hohn der Regierungen, denen sie nominell unterworfen sind, und zum größten Schaden an Gut und Leben aller Reisenden, die sich durch diesen unsichern District wagen, führen.

Die Hauptschuld des Fortbestehens dieses unsichern Zustandes trägt ohne Zweifel die tunisische Regierung. Diese erbärmliche und feige Regierung zeigt sich nur dem Schwachen gegenüber kräftig; die Städte, Dörfer und die friedlicheren Nomaden der nördlichen Provinzen werden mit despotischer Willkür tyrannisirt und ausgesogen; die kriegerischen Stämme des Südens aber erfreuen sich bei der Ohnmacht der Regierung einer Unabhängigkeit und Ungestraftheit ihrer blutigen Räubereien, wie sie ähnlich kaum im Innern von Afrika noch besteht. Es ist wahr, die tunisische Regierung schickt beinahe jedes Jahr (in früheren Zeiten wirklich alljährlich, aber in den letzten Jahren, da die Kosten die Einnahmen aufwogen, ja oft übertrafen, mit geringerer Regelmäßigkeit) ein bewaffnetes Lager gegen jene unruhigen Stämme, welchem es denn auch meistens gelingt, dieselben so weit einzuschüchtern, daß sie den Tribut zahlen. Ist aber das Lager fort, dann hört auch die Autorität des Bey auf, der alte Hexensabbath beginnt wieder, und wehe dem Reisenden, den sein Unstern in dessen Strudel führen sollte.

Die türkischen Gouverneure des Paschalyk Tripolis haben sich schon seit Jahren Mühe gegeben, mit der tunisischen Regierung eine Vereinbarung anzustreben, welche diesem traurigen Zustand ein Ende machen sollte, aber umsonst; der Bey von

Tunis, sei es aus Ohnmacht, Berechnung oder vielleicht aus Tücke gegen die türkische Regierung, hat bis jetzt auch keinen Schritt gethan, um die unruhigen Gränzstämme seines Gebietes zum Frieden zu zwingen. Da nun diese Stämme im vollsten Maaße jenen Traditionen der Raubsucht und Erbfehden huldigen, welche alle ununterworfenen Beduinen kennzeichnen, da sie folglich stets mit den Gränzstämmen des tripolitanischen Gebiets in Krieg lagen und sie mit Raubzügen heimsuchten, so haben die Gouverneure von Tripolis kein einfacheres Mittel gefunden, um diesen Räubern einen Damm entgegenzusetzen, als indem sie dieselben mit ihren eignen Waffen bekriegten, das heißt dem räuberischen Beduinenstamm Tunisiens einen ebenso räuberischen Beduinenstamm Tripolis' entgegensetzten, oder vielmehr den alten Zustand der blutigen Erbfehde, welcher schon seit Jahrhunderten bei diesen Gränzstämmen bestand und den nur zeitweise manchmal ein energischerer Bey von Tunis zu unterbrechen gewußt hatte, wieder in's Leben zu rufen und fortbestehen zu lassen.

Den mächtigsten Gränzstamm auf dem tunisischen Gebiet bilden die Worhqama, mit denen der kleinere Stamm der Uderna gewöhnlich gemeinschaftliche Sache macht. Diesem steht auf tripolitanischem Gebiet der nicht weniger mächtige Stamm der Nuayl oder Nowayl entgegen, ein Stamm, dem die türkische Regierung, die sonst mit den Beduinen kurzen Prozeß zu machen pflegt und es sehr gut verstanden hat, alle Nomaden der höchst ausgedehnten Regentschaft Tripolis in friedliche Unterthanen zu verwandeln, ausnahmsweise eine gewisse Freiheit und Unabhängigkeit gönnt und zwar aus den oben angeführten Gründen.

„Die Nuayl", so sagte mir der Pascha von Tripolis, „sind unsere Hetzhunde, welche wir den Worhqama auf den Leib schicken, um sie von uns fern zu halten."

Diese „Hetzhunde" der Regentschaft Tripolis beschränken

jedoch leider ihre Anfälle nicht auf die besagten Worhqama, sondern sie greifen Jedermann ohne Unterschied an, der die tunisische Gränze überschreitet, unter dem Vorgeben, daß sie den Auszuraubenden eben für einen Worhqama halten. Ein solches Versehen ist nun allenfalls erklärlich, wenn es sich um einen andern Araber handelt; wenn aber der Auszuraubende ein Europäer und noch dazu ein solcher, der unter keiner Verkleidung reist, ist, so wird es schwer zu begreifen, wie sich die Nuayl soweit irren können, daß sie ihn dennoch für einen Worhqama halten. Gleichwohl sollen diese Tausendkünstler dieses wahrhafte Kunststück eines Irrthums zuweilen zu Stande gebracht und sich beim Pascha von Tripolis später damit entschuldigt haben, sie hätten nichts andres gedacht, als daß das fragliche Opfer ihrer Räubereien gleichfalls dem feindlichen Stamm angehöre.

Man kann sich denken, daß ich nach Anhörung der Schilderung vom Charakter dieser Nuayl keineswegs gesonnen war, sie auf die Probe zu stellen, ob sie etwa auch mich, trotz meiner europäischen Kleidung, für einen Worhqama halten möchten. So interessant die Landreise und so unangenehm die Seefahrt auf dem erbärmlichen dscherbinischen Schooner auch sein mochte, so mußte ich deßhalb dennoch letztere vorziehen, besonders da ich auf ersterer nicht nur mein Hab und Gut, an dem am Ende weniger, sondern auch meine Gesundheit, an der mir begreiflicherweise etwas gelegen war, eingebüßt hätte. Diese liebenswürdigen Nuayl besitzen nämlich die Gewohnheit, die Reisenden in so leichter Kleidung aus ihren Händen hervorgehen zu lassen, daß dieselben selbst unsern Vater Adam um sein Feigenblatt beneiden müssen. Eine solche Paradiesestracht ohne Erkältung ertragen zu können, traute ich mir nicht zu, und beneidete deßhalb zwei Bürger von Soâra, der nächsten Stadt auf dem tripolitanischen Gebiet, meine Mitreisende, darum, daß sie eine

zweitägige Reise in diesem Costüm ohne Nachtheil für ihre Gesundheit hatten ausführen können. Gleich hinter Soàra waren sie nämlich in die Hände der Nuayl gerathen und aus diesen nackt hervorgegangen, hatten aber dennoch ihre Reise bis zu den Worhgama fortgesetzt, welche Räuber ihre Tracht zwar sehr unanständig, weil unprofitabel, fanden, sie aber dennoch in Frieden nach Dscharbschyss ziehen ließen, wo sie ihre Verwandte und neue Kleider fanden, mit denen sie nun zur See nach Soàra zurückkehrten.

Mir blieb jedoch noch eine Hoffnung, wenigstens eine Strecke der Reise zu Lande zurücklegen zu können, einestheils um die interessanten Alterthümer bei Soàra zu besuchen, anderntheils um die Seereise im hohen Meer auf dem gebrechlichen Schooner zn vermeiden. Zwar in der kleinen Syrte, welche eigentlich nichts ist, als eine große Untiefe, auf der man fast überall mit Sicherheit Anker werfen kann, bietet die Seefahrt nur in den seltensten Fällen wirkliche Gefahren. Was die Alten von der Gefährlichkeit der Syrten sagen, muß sich meiner Ansicht nach, hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich auf die an Ankerplätzen so arme große Syrte beziehen. Ohne Senkblei allerdings wäre der Schiffer auf der kleinen Syrte stets in Gefahr, sein Fahrzeug auf den Sand zu rennen, aber selten das Leben zu verlieren, da er fast überall in einer Entfernung von 5—6 Seemeilen von der Küste noch Boden zum Stehen findet. Ganz anders verhält es sich aber da, wo etwa vier geographische Meilen von der tunisisch-tripolitanischen Gränze das „todte Meer“ (mare morto, wie es die italienischen, ja selbst die arabischen Schiffer nennen), d. h. die stille Syrte aufhört und das „hohe oder belebte Meer“ (das mare vivo der mittelmeerischen Seefahrer) seinen Anfang nimmt. Da ist weit und breit kein Ankerplatz, die Küste zeigt sich unnahbar für jedes nicht ganz diminutive Fahrzeug und dem Schiffer bleibt bei Sturm nichts übrig,

als das freie Meer aufzusuchen und dort gegen Wind und Wellen so lange zu kämpfen, bis ihm ein günstiger Umstand gestattet, in die schlechte und schwerzugänzliche Rhede von Tripolis einzulaufen.

Ich wußte, daß, einmal in dieses „hohe oder belebte Meer“ eingedrungen, jede Landung an einem westlich von Tripolis gelegenen Küstenpunkte bei der jetzigen unruhigen Aequinoctialzeit eine Unmöglichkeit sei und leider begann dieses hohe und endete das stille Meer parallel mit einem Küstenpunkte, der noch mitten im Gebiet der entsetzlichen Nuayl und etwa sieben geographische Meilen von Soâra entfernt war, von Soâra, mit welchem eigentlich erst das ottomanische Gebiet, wenigstens dasjenige, in welchem die von den Türken sonst überall in der Regentschaft Tripolis eingeführte Sicherheit herrschte, seinen Anfang nahm. Dieser Küstenpunkt führt auf den Karten den halb arabischen, halb italienischen Namen Bu-Scala, gewöhnlich Buescala geschrieben, vom arabischen Wort Abu oder Bu, dessen ursprüngliche Bedeutung „Vater“ die figürliche von „Besitzer“ in so vielen ähnlichen Benennungen annimmt, und dem italienischen Scala, d. h. Landungsplatz. Bu-Scala bedeutet also „der mit einem guten Landungsplatz versehene Küstenpunkt.“ Der vollkommen sichere Ankerplatz, welchen das stille Meer nahe bei diesem Küstenpunkt darbietet, führt die Bezeichnung Ferua oder Ferwa, ein Name, der sich bei den arabischen Seefahrern zwischen Dscherba und Tripolis eines beinahe magischen Klanges erfreut, denn bei ihrem Mangel nautischer Kenntnisse kann ihnen begreiflicher Weise nichts erwünschter sein, als mitten auf ihrer Seefahrt eine Zufluchtsstätte zu finden, welche sie der Nothwendigkeit enthebt, beim Sturm das hohe Meer zu halten.

Diese Localität führt jedoch noch einen dritten Namen, und an dessen Bedeutung knüpfte sich die von mir gefaßte

und vom schlauen Rayyss mir bereits in Dscherba, als ein Köder, welcher mich zum Mitfahren bestimmen sollte, vorgehaltene Hoffnung, hier schon die unsichere Seefahrt gegen die Landreise vertauschen zu können. Dieser Name lautet Scala Bordsch (gewöhnlich in dialectischer Verderbtheit Scala Bridsch ausgesprochen) und deutet an, daß an diesem Landungsplatz eine Festung oder ein Fort (Bordsch) befindlich sei. War nun in Bu-Scala ein Fort, so hatte dieses auch wahrscheinlich eine Besatzung, und diese Besatzung, die nur aus Truppen des Pascha von Tripolis bestehen konnte, mußte Mittel und Wege besitzen, einem Reisenden das Weiterkommen bis nach letzterer Stadt möglich zu machen. Wenn man den Rayyss in Dscherba sprechen hörte, so war diese Sache die einfachste von der Welt; die Soldaten des Fort, behauptete er, würden mich nach meiner Landung, die ohne Schwierigkeit in der kleinen Ruderbarke vor sich gehen könne, mit offenen Armen aufnehmen, besonders da ich einen officiellen Empfehlungsbrief an ihren in Sauya residirenden Oberst besaß, und alle Schrecken des Wegs zwischen Scala Bordsch und Soâra sollten für mich gar nicht vorhanden sein. Je mehr wir uns aber der besagten Station näherten, um so auffallender veränderte sich die Redeweise des Rayyss. Das Fort, so hieß es jetzt (und diese Behauptung wurde von einigen Mitreisenden aus Soâra bestätigt und stellte sich auch schließlich als die richtige heraus), sei ganz verlassen, die Landung noch zudem mit großen Schwierigkeiten verbunden, da der Schooner der Untiefen wegen fünf Seemeilen von der Küste ankern müsse und die kleine Ruderbarke bei dem steten Sturm nicht seefähig sei.

Dennoch war meine Hoffnung, hier an's Land steigen zu können, noch nicht ganz gewichen, als wir am Abend des 3. März 1869, nach einer zwölfstündigen höchst stürmischen Fahrt von Dschardschyss aus in dem sicheren Fahrwasser von

Ferwa oder Bu-Scala anlangten. Hier, so will es eine uralte Tradition arabischer Seefahrer, pflegt jedes Schiff, wenn es am Abend ankommt, die Nacht zuzubringen, um dann, sollte der Wind günstig und zugleich nicht zu stark sein (denn vor einer „frischen Brise" fürchten sich diese schlechten Seeleute entsetzlich), erst am andern Morgen sich den Gefahren des „hohen Meeres" preiszugeben, sollte aber nur im Geringsten eine Abweichung des Windes von der schnurstracks zum Ziele führenden Richtung stattfinden, oder sollte die Luftströmung zwar günstig, aber doch nach hiesigen Begriffen zu heftig sein, so muß sich der Passagier resigniren, einen, zwei, oft viele Tage in diesem zwar gefahrlosen, aber, da jede Landung unmöglich ist, entsetzlich langweiligen Ankerplatz auszuharren. Dieß sollte auch mein Loos für einen Zeitraum von drei Nächten und zwei Tagen sein, eine Zeit, die ich für die am Zwecklosesten vergeudete meines ganzen Reiselebens erachten muß, denn trotz der Sicherheit des Ankerplatzes, war doch das Meer zu unruhig, um irgend eine nützliche Beschäftigung zu gestatten.

Gleich am Abend unsrer Ankunft stellte sich ein heftiger Westwind, der günstigste von allen Winden, um nach Tripolis zu segeln, ein, der aber leider vom Rayyss für einen Sturm erklärt wurde, welcher es nöthig mache, sein Ende in Ferwa abzuwarten. Dieser sogenannte Sturm dauerte etwa 24 Stunden. Da lagen wir im Angesicht der Küste, einer flachen Linie niederer Dämme ohne irgend welchen Baumwuchs und ohne jegliches Anzeichen einer Belebung durch Menschen; der einzige Gegenstand, der in diese Monotonie einige Abwechslung brachte, war eine weißliche, viereckige Baumasse, die ich in einer Entfernung von etwa 5 Seemeilen (zu 60 auf den Breitegrad) vom Schooner aus am Strande unterscheiden konnte. Diese Baumasse bildete das vielersehnte Fort, welches mir der Rayyss in Dscherba als ein verlockendes Asyl vor

den Leiden und Gefahren der Schoonerfahrt vorgehalten hatte. Auch jetzt noch versprach der Capitän, so wie der Sturm sich gelegt haben würde, mit mir nach dem Fort zu rudern, um dort den wahren Zustand der Dinge, ob nämlich das Bordsch garnisonirt und ob ein Weiterkommen zu Lande von dort möglich sei, zu ermitteln. Aber leider legte sich der Sturm erst bei eintretender Dunkelheit und dieß gab dem Rayyß die beste Entschuldigung, die Ausführung seines Versprechens mit dem üblichen „Rhodua insch' Allah" (Morgen, wenn es Gott gefällt) auf die lange Bank hinaus zu schieben.

Als der Sturm vorbei war, ließ der Rayyſſ den einen der beiden Anker, die er in seiner Herzensangst geworfen hatte, lichten und stellte nun ohne Weiteres, seines Versprechens uneingedenk, für morgen die Abfahrt nach Tripolis in Aussicht. Aber wieder spielte ihm Aeolus einen schlimmen Streich. Kaum war eine Stunde vergangen, als von Neuem ein starkes Gebrause des sich abermals sehr heftig erhebenden Westwindes und bald darauf die durcheinanderklingenden Rufe der Matrosen „Fortuna und Burrasca" (diese italienischen Seemannsausdrücke für Sturm sind den hiesigen arabischen Schiffern geläufig) mein Ohr trafen. Wenige Minuten später rasselte abermals der zweite Anker hernieder und wir waren nun für 24 weitere Stunden, die der Sturm dauerte, von Neuem fest.

Endlich am Abend des 5. März ließ der Rayyſſ nochmals den einen Anker lichten und ich ging mit der Hoffnung zu Bett, am nächsten Morgen die Küste bei Ferwa betreten zu können. Als ich aber um Tagesanbruch erwachte, da sagte mir gleich die ungewöhnlich schaukelnde Bewegung des Schiffes, daß wir uns nicht mehr in dem „stillen Meer" befinden könnten. In der That waren wir gegen 4 Uhr Morgens unter Segel gegangen. Vom Fort und dem Landen bei demselben war nun natürlich keine Rede mehr, denn ein=

12*

mal im hohen Meer, konnte an eine Rückkehr nach Bu Scala bei dem starken Westwind nicht gedacht werden. So mußte ich mich denn resigniren, das Ungewisse einer Seefahrt im hohen Meer auf einem so seeuntüchtigen Fahrzeug zu ertragen. Der Westwind war in der That so stark, daß der Rayyß, hätte derselbe bei unsrer Abfahrt ebenso heftig geweht, ihn unzweifelhaft wieder für einen Sturm erklärt und sein Ende in Ferwa abgewartet haben würde. Aber einmal lancirt, blieb dem Schooner nichts andres übrig, als entweder in tausend Stücke zu zerschellen (was mir allerdings das Wahrscheinlichste schien) oder die Fahrt bis nach Tripolis fortzusetzen und mit der Landung daselbst zu beenden. Das kleine Fahrzeug machte in der That so kühne Evolutionen, daß ich jeden Augenblick den Moment voraussah, wenn es sich mit der Spitze nach unten in die Tiefen des Meeres versenken würde. Zudem war meine eigene Lage in der sogenannten Cameretta (wieder ein italienisches, den Arabern geläufiges Wort), das heißt in einem auf dem Verdeck erbauten Holzkästchen, eine keineswegs ungefährliche, denn die Wogen drohten jeden Augenblick das gebrechliche Kästchen vom Deck zu waschen, und jedenfalls eine sehr nasse, denn die Cameretta machte gar keine Ansprüche auf Wasserdichtheit, andrer Qualen, die ein bewegtes Meer dem empfindlichen Magen zu bereiten pflegt, gar nicht zu gedenken. Wurde mir so ein Maaß des Schwingens und Schaukelns zu Theil, wie man es auf größeren Fahrzeugen, auf Dampfschiffen namentlich, wohl niemals empfindet, so schien doch zum Glück der Schooner in andrer Beziehung heute in ein Dampfschiff verwandelt. Denn er flog mit einer Geschwindigkeit von 8—9 Seemeilen in der Stunde vorwärts, eine Schnelligkeit, gegen welche diejenige der Regierungsdampfer des Bey von Tunis ein wahrer Schneckengang war, und welche bewirkte, daß wir schon gegen 11 Uhr Morgens zu meiner unaussprechlichen

Ueberraschung, denn ich hatte mich auf eine sehr lange Fahrt gefaßt gemacht, in Sicht von Tripolis anlangten und zwar ohne vorher irgend etwas von der Küste, der wir doch parallel liefen, gesehen zu haben.

Ein lieblicher Palmenstrand, von dichten Hainen dieser schönsten Kinder des Pflanzenreichs bedeckt, sehr verschieden von den weitspurigen Pflanzungen Dscherba's, lächelte uns entgegen und ihm zur Seite streckte sich die reinliche, weiße kleine Stadt auf ihrem steinigen Vorgebirge in's Meer hinaus. Zwischen diesem Palmenstrand und der Stadt dehnte sich landeinwärts ein halbmondförmiger Busen, durch eine nur hie und da unterbrochene Reihe von Klippen und Untiefen vom hohen Meere getrennt. Dieser Busen war die Rhede von Tripolis, die höchst uneigentlich von einigen Reisenden „Hafen" genannt worden ist. Es wäre freilich nicht übertrieben schwer, sie in einen guten Hafen zu verwandeln, wollte man auf der besagten Reihe von Klippen und Untiefen einen Molo errichten und die Einfahrt, welche jetzt nur dem erfahrensten Seemann kenntlich ist, durch Signale und Leuchtthürme bezeichnen. Wie aber die Rhede gegenwärtig beschaffen ist, so hat sie nichts mit einem Hafen gemein, als die scheinbare Aehnlichkeit des Trugbildes eines solchen. In Wirklichkeit befinden sich die Schiffe bei allen Winden, außer bei dem Qably (dem Wüstenwind), der als Landwind das Meer an der Küste ruhig läßt, sollten dieselben mit vermehrter Sturmesgewalt auftreten, keineswegs in Sicherheit. Wenigstens wurde mir von den erfahrensten Bewohnern von Tripolis sowohl, wie von verschiedenen zwischen hier und Malta segelnden Schiffscapitänen allgemein die Unsicherheit der Rhede von Tripolis bestätigt, eine Unsicherheit, welche darum der Bestätigung zu bedürfen scheint, weil einige der berühmtesten Reisenden, welche freilich diese Stadt und ihren Ankerplatz nur durch einen ephemeren Aufenthalt kennen lernten, z. B.

Barth und der Engländer Beechey, der Verfasser des bekannten Reisewerks über die große Syrte und Cyrene, das Gegentheil behaupten. Wenn letzterer aussagt: „The harbour is formed by a long reef of rocks running out into the sea in a northeasterly direction, and by other reefs at some distance to the eastward of these, all of which make together a very good shelter“, und wenn ersterer behauptet: „Der Hafen auf der Ostseite ist schon gegenwärtig, wenn auch klein, so doch sowohl vor jedem Winde sicher, als auch u. s. w.“, so können wir uns über solche durchaus unrichtige Angaben bei zwei sonst so zuverlässigen Reisenden nur wundern und erhalten eine neue Bestätigung für den schon oben einmal ausgesprochenen Satz, wie leicht es sei, daß selbst die trefflichsten und gewissenhaftesten Berichterstatter sich täuschen, wenn ihren Berichten nicht die Erfahrung eines längeren Aufenthaltes zu Grunde liegt.

Dieser sogenannte Hafen lag zwar nun vor uns, aber es war, wenigstens für meinen mit der Localität unvertrauten Blick, schlechterdings nicht abzusehen, wie der Schooner hineinkommen konnte. Das vom Sturm aufgepeitschte Meer bildete an der Klippenreihe, welche die Rhede begränzt, eine dicke Linie weißen Schaumes, die hinlänglich die Gefahren der Untiefe verrieth, und diese Linie zeigte kaum eine Unterbrechung. Dennoch war eine solche Unterbrechung vorhanden und unserm Raypss wohlbekannt, aber an so gefährlicher Stelle, nämlich grade zur Seite eines der abschüssigsten Felsenriffe gelegen, daß bei dem unruhigen Wetter entweder große Geschicklichkeit oder großes Glück dazu gehörte, um durch sie in den Ankerplatz einzudringen. Die Geschicklichkeit fehlte freilich unserm Capitän gänzlich, denn wohl viermal machte er einen fruchtlosen Versuch, neben dem gefährlichen Riff vorbeizusegeln, aber jedesmal trieb ihn der heftige Westwind grade auf den Fels zu, so daß er schnell die Segel streichen

und wieder rückwärts steuern mußte. Jedoch sein Glück bewahrte ihn nicht nur jedesmal vor dem Scheitern auf der Klippe, sondern gestattete ihm auch das fünfte Mal wirklich die gefährliche Stelle hinter sich zu bringen. Wir befanden uns aber bei diesem Manöver so nahe an dem Felsen, daß ich einen Papierball auf ihn werfen konnte.

Endlich aber waren wir geborgen, denn wie unsicher die Rhede von Tripolis auch sein mag, so zeigte sich der Sturm doch nicht von der Heftigkeit, um den Schiffen in derselben ernstliche Gefahren zu bereiten. Zudem kam er von Westen, das heißt von derjenigen Himmelsrichtung, auf welcher der Ankerplatz in dem von dem Sanitätsgebäude sich in's Meer erstreckenden befestigten Steindamm einen Schutz besitzt, der nur bei ausnahmsweisen Stürmen unzureichend gefunden wird.

Da der kleine Schooner seine kühnen Evolutionen, selbst nachdem er vor Anker gegangen war, noch fortsetzen zu wollen schien, so benutzte ich mit Freuden die erste beste Gelegenheit, um an's Land zu steigen. Dieselbe wurde mir durch den Rayyß geliefert, welcher sich nach dem Quarantänegebäude begab, um dort seine Papiere untersuchen und sich Pratica geben zu lassen. Wir landeten auf einem von allen Seiten vom Meer umspülten Steindamm, welcher direct zu demjenigen Theile des Gebäudes führte, der durch ein trennendes Holzgitter vom übrigen abgetrennt, noch außerhalb der freien Pratica liegt. Hier befanden wir uns also gleichsam noch in Quarantäne und obgleich eine solche im Augenblick nicht bestand, so wurden wir doch mit dem ganzen ominösen Formenwesen, das an Pest und Cholera erinnert, empfangen.

Ein alter, arabisch redender Italiener, der zweite Sanitätsagent, begrüßte den Rayyß hinter dem Holzgitter mit der ganzen Suade orientalischer Höflichkeitsphrasen, erkundigte sich pflichtgemäß nach den Waaren und Passagieren,

die er mitbrachte, und verlangte dann Einsicht in die Patenta, d. h. den Sanitätsschein vom letzten Ankerplatz. Als der Capitän diesen hinhielt, producirte der Agent, hierin viel strenger den Vorschriften der Quarantäneaufseher folgend, als irgend ein Sanitätsbeamter in der Regentschaft Tunis, ein langes Paar eiserner Zangen, mit denen er das verdächtige Papier, welches vielleicht Pest und Cholera enthalten konnte, in Empfang nahm. Soweit war Alles consequent nach den strengsten Quarantänevorschriften. Als aber nun der Agent die Zange nebst dem Papier auf seinen Schreibtisch legte, um letzteres bequemer studiren zu können, da wurde mir das Comödienhafte dieser sogenannten Vorsichtsmaßregeln in gesunden Zeiten recht deutlich, denn nach den Quarantäneregeln war nun sein Tisch (ja wahrscheinlich er selbst) angesteckt und mußte, hätte sich das Papier als „schmutzig" erwiesen, gleichfalls in Quarantäne kommen. Wozu also jenes vorsichtige Ergreifen der Patenta mit der Zange, wenn dieselbe doch auf den Tisch gelegt werden sollte? Zum Glück erwies sich aber die Patenta nicht als „schmutzig" und nach einem verdächtigen Blick auf mich, ob ich auch nichts Pestartiges an mir habe, und einigen Fragen über mein „Wer und Woher", ließ der Agent das Gitter öffnen und wir befanden uns nun erst wirklich in Tripolis.

Damit war mir jedoch wenig geholfen, denn einmal befand sich mein sämmtliches Gepäck, unter Anderm auch meine Empfehlungsbriefe noch an Bord, und ohne letztere wußte ich nicht, wo ich mein Haupt hinlegen sollte, denn bei einem gänzlichen Mangel an Gasthöfen in Tripolis ist der Fremde daselbst auf die Gastfreundschaft der Consuln angewiesen, die er natürlich nicht ohne einen Ausweis beanspruchen kann. Zum Glück giebt es jedoch noch Menschen in diesem wenig von Reisenden besuchten Winkel der Erde, welche einem auf ein sogenanntes ehrliches Gesicht hin trauen. So ging es mir

wenigstens, als ich mich zu dem österreichischen Consul, Herrn Rossi, führen ließ, von dessen Familie ich, obgleich ein völlig Unbekannter, sehr freundlich aufgenommen wurde. Bald erschien auch der Consul selbst und kündigte mir an, daß er schon seit Monaten ein eigenes Haus für mich gemiethet habe, und so hatte sich meine von Tunis aus gebrauchte Vorsichtsmaßregel, wegen Wohnung durch das Consulat nach Tripolis schreiben zu lassen, als zweckmäßig erwiesen. Ein ganzes Haus war freilich des Guten zu viel, aber anders lassen sich einmal die Dinge in diesem gasthoflosen Ort, wo Chambres garnies ein ungeahnter Artikel sind, und wo selbst die auswärtigen Kaufleute, welche diesen Platz alljährlich nur auf einen Monat besuchen, eigne Häuser haben müssen, nicht bewerkstelligen.

Das von mir zu bewohnende Haus hatte soeben einer in den Annalen der Afrikareisenden Bedeutung verdienenden Bestimmung gedient. Es war nämlich noch vor wenigen Wochen der Wohnort zweier Reisenden gewesen, von denen der eine, Gerhard Rohlfs, der langjährige Erforscher des Sudân, den andern, Dr. Nachtigall, nach denselben Binnenländern von Afrika ausgerüstet und ihn an die Spitze der die Geschenke des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu überbringenden Expedition gestellt hatte, deren Führung bis jetzt nur einem einheimischen Leiter, dem erfahrenen Gatruni, ehemaligem Dragoman Barth's, übertragen war. Durch die großartigen Vorbereitungen zu dieser Gesandtschaftsreise, sowie durch die bedeutenden Persönlichkeiten der beiden Reisenden selbst, hatte sich das Prästigium der Deutschen in Tripolis in nicht geringem Grade gehoben und ich beobachtete mit Freuden einen unserer Nationalität günstigen Umschlag in der öffentlichen Meinung dieses Landes, sehr verschieden vor der verhältnißmäßig geringen Achtung, in der wir früher hier standen. Denn wenn auch frühere berühmte Reisende, wie Barth, Vogel, Overweg, unsrer Nation angehörten, so wurde

doch letzterer ein Theil der Ehre, welche ihr kühnes Unternehmen verdiente, dadurch entfremdet, daß sie im Dienste einer andern Regierung, der englischen, reisten. Mit Freuden begrüßte ich daher diesen veränderten Zustand der Dinge, der in der Thatsache seinen Ausdruck findet, daß selbst im fernen Afrika die Wahrheit des Satzes, daß Deutschland endlich einmal auf eignen Füßen steht und sich nicht mehr von Fremden in's Schlepptau nehmen zu lassen braucht, Anerkennung gefunden hat.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Tripolis, die Stadt.

Günstiger Eindruck der Stadt. — Aeltere ungünstige Berichte. — Oestlicher und westlicher Moscheenstyl. — Ehemalige und jetzige Topographie der Stadt. — Oasen-Natur. — Bevölkerungszahl. — Oeffentliche Plätze. — Straßen. — Regierungspalast. — Ein seltsamer Garten. — Der türkische Basar. — Handelsvorurtheile. — Ehrlichkeit türkischer Kaufleute. — Kaffeehäuser. — Fonduq's. — Ihr buntes Waarenchaos. — Basar der Seidenwirker. — Privathäuser. — Inneres der Gebäude. — Kunstverzierungen. — Der jüdische Basar. — Verrufenes Stadtviertel. — Die Judenstadt. — Das Malteser-Viertel. — Schilfhütten mitten in der Stadt. — Moscheen. — Unbedeutendheit der arabischen und Größe der türkischen. — Grabkapellen. — Schulen. — Straßenbeleuchtung. — Artesische Brunnen. — Alterthümer. — Der römische Triumphbogen. — Das antike Oea. — Entstehung des Namens Tripolis. — Anwendung desselben auf die Stadt.

Bei meiner Ankunft in Tripolis erhielt ich ungefähr einen ähnlichen Eindruck, wie ihn Jemand empfangen würde, welcher nach allen ihm gemachten Schilderungen von einer Gegend, sich dieselbe als eine Sandwüste vorgestellt hätte, und bei seiner Ankunft in derselben zu seiner Ueberraschung statt der Wüste einen blühenden Garten anträfe. Denn (wenn anders wir nicht annehmen wollen, daß die früheren Schilderungen dieser Stadt falsch waren), so können wir nicht läugnen, daß sich Tripolis im Laufe der Zeiten durchaus und zwar zu seinem Vortheil verändert hat. Diese früheren Beschreibungen sind in der That nichts weniger als vortheilhaft. Gehen wir zum Beispiel nur um ein Jahrhundert zurück und lesen wir den Bericht, welchen der Franzose La Condamine im Jahre 1731 von dieser Hauptstadt giebt:

„A mesure qu'on approche de Tripoli, il enlaidit à vue d'oeil, et quand on est dedans, c'est encore pis. Les rues sont dépavées ou ne l'ont jamais été (sic); elles sont pleines de platras et de décombres et le peu que j'ai vu de la ville paraît se ressentir beaucoup de nos bombardements. La ville ressemble à un grand village ruiné" u. s. w. Nicht vortheilhafter erweisen sich die Beschreibungen, welche uns die Engländer Lyon (1820) und Beechy (1828) aus dem Anfang unsres Jahrhunderts über Tripolis hinterlassen haben:

„Indeed, so sagt Beechy (Proceedings of the expedition on the North. coast of Africa etc. London 1828) if we consider the actual state of Tripoly, we might be authorized, perhaps, in disputing its claims to be ranked as a city at all; and they who are unaccustomed to Mahometan negligence, might imagine that they had wandered to some deserted and ruinous part of the town when in reality they are traversing the most admired streets of a populous and fashionable quarter.

Selbst noch in dem Jahre 1846 schildert uns der berühmte Reisende Barth einen keineswegs günstigen Eindruck von dieser Stadt, indem er von ihr schreibt (Wanderungen am Mittelmeer S. 291):

„Einige Stunden Aufenthalt innerhalb der Stadt hatten bald den lieblichen Eindruck verscheucht, den von fern die weißen Zinnen ihrer hohen, durch Bastionen vertheidigten Mauern und die durch lang herabhängende Zweige schlanker Palmen hindurchschimmernden Minarets auf mich gemacht hatten."

Wenn wir diese Beschreibungen mit dem jetzigen Aussehen der Stadt vergleichen, so können wir den gegenwärtigen Bewohnern derselben nur Glück wünschen, daß sich ihre Heimath so durchaus verändert, und daß Barth's Behauptung:

„Unläugbar aber verfällt auch Tarâbolus (richtiger müßte er den arabischen Namen so schreiben: Ṭarâboloss) stets mehr und mehr,“ sich nicht bestätigt hat.

Alle Reisenden bestätigen freilich den freundlichen Eindruck, welchen Tripolis von Außen, namentlich vom Meere gesehen, gewährt. Die reinlichen weißen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Thürmchen, die unregelmäßige malerische Masse des Schlosses zur Linken und die in's Meer auf einer Felszunge vorspringenden Forts zur Rechten, dazwischen die theils europäisch, theils maurisch angelegten, aber alle in ächt arabischen Dachterrassen ihren oberen Abschluß findenden Häuser, überragt von den luftigen Kuppeln und den schlanken säulenartigen Minarets der Moscheen, Sauya's und Medresse's, dieß Alles bildet ein Ganzes, das von einer afrikanischen Sonne belächelt, auf der tiefblauen Fläche des Mittelmeeres sich spiegelnd, gewiß einen so reizenden Anblick gewährt, wie wenige Küstenstädte Nordafrika's. Wenn ich von schlanken säulenartigen Minarets rede, so will ich damit keineswegs eine jener oberflächlichen Allgemeinheiten ausdrücken, wie man sie wohl bei weniger specialisirenden Reisebeschreibungen findet, sondern diese Bezeichnung mit vollem Bewußtsein gebraucht haben, und zwar, um durch dieselbe die Minarets von Tripolis von denjenigen des übrigen Maghreb (Nordwesten von Afrika) scharf zu unterscheiden, denn letztere, die man vielleicht schlank, aber gewiß nicht säulenartig nennen kann, gehören einem ganz andern Baustyl an, als die tripolitanischen. Denjenigen Baustyl nämlich, welchen wir von Marokko bis nach Tunis, ja bis nach Ssussa und Ssfâqess bei allen religiösen Gebäuden vorherrschend finden, vermissen wir an den größeren Moscheen von Tripolis gänzlich. An die Stelle des ohne Zweifel sehr künstlerisch entwickelten Styles der Minarete des Maghrebs, dessen uns Europäern bekanntestes Beispiel die von den spanischen Mauren erbaute, jetzt in einen Glockenthurm verwandelte

Giralda von Sevilla bildet, tritt hier der eigentlich orientalische, die säulenartige Form der Gebetesthürme auf, ein Styl, welcher, wenn er auch eine weniger künstlerische Ausschmückung der Außenwände und des oberen Abschlusses der Baute mit sich bringt (denn die Außenwände dieser orientalischen Minarets sind fast durchgängig kahl, weiß angestrichen und glatt), so doch durch die graciöse, schlanke, mastbaumartige Gestalt der schmalen Rundthürme selbst, einigermaßen für den Mangel jener mannichfachen und geschmackvollen Verzierungen entschädigt, welche den fast ausschließlichen Vorzug der Minarete des Maghreb ausmachen. Wenn auch der Anblick letzterer, aus der Nähe gesehen, einen höheren künstlerischen Genuß zu gewähren im Stande ist, so bieten sich doch die mastbaumartigen orientalischen Minarets aus der Ferne malerischer dar. Das Malerische dieser Form wird noch erhöht durch den bei allen Minareten von Tripolis sich findenden spitzen Abschluß, welcher, indem er jene Plumpheit, welche ein abgestumpftes Dach so vielen ähnlichen Bauten des Orients verleiht, in geschmackvoller Weise verbessert, dennoch nicht in das entgegengesetzte Extrem verfällt, zu länglich und zu eng zugespitzt zu erscheinen und somit nicht jenen Vorwurf auf sich laden kann, welchen Goethe unsern deutschen spitzen Kirchthürmen machte.

Dieser erfreuliche Eindruck, welchen die Stadt auf den in ihre Rhede Einsegelnden hervorbringt, wird glücklicherweise nicht durch ein Betreten derselben verscheucht, eine im Orient vielleicht einzige Erscheinung, denn in diesem Land der übertünchten Gräber gewöhnt man sich, hinter der glänzenden Schale stets einen verfaulten Kern zu suchen. Ehe der Ankömmling durch das Bâb el Bahr (das Seethor) seinen Einzug hält, erfreut ihn das reinliche Aussehen der Marinegebäude, der auf der Felszunge in's Meer vorspringenden Festungswerke und Forts, des sauberen netten Thores selbst, der zu seiner Linken gelegenen Handelsgewölbe und das bunte

Leben, welches in und vor dem dem Landungsplatze grade gegenüber gelegenen, großen türkischen Kaffeehause herrscht, auf dessen Bänken Angehörige aller seefahrenden Völker des Mittelmeers unter den wohlthuenden Strahlen einer afrikanischen Sonne, gemäßigt durch die frische Seebrise, ihre Siesta feiern. Wendet er freilich seine Schritte auf den großen Steindamm, welcher am Fuße der östlichen Stadtmauer das Meer begränzt, zur Rechten, da erfährt er eine Enttäuschung, die einzige übrigens, die ihm hier zu Theil wird. Denn am Ende dieses Steindammes, in der nordöstlichen Ecke von Tripolis, betrübt ihn der Anblick einer kolossalen Ruinenmasse, deren außerordentlich solide Mauern nur durch eine ungewöhnliche Zerstörungskraft in jenes Chaos wilddurcheinandergewürfelter Fragmente verwandelt werden konnten, als welche sie heute erscheinen. Diese Zerstörungskraft war die Explosion einiger 200 Pulverfässer, welche in dem nun eine Ruine bildenden Gebäude, noch vor fünf Jahren eines der stattlichsten Forts von Tripolis, aufbewahrt wurden. Die Erinnerungen an diese Pulverexplosion bilden noch jetzt einen Gesprächsgegenstand, auf welchen die Tripolitaner mit jener Vorliebe, deren sich die Erzählung überstandner Gefahren bei den Geretteten erfreut, gerne zurückkommen.

Ehe wir Tripolis selbst betreten, müssen wir eines seltsamen Mißverständnisses in Bezug auf die ehemalige Topographie der Stadt erwähnen, das so viele frühere Reisende irregeführt zu haben scheint. Dieses Mißverständniß gründet sich hauptsächlich auf eine offenbar unrichtige Aussage in Leo Africanus, daß Tripolis früher mehr nördlich, das heißt an einer Stelle gestanden habe, die jetzt vom Meere bedeckt ist und daß man noch zu seiner Zeit auf dem Meeresgrunde Reste alter Bauten unterscheiden konnte. Schon Beechy hat übrigens darauf aufmerksam gemacht, daß die Stadt, wenn überhaupt, sich unmöglich weiter als bis zu den heutigen Forts

ausdehnen konnte, da gleich nach diesen das Meer eine so bedeutende Tiefe zeige, welche jener Ansicht widerspreche. Möglich, daß die antike Vorgängerin von Tripolis sich bis zu der von den besagten Festungswerken jetzt eingenommenen Stelle ausdehnte. Von dieser spricht aber Leo nicht, sondern von der arabischen Stadt, welche auf ihren Trümmern entstanden war. Daß aber diese sich nicht viel weiter meerwärts, als die jetzige, hinziehen konnte, zeigt das Vorhandensein der deutlich nachweisbaren Fragmente der alten Stadtmauer auf dieser Seite, welche dicht am Fuße der modernen liegen. Diese alte Stadtmauer des arabischen Tripolis oder Ṭarâboloſſ wurde nach Ibn Chaldûn im Jahre 178 der Ḥidſchra unter Ḥarun er Raſchyd von seinem Statthalter Horthoma ben A'yan erbaut (demselben, der das Schloß von Monaſſtyr oder Miſſtyr errichtete), denn bis dahin war die Stadt auf der Seeseite ohne Mauern geblieben. Da diese Jahreszahl dem Jahre 794 unserer Zeitrechnung entspricht, so liegt zwischen der Erbauung der ersten Seemauer und Leo's Zeit (um 1520) ein Zeitraum von über sieben Jahrhunderten, und wir können deßhalb wohl annehmen, daß Horthoma's Mauer in Leo's Tagen schon in Trümmern lag und daß diese Trümmer es waren, welche dem Afrikaner als die Ruinen des ersten arabischen Ṭarâboloſſ bezeichnet wurden.

Ebenso wenig stichhaltig scheint mir eine andere Behauptung Leo's, derzufolge die Landschaft unmittelbar südlich von Tripolis mehrere Miglien weit vom Meer überfluthet wurde und zwar in einer Zeit, welche der seinigen nicht fern lag. Da man nun aber in den südlich und östlich von Tripolis sich hinstreckenden Palmenpflanzungen der Meschiya überall auf deutliche Spuren römischer Ansiedlungen (ich nenne nur die vielen sehr tiefen Cisternen und die von Colonel Warrington entdeckten Reste einer Nekropole) trifft, so mußte jenes von Leo erwähnte Ueberfluthen des Landes nach der Römerzeit

seinen Anfang genommen haben und da schon seit Jahrhunderten kein Theil südlich von Tripolis mehr vom Meere bedeckt wird, so würde uns Leo's Angabe zu dem Schlusse führen, entweder daß hier das Meer allen Naturgesetzen zum Trotz (denn die Meschiya lag schon zur Römerzeit über der Meeresfläche) ein höher gelegenes Land überfluthet und längere Zeit bedeckt, oder daß dieses Land sich plötzlich gesenkt habe, um sich einige Jahrhunderte später wieder zu erheben. Ein Naturereigniß wie das letztere wäre allerdings nicht ohne Beispiele, aber doch so auffallend, daß nur ein mehrfaches Uebereinstimmen verschiedener beglaubigter Quellen uns berechtigen dürfte, an sein Vorhandensein im einzelnen Falle zu glauben. Leo steht aber in seiner Behauptung ganz vereinzelt da, und er ist bekanntlich keineswegs unfehlbar, sondern berichtet oft nach Hörensagen Fabeln und Traditionen, deren geringe Glaubwürdigkeit in die Augen fällt. Möglich jedoch, daß wir in Leo's Angabe von dem Ueberfluthen einer ganzen großen Landschaft nur eine orientalische Uebertreibung zu sehen haben, welcher ein Minimum von Wahrheit zu Grunde liegt. Denn südöstlich von Tripolis, zwischen dieser Stadt und der Meschiya gelegen, streckt sich eine freilich nur sehr schmale, flache, selbst jetzt nur wenig über der Meeresfläche erhabene Landzunge hin und diese konnte möglicherweise in einer früheren Zeit vom Meere überspült werden, eine Vermuthung, welche durch das Fehlen römischer Reste auf dieser Strecke offen gelassen bleibt. Da die Meeresfluth diese Sandstrecke aber jetzt nicht mehr bedeckt, so hätten wir in ihrem Zurückweichen eine Erscheinung, welche mit Leo's Angabe vom Vordringen des Meeres an dieser Küste, einer Angabe, die Beechy nicht für unberechtigt hält, im auffallendsten Widerspruche stünde. Keineswegs will ich mich übrigens der Ansicht Beechy's im Princip widersetzen, denn ein Vordringen des Meeres, obgleich in viel mäßigerem Verhältniß, als dem von Leo ange-

nommenen, fand unzweifelhaft, wenn auch weder in Tripolis, noch in der Meschiya, so doch auf dem erwähnten, zwischen beiden gelegenen sandigen Landstrich statt und hievon besitzen wir einen deutlichen Beweis in dem noch vorhandenen Fundament eines mittelalterlichen Rundbaues, von Einigen für die Reste einer Windmühle, von Andern für einen Brunnen gehalten, welches nun von den Wellen bespült und oft umgeben wird, aber gewiß einst mitten im Lande lag, eine Ruine, die man nur wenige Schritte vor dem Stadtthore antrifft. Ich glaube jedoch nach dem Obengesagten schließen zu können, daß wir am Sichersten gehen, wenn wir die heutige Topographie der Stadt und Umgebung im Wesentlichen auch als diejenige des ersten arabischen Ṭarâboloſſ festhalten. Von dessen römischer Vorgängerin nehme ich mir vor, später zu reden.

Wenn ich nun, nachdem ich der Lage der Stadt gedacht habe, zu ihrer Beschreibung schreite, so scheint es fast, als ob ich hierzu einer Entschuldigung bedürfte, denn frühere Reisende unsres Jahrhunderts, wie Beechy und Barth, haben es stets für überflüssig erklärt, diese Stadt, welche schon so oft beschrieben worden sei, noch einmal zu schildern. Wenn man aber jene Beschreibungen durchläuft, auf welche uns diese Reisenden in ihren Citaten verweisen, und welche fast sämmtlich aus dem vorigen Jahrhundert stammen, so bekommt man von Tripolis eine Vorstellung, die ohne Zweifel vor hundert Jahren richtig war, die es aber jetzt durchaus nicht mehr ist. Ich habe schon oben einige Citate aus Reiseschriftstellern über den Gesammteindruck von Tripolis, selbst aus unserm Jahrhundert, gegeben und wenn diese schon so wenig der Wirklichkeit entsprechen, wie müssen erst diejenigen aus dem vorigen von ihr abweichen! Alles in der That hat sich hier verändert. Die einheimische Regierung mit ihrem Pomp und Hofstaat, welche uns Tully's und Blaquière's Werke, selbst noch Beechy's Berichte schildern, existirt nicht mehr; die geheim-

nißvollen Gewölbe des Residenzschlosses mit ihren dunklen Gängen, in denen die mit der Haremspolizei betrauten Eunuchen ihr mysteriöses Wesen trieben, sind ihrer Schrecken entkleidet; die berühmte Nuba (eine Art Negermusik), welche jeder Reisende, der einem Pascha der Karamanly-Dynastie aufwartete, schildert, ist verstummt und hat der türkischen Regimentsmusik den Platz geräumt; das ruinenhafte Aussehen der Stadt, der Schutt, die Trümmer und Scherben, welche ihre Straßen füllten, sind verschwunden, zahlreiche neue Gebäude entstanden, selbst die nächtliche Dunkelheit, welche die Straßen nach Sonnenuntergang unsicher machte, ist durch die Beleuchtung derselben verscheucht worden; neue Straßen, ein neues, viertes Thor (alle früheren Reisenden nennen nur drei Thore), endlich eine am Strande gelegene ganz neue Vorstadt mit Kaffeehäusern, Barbierstuben und Basar's, der Durchbruch der chaotischen Masse der Palastgebäude und die Bahnung eines offnen Weges mitten durch diesen einst unzugänglichen Raum, das Entstehen von Kasernen, Hauptwache und andern Wachtposten in dieser unter der einheimischen Dynastie fast garnisonlosen Stadt, die Errichtung eines Uhrthurmes, das durchaus veränderte Aussehen der Ssuqs (Verkaufshallen), neue öffentliche Gebäude und Werke, wie mehrere Schulen, ein allgemeines Schlachthaus, Waschanstalten, artesische Brunnen u. s. w. dürften das heutige Tripolis für Denjenigen fast unkenntlich machen, welcher es nur aus jenen älteren Reisebeschreibungen kennt.

An Größe und Bevölkerungszahl steht Tripolis freilich bedeutend gegen die beiden andern Schwesterhauptstädte der alten Barbareskenstaaten, Algier und Tunis, zurück, ein Umstand, welcher übrigens in der eigenthümlichen geographischen Lage der Stadt seine Erklärung finden dürfte. Algier und Tunis sind Bevölkerungsmittelpunkte mitten im Tell (dem angebauten, alluvialen, für die Produktion von Cerealien

durchaus günstigen Lande) gelegen, von Landschaften umgeben, welche denjenigen der fruchtbarsten Gegenden von Südeuropa an Ergiebigkeit um nichts nachstehen und die selbst heutzutage, trotz der sonst allgemeinen Verödung von Nordafrika, noch von einer verhältnißmäßig bedeutenden Menschenzahl bewohnt werden, die natürlich in jenen Volkscentra den Brennpunkt ihres Verkehrs findet. Tripolis dagegen ist eine Stadt der Sahara, der Sahara freilich nicht in unserm schulgemäßen, sondern in dem arabischen, auch von den Franzosen in Algerien bereits angenommenen Sinne, welcher unter diesem Worte zwar eine Wüste, aber nicht jene ausgedehntere, an Oasen und Brunnen so arme, unfruchtbare Einöde, welche man die „große Wüste" nennt, sondern jene Vorwüste versteht, die an Oasen reich, noch eine Fülle von Bodenerzeugnissen hervorzubringen im Stande ist, und welche in Marokko, Algerien und Tunisien, zwischen Tell und Wüste hingelagert, einen Uebergang von jenem zu dieser vermittelt, in der Regentschaft Tripolis aber, welche keinen Tell hat, unmittelbar an die Meeresküste tritt. Tripolis steht also (von seiner Eigenschaft als Seehafen hier abgesehen) ganz unter denselben ökonomischen und culturgemäßen Bedingungen, wie die Städte des tunisischen Beled el Dscheryd und der algierischen Sahara, wie Qafça, Bisqara und el Aghuat, und dieselben Gründe, welche jene Saharaortschaften innerhalb der Gränzen kleinerer Bevölkerungsmittelpunkte gehalten haben, mußten auch in Tripolis der Entwickelung dieser Stadt zu einer großen im Wege stehen, ein Satz, bei dessen Beurtheilung wir jedoch nie den culturhistorischen Standpunkt außer Augen lassen dürfen, denn dieser ist gegenwärtig ein andrer, als zur Römerzeit, in welcher bekanntlich die großen Städte Oea, Leptis und Sabrata den Ruhm dieser Gegend bildeten. Indessen zur Römerzeit war das Leben in festen Wohnsitzen in dieser Gegend

die Regel; das Nomadenleben bestand zwar, aber es bildete doch eine verhältnißmäßige Ausnahme. Heutzutage dagegen findet grade das Gegentheil statt. Das Nomadenleben kann als der Normalzustand dieser Völkerschaften bezeichnet werden, und da dieses in der Sahara natürlich eine viel dünnere Vertheilung der Bevölkerung mit sich bringt, als im Tell, so müssen auch die Städte, welche inmitten der Oasen ihres Gebiets inselartig zerstreut auftauchen, unter seinem Einflusse leiden.

Die Gesammtbevölkerung von Tripolis möchte ich auf nicht höher als fünfzehn bis achtzehntausend Seelen anschlagen. Diese kleine Bevölkerung wohnt ziemlich eng beisammen, denn Tripolis unterscheidet sich von andern moslimischen Städten, zum Beispiel von Tunis und Algier, auch dadurch, daß seine Häuser nicht innerhalb eines viel zu weiten Mauerkreises mehr oder weniger zerstreut liegen, sondern eine compacte Masse bilden, ja die meisten Bauten der Stadt erscheinen sogar in innigster Weise architektonisch verschlungen, indem viele Straßen von zahlreichen Mauerbogen überwölbt werden, welche ein Haus mit dem gegenüberliegenden verbinden. Dies ist begreiflicherweise mehr in den engeren Gassen der Fall, welche man hier ausschließlich mit dem Ausdruck Sanqa bezeichnet, ein Wort, das die Algierer für jede, große wie kleine, Stadtstraße gebrauchen, während man die größeren Straßen, wenn sie nicht von Kaufläden begränzt werden und von diesen den Namen Ssuq (Basar) erhalten, in Tripolis Schâra (breiter Weg) nennt.

Gleich bei dem Bâb el Baḥr (dem Seethor) öffnen sich vor dem Eintretenden zwei dieser Schâra's, von denen die eine in's Innere der Stadt, die andere dem Meere entlang führt. Letztere, nur auf einer Seite von Häusern, auf der andern von der ziemlich niedern, mit einem Gehwege auf halber Höhe versehenen Seemauer begränzt, zieht sich durch

die ganze Länge von Tripolis bis an den am südöstlichen Ende der Stadt gelegenen Regierungspalast hin. Ihre Häuser, fast alle neu, halbeuropäisch und ziemlich großstädtisch gebaut, dienen meist den wohlhabenderen Europäern, Consuln und Kaufleuten, zum Aufenthalt. Wenige Straßen der Welt besitzen vielleicht eine für die Bewohner angenehmere Lage, als diese, denn sie vereinigt die schönste Aussicht auf das nur wenige Schritte entfernte Meer (ein Vorzug, den überhaupt so wenig Seestädte aufweisen können, da in den meisten der Blick auf's Meer ganz versperrt ist) mit den günstigsten hygienischen Bedingungen, da die Seemauer glücklicherweise nicht hoch genug ist, um zu verhindern, daß im Winter die Sonne, im Sommer die Seebrise, Kälte und Hitze ermäßigen, dazu ihr trefflicher felsiger Straßenboden, der keine Spur von Koth, geschweige denn jene Pfützen aufkommen läßt, welche die Verzweiflung der Bewohner von Tunis bilden. In der Nähe des Palastes mündet diese Straße in einen kleinen Platz, auf welchem sich der vom jetzigen Pascha erbaute Uhrthurm befindet, ein recht graziöses Gebäude, aus drei Stockwerken bestehend, deren unterstes, rings von Glasfenstern umgeben, theils der Bestimmung von Uhrläden, theils zum Aufenthaltsort für müßige Würdenträger, die von dort aus dem bunten Straßenleben zuschauen wollen, dient, und dessen oberer Theil die erste Thurmuhr enthält, womit Tripolis überhaupt jemals und zwar erst vor wenigen Jahren beschenkt worden ist. Dieselbe giebt die Stunden nach türkischer Tagesrechnung, die ähnlich wie die alte italienische mit Sonnenuntergang beginnt, an, und neben ihr hat der praktische Sinn des jetzigen Gouverneurs zwei Tafeln anbringen lassen, auf welchen man das tägliche Datum des moslimischen und des europäischen Kalenders liest. Dergleichen, wenn auch noch so bescheidene Nützlichkeitswerke sind in moslimischen Ländern,

wo so selten etwas zum allgemeinen Nutzen geschieht, immer bemerkenswerth.

Von diesem Platze aus zertheilt sich die Straße in zwei, die in geringer Entfernung parallellaufend zu den beiden nahe bei einander gelegenen südöstlichen Stadtthoren, dem Bâb el Handeq und dem Bâb el Meschiya, führen. Erstere Straße wird auf einer Seite von dem Regierungspalast begränzt, einer großen, unregelmäßigen Baumasse, die zwischen ihr, der Stadtmauer und dem Meere auf einem Felsvorsprung hingelagert, eine eigne kleine abgesonderte Stadt zu bilden scheint. Auf der Seeseite ist der Palast, der unmittelbar an's Meer stößt und nicht wie die Stadt durch eine Straße und Seemauer von ihm getrennt wird, mit Festungsmauern von nicht geringer Dicke und sehr formidablem Aussehen umgeben, die ohne Zweifel in früheren Zeiten eine uneinnehmbare Festung aus ihm machten. Auch die der Stadt zugekehrten beiden Theile dieser Baumasse tragen mehr das Aussehen, als gehörten sie zu einer Festung oder möglicherweise einem Gefängniß, als zu einem Residenzschloß. Treten wir durch das freistehende Thor neben der Hauptwache, westlich von dem Schlosse, auf den luftigen, nach dem Meere hin offnen Platz, welcher, wenn auch nur auf einer Seite vom eigentlichen Palast begränzt, dennoch so zu sagen mitten in der Palaststadt liegt, denn alle Gebäude, die ihn umgeben, bilden Anhängsel zum Residenzschlosse. Die hier sich uns darbietende Façade zeigt viele launige Unregelmäßigkeiten, die uns deutlich die verschiedenen Zeitalter der Entstehung der einzelnen Theile der Baumasse verkünden, welche je nach dem Bedürfniß des Augenblicks von den sich folgenden Fürsten der Karamanly-Dynastie ohne Rücksicht auf Symmetrie errichtet wurden. Gleichwohl glauben wir in diesem Chaos die Façaden von vier verschiedenen, durch Anbau aneinander zwar verbundenen, aber sonst auch gar nicht zusammengehörigen Ge-

bäuden erkennen zu können; das erste, eine thurmartig erscheinende Festung (in Wirklichkeit aber bildet es den Haremsbau) ohne irgendwelche fensterartige Oeffnung nach dem Platze zu; erst seit wenigen Jahren hat der jetzige Pascha auf der Dachterrasse dieses Mauerblockes ein kleines, mit dichtvergitterten Fenstern versehenes Häuschen erbauen lassen, das wie ein in Kirchthurmshöhe schwebendes Gefängniß aussieht und die Bestimmung hat, den Schönen seines Harems zum Aussichtspunkt zu dienen, ohne Gefahr, daß ein profaner männlicher Blick bis zu ihrer hohen Warte und durch alle Gitter und Schleier hindurchdringen könne. Diesem festungsartigen Harem zur Seite dehnt sich eine ganz anders gestaltete Façade aus, die mehrere Stockwerke mit kleinen Fenstern darbietet, einem sich weit in's Innere der Palaststadt erstreckenden Gebäude angehörig, das jetzt zu officiellen Bureaux, Amtswohnungen u. s. w. dient. An dieses stößt dann der eigentliche Residenzbau, in dem der jetzige türkische Pascha wohnt und einst die unabhängigen Karamanly's hausten. Seine Façade zeigt ein phantastisches Durcheinander von großen und kleinen, oft kleinsten, in verschiedener Höhe angebrachten Fenstern, in deren wirrem Gemenge der jetzige Pascha ein einziges großes Riesenfenster hat anbringen lassen, welches seinem Lieblingsgemache zur Oeffnung dient, und von dem aus er täglich zweimal (Nachmittags gegen 4 Uhr und Abends zwei Stunden nach Sonnenuntergang) der auf dem Platze vor ihm spielenden Militärmusik zuhört. An diesen Theil des Schlosses gränzt dann die westliche Façade derjenigen Abtheilung der Palaststadt, welche man die Seefestung nennen könnte und deren Hauptmasse, dem Meere direct zugekehrt, dem Ganzen einen so festungsartigen Anblick gewährt.

Am Fuße dieser in's Meer vorspringenden Festungsmauern konnte ich deutlich die Reste eines mittelalterlichen, möglicherweise schon byzantinischen Gebäudes unterscheiden,

welches wahrscheinlich einer älteren Citadelle von Tripolis angehörte. Ueberhaupt war und ist auch jetzt noch, wenngleich nicht in erwünschter Wohlerhaltenheit, ein dem Meere entlanglaufender Quai auf diesem Platze vorhanden, dessen Bauart auf eine sehr alte Epoche deutet. Ich möchte sogar nicht anstehen, diesen Quai für den theils aus antiken Resten bestehenden und jedenfalls auf antiken Fundamenten ruhenden Nachfolger des alten römischen zu halten, der einst in der Länge der ganzen Stadt bis zur Zeit der Erbauung der Seemauer hinlief, von dem sich aber jetzt nur ein Stück auf dieser nicht von der mittetalterlichen Seemauer begränzten Strecke erhalten hat, während er sonst überall bei Erbauung letzteren Werkes, zu dem seine Steine dienen mußten, hinweggeräumt wurde.

Ein Theil, freilich nur ein sehr kleiner Theil dieses Platzes, ist als ein Garten angelegt (und heißt der Garten des Pascha), wenigstens wurde mir versichert, daß er einen solchen vorstellen solle, er trug aber ein höchst eigenthümliches und sehr von unsern Begriffen von einem Garten abweichendes Aussehen. Die Türken sind bekanntlich große Blumenliebhaber, aber, großer Gott! welche seltsame Ideen machen sie sich über die Schönheit eines Gartens. Ihr Geschmack ist schnurstracks dem unsern entgegengesetzt, der schon längst mit dem Eckigen und Gekünstelten der Gärten à la Louis XIV. gebrochen hat, er hält vielmehr die größte Symmetrie für die höchste Schönheit. So waren auch in diesem Blumenfelde alle Pflanzen in Reih und Glied, übrigens so weitspurig angebracht, daß man mehr Erde als Grün sah. Das Seltsamste waren jedoch die Wege, viel zu breit für den kleinen Garten, von steinernen Brüstungen eingefaßt und mit dicken, großen, scharfen Chausseesteinen, die schuhhoch aufgeschichtet waren, dichtbestreut, eine Vorsichtsmaßregel, wie ich vermuthe, gegen solche kühne Menschen, welchen es in

den Sinn kommen könnte, daß ein Garten zum Spazierengehen da sei. Dennoch wurde dieses Unding von einem Garten gepflegt und gehegt, jedes Grashälmchen sorgfältig ausgerissen, die spärlichen Blumen begossen, aber ja keine neuen gepflanzt, denn die Sorge des Gärtners war offenbar mehr auf Vermehrung der Chausseesteine als Pflegen der Blumen bedacht.

Was nun endlich das Innere des Palastes betrifft, so habe ich zwar nicht alle seine Räumlichkeiten betreten, aber nach dem, was ich davon sah, scheint es mir keineswegs bemerkenswerth. Es bildet ein chaotisch verschlungenes Winkelwerk von Gängen, Gewölben, kleinen und größeren inneren Höfen, Passagen, Gallerien und Treppen, in welchem man erstaunt ist, eine für den Umfang der Baute verhältnißmäßig nur geringe Anzahl von Gemächern und Sälen zu finden. An Marmor und Stukkverzierungen herrscht ein auffallender Mangel, dagegen erscheinen jene glasirten Fließe, welche in gutem Arabisch Solaydsch und hier in dialectischer Verderbtheit Selys genannt werden, in desto größerer Menge vorhanden. Ganze Wände sind mit diesen zur Wanddecoration so geeigneten Tafeln und Täfelchen bedeckt, deren einzelne, und zwar grade diejenigen, welche das schönste Farbenspiel und die geschmackvollsten Dessins darboten, wie mir schien, noch aus jener Zeit stammten, als die Fabrication der Solaydsch unter den Völkerschaften des Maghreb blühte, jene ächt maurische Fabrication, welche die Spanier (deren Bezeichnung für diese Gegenstände „Azulejos" von As Solaydsch, spanisch Az Zulej geschrieben, durchaus arabisch ist) bekanntlich von den andalusischen Mauren entlehnten und die dann später nach Italien verpflanzt wurde, von wo heutzutage die Nordafrikaner alle ihre glasirten Fließe beziehen.

Kehren wir zu dem außerhalb der Palaststadt gelegenen Uhrthurmplatz zurück, so finden wir außer den zwei beschriebenen, noch drei andere Straßen von ihm auslaufend,

die eine el Chordadschiyâ genannt, die zum Bâb el Meschiya führt und auf welcher außer zwei Ladenreihen, noch eine Menge Verkaufsplätze im Freien befindlich sind, wo man von Gemüsen bis zu arabischen Pantoffeln fast jeden der hier gangbarsten Handelsartikel finden kann. An diesen Verkehrsweg gränzt auch die große Hauptmoschee von Tripolis, die einen Eingang von der Straße, den andern von einem gewölbten Basar, der in letztere ausmündet, hat. Dieser Basar, Ssuq er Robâ' (gewöhnlich Suq urba ausgesprochen), besitzt einige fünfzig Buden von Händlern, unter denen die fleißigen Dscherâba (Bewohner der Insel Dscherba) die hervorragendste Stelle einnehmen und alle jene malerischen und bunten Gegenstände feilbieten, welche zum arabischen Costüm gehören. Die andere Straße führt parallel mit der Küste und der Seestraße, der ersten, von der wir ausgegangen sind, und die dritte, eine gewölbte Verbindungshalle, in die eigentliche Basarstraße von Tripolis. Letztere, an ihrem östlichen Ende Ssuq eṭ Ṭuarsy (Basar der Schneider), in der Mitte Ssuq eṭ Ṭurk (türkischer Basar) genannt, nimmt in ihren westlichen Ausläufern noch verschiedene andere, theils leicht erklärbare Namen, wie z. B. Sanqat el Ḥammâm (Straße der Bäder), theils aber auch anscheinend aus der Luft gegriffene Bezeichnungen, wie zum Beispiel Sanqat el Ḥamry (Straße der schwarzen Corallen) an, die nur durch die Tradition ein Verständniß gewinnen.

Der wichtigste und längste Theil der Basarstraße ist jedoch der Ssuq eṭ Ṭurk, der hier, ungleich dem tunisischen ebensobenannten, in welchem die Juden die Türken gänzlich verdrängt haben, wirklich noch fast ausschließlich von Angehörigen letzterer Nation eingenommen wird. Dieser Basar bietet noch einen Abglanz jenes einst im ganzen Orient so lebhaften Handelslebens, das in seiner Buntheit und Originalität so viele interessante Erscheinungen aufweist. Eine

scrupulöse Reinlichkeit des trefflichen, aus großen Sandsteinplatten gebildeten Straßenpflasters erfreut gleich zu allererst den Blick des Besuchers des Ssuq. Dann weidet er sein Auge an dem abwechslungsvollen Bild, welches sich vor ihm entrollt, indem, wie im wandelreichen Spiele eines Kaleidoscops, hier alle Völker des Orients, und selbst nicht wenige Angehörige Europa's, bunt durcheinander gewürfelt sich ihm zum Schauspiel geben, ein Schauspiel, welches den ganzen Reiz eines Maskenfestes mit der Gediegenheit der Wirklichkeit verbindet. Denn wenn auch unter den Ladenbesitzern die Türken vorherrschen, so pflegen doch alle Buden voll von arabischen, maurischen oder schwarzhäutigen Besuchern zu sitzen, und in der Straße selbst zeigt sich ein noch bunteres Völkergemisch. Da wandeln die stumpfnäsigen Neger des Ssudân, die edler geformten Schwarzen von Bornu (das man hier immer scharf vom Ssudân unterscheidet), die industriellen Ghadâmessiyâ (Bewohner von Ghadâmess), jene Handelsherren der Wüste mit ihrer weißen malerischen Kopfumhüllung, ihren übereinandergehängten Burnussen von verschiedener Farbe und seltsam gestalteten Schuhen, hie und da wohl auch ein halbwilder Tuaregg mit schwarzverschleiertem Gesicht, daneben die verschiedenen Klassen der Ṭarâblossiyâ (Tripolitaner) in ihren je nach dem Stande wechselnden, mannichfaltigen Costümen, endlich die in die düstere europäisch zugeschnittene Tracht der Reform gekleideten türkischen Beamten, sowie die im Zuavencostüm uniformirten Soldaten.

Die Läden dieses Basars bieten in ihrer Waarenmannichfaltigkeit zwar alle Produkte, welche die Industrie der Orientalen noch erzeugt, aber die türkischen herrschen begreiflicherweise vor. Andre Artikel sind jedoch nur dem Namen und dem Ansehen nach türkisch, werden aber in Wirklichkeit ganz wo anders, nämlich in der Vaterstadt unsrer Kinderspielzeuge, in Nürnberg, fabricirt, wie zum Beispiel die kleinen winzigen

Kaffeetäßchen mit ihren metallenen Untergestellen, die Pfeifenköpfe und Pfeifenzierrathe, die Gläser der Wasserpfeifen u. s. w., andere kommen aus Böhmen, aus der Schweiz, Frankreich, kurz aller Herren Länder, nur nicht aus derjenigen Stadt, welche die naive öffentliche Meinung der Moslims noch immer für das Centrum des Gewerbfleißes hält, nämlich aus Stambul. Zuweilen sind die Händler selbst in diesem Irrthum befangen, der dadurch erklärlich wird, daß sie die Artikel meist aus dritter oder vierter Hand haben. So erinnere ich mich eines kurzweiligen Jungen in einem türkischen Laden, den sein Vater den ganzen Tag über allein auskaufen ließ, und welcher, auf meine Frage nach der Herkunft dieses oder jenes Handelsgegenstandes, unfehlbar die stereotype Antwort „aus Stambul" ertheilte. Einmal schien mir doch die Sache zu bunt, als er ein Paar englischer Socken, auf denen deutlich der Fabriksname zu lesen war, ebenfalls für türkisch erklärte. Aber da half nichts; es war unmöglich, ihn von seinem Irrthum zu überzeugen; sein Vater hatte die Artikel eben in Stambul in einem jener Allerweltsläden, wo man Alles haben kann, gekauft und folglich mußten sie auch dort fabricirt sein; zuletzt schien er noch gar über meinen für seinen Patriotismus kränkenden Zweifel beleidigt und rief ganz ungehalten: „Glaubt ihr Christen denn etwa, daß Stambul nicht der Mittelpunkt aller Cultur sei, und daß man daselbst nicht alle Fabrikate erzeugen könne?"

Aehnliches brachte ich auch in einem andern Basar, dem Ssuq eṭ Ṭuarsy, der nur eine Fortsetzung des ersten bildet, in Erfahrung, wiewohl das Motiv hier keineswegs Patriotismus, sondern das schmutzigste Interesse bildete. Die Ṭuarsy oder Schneider sind nämlich meist Juden, welche den von ihnen feilgebotenen Waaren nur dann einen orientalischen Ursprung zuschreiben, wenn ein solcher ihren Geldeswerth erhöhen sollte. Dieß ist nun namentlich mit einigen jener

leichten Kleidungsstoffe, die sich bei den Arabern und Arabe=rinnen so großer Beliebheit erfreuen, der Fall, wie Garmasut (einfarbige syrische Halbseide), Alâdscha (gestreifte Halbseide), Bâsma (geblümter Baumwollenstoff), Homs (Leinwand, oft mit Baumwolle vermischt), Attiparmak (großblumiger Seiden=stoff), Makines oder Miknas (marokkanischer Seidenstoff mit Baumwolle vermischt). Alle diese Stoffe, welche ihre Namen nach ihren ursprünglichen Fabriksorten, Städten in Syrien, Kleinasien oder Marokko, führen, werden schon seit vielen Jahren mit Glück und Geschick in Europa, namentlich in Deutschland und zwar hauptsächlich in den sächsischen und thüringischen Fabriksstädten nachgeahmt und diese Nach=ahmungen sind so beispiellos billig, daß die ächten Artikel damit gar nicht concurriren können. Gleichwohl werden letztere von den Kennern unendlich mehr geschätzt und sie verdienen diesen Vorzug wegen der Sorfältigkeit und Solidität der Arbeit ohne Zweifel, sind aber auch entsprechend selten. Nun finden es die hiesigen jüdischen Schneider für angezeigt, ihre von dem Handlungsreisenden des thüringischen Hauses für einen Spottpreis erstandenen Verkaufsartikel, für ächte syrische auszugeben, womit sie natürlich nur solche Leute an=führen können, welche nicht wissen, daß die Industrie im Orient beinahe, wenn nicht ganz, eingegangen ist und daß von dem Wenigen, was allenfalls noch dort erzeugt wird, sich gewiß nichts nach dem fernen Tripolis verliert.

Ich hatte durch die Nothwendigkeit, meine Diener zu kleiden, öfters Gelegenheit, mit jenen Biedermännern geschäft=lich zu verkehren, und fand sie zwar durch die Bank sehr geneigt, übertriebene Forderungen zu stellen, aber sowie sie nur im Geringsten merkten, daß der Käufer nicht ganz sach=unverständig sei, ebenso schnell bereit, von ihren hohen Forde=rungen abzustehen und sich mit einer sehr geringen Summe zu begnügen, eine Art, Geschäfte abzuschließen, die vielleicht

für den Kaufmann sehr würdelos, aber für den Käufer durchaus bequem ist, da man sich hier nie zu geniren oder zu fürchten braucht, den Kaufmann zu beleidigen, wenn man ihm den sechsten oder achten Theil seiner Forderung bietet, jedenfalls viel bequemer, als unser europäisches System, dem zu Folge die Händler uns auch überfordern, aber sich doch stets sehr tugendhaft entrüstet stellen, wenn man ihnen ein zu geringes Angebot macht, eine Comödie, welche der orientalische Jude viel zu praktisch ist, um ihre Aufführung der Mühe werth zu halten.

Ganz anders verhält es sich in dieser Beziehung mit den moslimischen Verkäufern des Ssuq eṭ Ṭurk. Da sind alle Preise fest und unverrückbar. Der Türke und Araber, mag er auch noch so sehr Kaufmann sein, vergißt doch nie, daß er vor allen Dingen Gentleman ist, er gehört eben der herrschenden Rasse an und empfindet demzufolge ein Selbstgefühl, welches zwar unzweifelhaft manche nachtheilige, jedoch gleichfalls vortheilhafte Resultate hat, unter die wir auch das zählen müssen, daß er es unter seiner Würde hält, als Kaufmann unehrlich zu erscheinen, was ohne Zweifel der Fall wäre, wenn er auf ein allzu geringes Angebot einginge. Seine Würde bestimmt ihn deshalb dazu, gleich von Anfang an eine feste Forderung zu stellen, von der nur in den allerseltensten Fällen einmal abgegangen wird. Diese seine Würde wird jedoch oft von ihm übertrieben aufgefaßt und bewirkt auch, daß sie ihn gegen sein erlaubtes Interesse gleichgültig erscheinen läßt und nicht selten wirklich gleichgültig macht. Er nagt oft lieber am Hungertuche, als daß er sich den Kunden gegenüber zuvorkommend zeigte. Die Folge davon ist, daß alle die Geschäfte zu schlummern oder zu stagniren scheinen, daß der Kaufmann nie auf einen grünen Zweig kommt und in bescheidenster Mittelmäßigkeit fortvegetirt.

Ein bischen Zuvorkommenheit könnte aber den Händlern

dieses Ssuq gewiß nichts schaden, namentlich, da es gar nicht abzusehen ist, wie sie sich ohne dieselbe jene Concurrenz machen können, deren eifriges Betreiben das Leben eines jeden blühenden Handels befördert. Zum Eifer im Concurrenzmachen hätten die Leutchen aber die beste Gelegenheit, denn ich habe nicht leicht eine Kaufhalle gesehen, in welcher so viele Händler dieselben Artikel feilboten. Namentlich Tabaksläden finden sich hier in so erstaunlicher Anzahl, daß mir das Wort eines Kaufmanns, der behauptete: „Es giebt bei uns mehr Rauchtabaksverkäufer, als Raucher", wirklich nicht ganz hyperbolisch vorkam. Zwei oder drei große Haufen von feingeschnittenem türkischem Tabak, völlig unbedeckt und allem Staub ausgesetzt, auf dem Comptoir aufgethürmt, bilden gewöhnlich den Vordergrund dieser Läden; hinter diesen sitzt der Tabakshändler, meist in einen gemüthlichen Halbschlaf versunken, mit halbgeöffneten Augen dem Außenleben zuschauend. Im Hintergrund befinden sich ganze Reihen von Schachteln aufgestellt, meist leer und nur eine kaufmännische Wanddecoration vorstellend, manchmal auch mit Cigarrettenpapier gefüllt, das bei den modernen Türken, die längst die Pfeife aufgegeben haben, sich großen Absatzes erfreut.

An Kaffeehäusern herrscht in diesem Ssuq begreiflicher Weise kein Mangel, hier wie überall in moslimischen Ländern, dieselben kahlen Räume mit Bretterbänken, von Strohmatten bedeckt, die zu gewissen Tageszeiten voll von Kunden, meist gemeinen Soldaten, kleinen Krämern, Arbeitern sitzen, denn keine Respectsperson besucht ein Kaffeehaus. Doch ich irre mich, der Schaych el beled, nach dem Pascha die erste Person in Tripolis, hat es in neuester Zeit für zweckmäßig erachtet, gleichfalls sein Kaffeehaus zu haben und zu diesem Zweck einen kleinen, spelunkenartigen Raum recht artig ausputzen und möbliren zu lassen, in welchem er, von seinen Polizisten und Beamten umgeben, seine officiellen Mußestunden zubringt.

Doch begreiflicherweise hat dieses Kaffeehaus seinen öffentlichen Charakter verloren, denn nicht so leicht wagt sich Einer ohne einen zwingenden Grund in die Nähe des gestrengen Herrn, gewiß nicht zu dem Zweck, ein Täßchen Kaffee zu trinken, das er überall, ohne von den officiellen Schrecken umgeben zu sein, bekommen kann.

Eine weitere charakteristische Belebtheit verleiht dem Ssuq die Menge der an ihn stoßenden Fonduq's, arabische Wirthshäuser, in welchen die Fremden Waarenmagazine und Zimmer miethen, aber für Möbel und Verpflegung in diesen „Hôtels non garnis“ selbst sorgen müssen. Diese Gebäude bestehen aus einem viereckigen, von Säulenarcaden umgebenen großen Hof, um den im Erdgeschoß die Magazine und im ersten Stock die Zimmer angebracht sind. Die Mitte des Hofes selbst wird meist von einigen Bäumen, oder einem kleinen, auf einer steinernen Plattform angelegten Gärtchen eingenommen; der nach der Straße zu stets offenstehende Thorweg dient fast immer noch als Kaffeehaus. Die bunten Waaren des Ssudân, welche in diesen Fonduq's aufgestapelt und verkauft werden, pflegen fast immer ein neugieriges Völkchen von Maulaffenfeilhaltern um die Thorwege zu versammeln, welches namentlich dann eine kindische Freude empfindet, wenn einer oder mehrere jener kleinen Papageien, die das Negerland hervorbringt, sich hier zum Verkauf ausgestellt befinden. Diese Papageien sind zwar, mit ihren amerikanischen Stammverwandten verglichen, sehr stiefmütterlich von der Natur ausgestattet worden, nämlich mit einem unansehnlichen, kurzen grauen Gefieder, von dessen Einförmigkeit die rothen Schwanzfedern zwar abweichen, da sie aber meist gestutzt sind, kaum sichtbar werden. Jedoch sind die Sprachtalente dieser interessanten Thiere desto größer, wenigstens wurde mir dies versichert, denn ich selbst verstand von ihrer Conversation, die in einem Negerdialect sich ausdrückte, natürlich gar nichts, viel-

mehr kam mir dieselbe wie ein ganz gewöhnliches Vogelgeschrei vor. Einen freilich stellte man mir, als arabisch redend, vor, aber sein Arabisch, wenn überhaupt eine Mundart dieses Idioms, war jedenfalls nicht ein mir bekannter Dialect. Dennoch scheinen die Einheimischen die Talente dieser Federthiere sehr hoch anzuschlagen und entsprechend große Preise für die gefiederten Sprachgenie's zu verlangen. Unter 35 Thalern war kein einziger zu haben, ein wahrhaft lächerlicher Preis, der mir alle Lust zum Kaufen vertrieb, obgleich ich mit der festen Absicht hiehergekommen war, eine kleine Colonie von Papageien als Geschenke nach Tunis zu schicken. Da aber in Tunis das Vorurtheil herrscht, daß man in Tripolis Papageien für drei Thaler das Stück kaufen könne (und wirklich war dies auch noch vor 10 Jahren der Preis), so hätte ich für vieles Geld nur sehr wenig Ehre eingelegt.

Mitten zwischen diesen Fonduq's und Läden des Ssuq eṭ Ṭurk liegt auch eine der größeren Moscheen der Stadt, welche ihren ursprünglichen Namen „Schayb el ʿAyn" mit der geläufigeren Benennung „Dschâmiʿ Ssuq eṭ Ṭurk" ausgetauscht hat.

Dieser etwa gegenüber öffnet sich eine andere große Basarstraße, „Ssuq el Ḥarrâra", d. h. Basar der Seidenwirker, genannt. Ihre Läden sind zugleich Werkstätten der Fabrikanten jener schönen, großen, seidenen oder halbseidenen Ḥaram's (viereckige Umschlagtücher, in die ein Mann sich zwei bis dreimal in voller Körperlänge einwickeln kann), welche in Tripolis die Stelle der hier gar nicht mehr üblichen Burnusse einnehmen. Diese Seidenstoffe bilden beinahe das einzige Erzeugniß, welches die Industrie der modernen Tripolitaner noch hervorbringt.

Das bewohnteste arabische und türkische Quartier, in welchem auch fast alle Honoratioren und reicheren Kaufleute ihre Häuser haben, liegt um den erwähnten Ssuq el Ḥarrâra

herum und erstreckt sich von ihm bis an die südliche Stadtmauer. Hier scheint mir deßhalb der Ort, ein Wort über die Häuser von Tripolis zu sagen. Dieselben gleichen im Ganzen denen von Tunis durchaus. Jene schönen Säulenarcaden mit Hufeisenbogen und reichen Stukkverzierungen, welche die Zierde der Häuser des alten maurischen Algiers bildeten, und die man auch zuweilen, obgleich selten, in Tunis antrifft, vermissen wir hier gänzlich. Sonst ist aber der Plan des Hauses derselbe: drei bis vier Zimmer im Erdgeschoß und ebensoviel im ersten Stockwerk liegen um den viereckigen Usst ud Dâr (inneren Hof) herum, der manchmal auf einer oder zwei Seiten Arcaden hat, die aber im oberen Stockwerk sich nicht wiederholen, sondern durch hölzerne Stützen ersetzt erscheinen. Von dieser ärmlichen Bauart bilden nur die Fonduq's und einzelne wenige größere Häuser Ausnahmen, deren sehr weite Höfe von Pfeilern und Rundbogen (massiv und viel ungraciöser, als die algierischen Hufeisenbogen) in beiden Etagen umgeben sind. Bekannt wurde mir nur ein einziges bemerkenswerthes Privathaus, welches die letzte Zufluchtsstätte Yussuf Pascha's, des von den Türken abgesetzten letzten Karamanly's, gebildet hatte und nun seinen Nachkommen angehört. Dasselbe besaß einen großen, fonduqartigen Hof, um den auf allen vier Seiten Gallerien herum liefen, welche an die Zimmer stießen. Wie sehr die Einförmigkeit des Planes bei allen Häuserbauten vorherrscht, erwies sich hier recht schlagend an dem Umstand, daß, obgleich das Gebäude groß genug war, um eine Menge Zimmer zu enthalten, es deren dennoch in jedem Stockwerke nur vier besaß und zwar auf jeder der vier Seiten eines, grade wie das kleinste arabische Haus. Diese Zimmer waren freilich entsprechend geräumig, aber ihr Raum erlitt dadurch eine Verkleinerung, daß man in den Ecken Bretterverschläge, welche die Schlafkammern abgränzten, angebracht hatte. Die Verschläge bildeten ein

seltsames Winkelwerk, sie waren in verschiedener Höhe angebracht, kleine Treppen führten von einem zum andern, bald wenige, bald viele Stufen hinauf; und über den Schlafstätten befanden sich noch andre Bretterverschläge, zu Vorrathskammern oder zum Aufheben der Hausutensilien bestimmt, die man nur durch halsbrecherisches Klettern erreichen konnte. Im Hintergrund der Zimmer drangen die Bretterverschläge sogar so weit vor, daß sie ziemlich geräumige Kammern bildend, vom Zimmer selbst nur einen schmalen nischenartigen Raum übrig ließen. Dieser Raum bildete gleichsam das Staatsgemach und den Lieblingsaufenthalt der Hausbewohner, welche auf den ihn auf drei Seiten umgebenden divanartigen Sitzen ihre Siesta zu feiern pflegten. Alle Wände waren mit recht geschmackvollen glasirten Fließen bis hoch hinauf ausgetäfelt. Am Bemerkenswerthesten schien mir jedoch die Decke dieser Zimmer. In derselben war das Holzwerk des Plafonds von einer sehr kunstvollen Stukkatur bedeckt, eine Stukkatur, die sich übrigens wesentlich verschieden von dem maghrebinischen die Formen von Stalactiten nachahmenden Naqsch Ḥadyd zeigt. Letztere Art der Deckenausschmückung, welche von Marokko bis nach Tunis in älteren, wie modernen maurischen Palästen vorherrscht und deren Ideal wir in der Alhambra zu Granada und im el Qaçr (Alcazar) von Sevilla suchen müssen, findet sich in diesen Längengraden, die bereits das eigentlich Orientalische mit dem maghrebinisch Maurischen vermischen, durch eine andere Gattung der Decoration ergänzt, und zwar eine Gattung, welche uns auf's Lebhafteste an die alten römischen Gypszierden der Säle von Kaiserpalästen, Thermen und anderen Prachtgebäuden erinnert, welche in ihrer Kunstvollendung selbst einem Raphael und Michel Angelo nachahmungswürdig erschienen. Diese Stukkatur besteht, ganz ähnlich derjenigen, welche man noch heute in den Thermen des Diocletian zu Rom bewundert, aus einem auf glatter

Fläche ausgespannten Würfelwerk von Anaglyphen, deren jedes eine geschmackvolle Rosette oder andere Blumenfigur im Basrelief aufweist. Im Widerspruch jedoch mit jener Ansicht einzelner Kunstantiquare, welche annehmen, daß solche römischen Deckenbasreliefs alle einfarbig und zwar weiß gelassen wurden, finden wir die hiesigen, die wir unzweifelhaft als unbewußte, nur durch Ueberlieferung erklärbare Nachahmungen der einst in ganz Nordafrika so zahlreich vertretenen Römerwerke halten müssen, in buntem aber unläugbar harmonischem Farbenspiel hervorgehoben. Obgleich ein falschverstandener, puristisch sein sollender Geschmack einzelner unsrer Zeitgenossen die Buntheit der Decorationen für unkünstlerisch erklärt, so muß ich es doch eingestehen, daß mir die zarte, sinnige Wahl und Vermählung der Farben an diesen Deckenbasreliefs ungleich geeigneter erschien, die Schönheit der Einzelheiten des erhabenen Gypswerkes hervorzuheben, als wenn dieselben in einförmiger, weißer Monotonie gelassen worden wären. Unzweifelhaft aber bildet das Vorhandensein solch' vollendeter Kunstwerke einen Beweis, daß der gute Geschmack und die künstlerische Fertigkeit bei diesen Völkern noch lange jene Epoche überlebt hat, welche man sich gewöhnlich gefällt, als den Zeitpunkt alles Culturverfalles in moslimischen Ländern anzusehen, eine fehlerhafte Ansicht, welche sogar in unsre Lehrbücher übergangen ist und von deren Unrichtigkeit ich schon in Algier und in Tunis schlagende Beweise erhielt, denn mit dem deutschen Schulbegriff, daß es unmöglich sei, im heutigen Nordafrika noch etwas künstlerisch Vollendetes zu finden, dorthin gekommen, fand ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, den Geschmack und die Kunst der alten spanischen Mauren noch durch viele moderne Werke und lebende Künstler vertreten, von denen sich unsre Kunsthistoriker nichts träumen lassen.

Mitten in diesem moslimischen Quartier befindet sich

jedoch auch ein Basar, dessen bloßer Name „Ssuq el Yhud“ (Judenmarkt) hinlänglich das heterogene Volk von Verkäufern andeutet, welches hier seine Läden hat. Die Israeliten besitzen zwar ihr eigenes abgesondertes Quartier, aber da kein gläubiger Moslim sich bis zu ihnen versteigen würde, so sind sie genöthigt, ihre Waaren mitten im moslimischen Viertel feilzubieten. In diesen Läden herrscht ein vollkommnes Waarenchaos. Nicht leicht, glaube ich, dürfte ein Artikel gefunden werden, den diese Kinder Israels nicht auf Nachfrage zu produciren im Stande wären, oder wenn sie ihn auch nicht vorräthig besitzen, so wissen doch diese Tausendkünstler ihn in kürzester Zeit zu Stande zu bringen und dem erstaunten Käufer vorzulegen. Ich erinnre mich einer Wette, die ich einst mit einem berühmten deutschen Reisenden hier, in Tripolis, einging und die jene Allerweltskünstelei zum Gegenstande hatte. Da meine Behauptung, daß diese Juden so ziemlich Alles herbeizuschaffen im Stande seien, von dem berühmten Manne in Abrede gestellt wurde, so schlug ich ihm vor, selbst mit mir nach dem „Ssuq el Yhud“ zu gehen und dort in einem der größeren Läden irgend etwas, was ihm nun grade einfallen mochte, zu verlangen. Er fiel nun freilich auf einen Artikel, der vor ihm gewiß niemals in Tripolis verlangt worden war, nämlich auf eine — preußische Flagge. Aber, o Wunder, wir waren kaum eine Viertelstunde im Laden gesessen, die uns der schlaue Jude durch seine flüssige Conversation, durch Cigarren und Kaffee so sehr zu verkürzen wußte, daß wir glaubten, kaum ein Paar Minuten dagewesen zu sein, als er den fraglichen Artikel, der inzwischen in einem Seitenladen flink genäht worden war, wirklich producirte. Der Adler glich freilich ein bischen einem Papagei aus dem Ssudân, aber es war denn doch ein schwarzer Vogel auf weißem Felde und mehr verlangte mein Freund nicht, um seine Wette für verloren zu erklären.

Eine Fortsetzung dieser beiden Basars, des Ssuq el Ḥarrâra und des Ssuq el Yhud, bildete das sehr belebte Viertel Ḥaumt' Gharyân, welches sich bis an das südwestliche Thor der Stadt erstreckt, das einzige, das man ein eigentliches Landthor nennen kann, denn die drei übrigen liegen alle in nur sehr geringer Entfernung vom Meere, und dessen Benennung „Bâb Dschadyd" (das neue Thor) hinlänglich seinen modernen Ursprung verkündet. Dieß Viertel besitzt gleichfalls einen Ssuq, dessen Verkaufsartikel sich übrigens auf die zum täglichen Consum nöthigsten Lebensmittel beschränken, aber dieser Ssuq besitzt wenigstens den Vortheil, den ganzen Tag, ja oft noch spät am Abend offen zu sein, (während in den andern der gemüthliche Schlendrian der Araber und Türken fast immer ein sehr frühes Schließen ihrer Läden mit sich bringt), ein Umstand, der nicht wenig zur Belebung dieses Viertels beiträgt.

Eine andere, gleichfalls zuweilen sehr belebte, zu andern Zeiten aber völlig öde Straße zieht sich vom Bâb el Dschadyd der Stadtmauer entlang beinahe durch die ganze Länge von Tripolis. In diesem Quartier wird weder gekauft, noch Waaren feilgeboten, kein einziger Laden befindet sich hier, aber ein Verkehr andrer Natur hat daselbst seinen Sitz erwählt, ein Verkehr, der sich im Orient immer mit einem gewissen geheimnißvollen Wesen zu umgeben liebt, und welchen die Moslims den größten Anstand nehmen, mit Namen zu bezeichnen. Der Zufall hatte mich oft durch diese Straße geführt, aber meinem moslimischen Begleiter, der mir sonst doch die Eigenthümlichkeiten aller Stadtviertel auseinander zu setzen pflegte, war es nicht in den Sinn gekommen, mich über diejenige dieses Quartiers aufzuklären. Ich mußte dieselbe gleichsam errathen. Zuerst fiel mir die Menge von Soldaten, Matrosen und andern jungen Leuten auf, welche in diese Häuser hineinschlichen, und doch war es klar, daß die Leute

hier nicht wohnen konnten. Wen also kamen sie aufzusuchen? Dieß blieb mir lange ein Räthsel, denn die Bewohner der Häuser überschritten fast nie ihre Schwellen. Hie und da jedoch erblickte ich einige verdächtige, verschleierte oder halbverschleierte Gestalten, die sich nur auf Augenblicke an der Schwelle zeigten und dann schnell wieder in's Haus zurückhuschten, und wie ich mich nach diesen räthselhaften Wesen erkundigte, belehrte mich das Kopfschütteln meines Begleiters, daß es sich hier um jenen Fall handle, von dem der Moslim nie spricht, da eine bloße Erwähnung desselben ihm den schimpflichen Namen „Kuppler" zuziehen würde. Die Mehrzahl der hier wohnenden Priesterinnen der cyprischen Göttin ist zwar arabischen Ursprungs, und diese sind den Andersgläubigen hier, wie in Tunis unzugänzlich (obgleich mir einzelne Ausnahmen von dieser Regel in Tripolis constatirt wurden, Ausnahmen, die in Tunis nie vorkommen sollen), aber es fehlt doch auch nicht an jüdischen, ja selbst christlichen Ausüberinnen dieses Gewerbes. Letzteres scheint sich jedoch in Tripolis keineswegs eines goldenen Bodens zu erfreuen; die Summe, durch welche die Gunst dieser Damen erkauft wird, ist so außerordentlich gering, daß ich kaum begreife, von was die unglücklichen Wesen sich ernähren können, wenn nicht etwa vom allerschlechtesten Schwarzbrod. „Ohne Bacchus und Momus friert Venus", dieses Sprichwort schien sich denn auch hier durch das höchst klägliche Aeußere dieser Dienerinnen der Aphrodite zu bewahrheiten, denn ich habe nicht leicht mehr ausgehungerte, zerfetztere und zerlumptere Wesen gesehen, als diejenigen, welche hier den Anziehungspunkt für die heißblütige Jugend bildeten. Dennoch, so versicherte mir der Pascha von Tripolis, der als europäisch gebildeter Mann von Allem zu sprechen pflegt, beweise die Vielbesuchtheit dieser Häuser, wie nothwendig auch hier dieses geduldete Uebel, vom socialen Standpunkt aus betrachtet, sei. Die öffentlichen Frauen dienen der

Heiligkeit der Familien zum Schutzmittel, so meinte er, denn die Zahl der mit einem gewissen Hauptschmuck versehenen Ehemänner sei in Tripolis viel kleiner geworden, seit Venus sich einer größeren Anzahl von Priesterinnen erfreue.

Wenden wir uns nun von dem erwähnten Bâb el Dschadyd und dem von ihm auslaufenden Ḥaumt' Gharyân westlich, so treffen wir ein sehr ausgedehntes Viertel, dessen eigenthümliche, beinahe fieberhafte Belebtheit, dessen Bewohnerschaft mit heterogenen Physiognomien und Kleidungsstücken, dessen an vielen Häusern unverkennbare Anzeichen von Wohlstand, ja selbst von Reichthum neben dem größten Elend und der verwahrlosesten Außenseite, dessen offenstehende Gotteshäuser mit ihren ziegenbärtigen Lehrern und schreiender Jugend, aber zugleich auch der niederträchtige Schmutz und Unrath der Straßen uns deutlich verkündet, daß wir es hier mit dem Stadttheil der Kinder Abrahams zu thun haben. Denn ohne Schmutz geht es einmal in einem Judenquartier nicht ab, ein seltsames Räthsel für den Culturhistoriker und für denjenigen, welcher alle die peinlichen Reinlichkeitsvorschriften des mosaischen Gesetzes kennt und weiß, wie streng namentlich die afrikanischen Juden in Befolgung derselben sind. Aber etwas Unvollkommenes muß denn doch in diesem Reinlichkeitsgesetz liegen, sonst würden die Häuser und Straßen derjenigen, welche es am Strengsten befolgen, nicht so auffallend jenem Princip widersprechen, welches ihm offenbar zu Grunde lag und das wohl in dem Sprichwort „Reinlichkeit steht der Gottseligkeit am Nächsten" seinen unsern modernen Begriffen am Besten angepaßten Ausdruck finden dürfte.

Am Widerlichsten zeigt sich diese Unreinlichkeit in den Straßen, welche in der That manchmal von Kloaken kaum zu unterscheiden sind, besonders an den Vorabenden der Feiertage, an denen man allen Unrath auf die Straße wirft. Diese Straßen bieten somit ein keineswegs einladendes Schau-

spiel und ich rathe Niemanden, der nicht knietief im Koth zu waten liebt, sich lange darin aufzuhalten. Außerdem bieten sie auch gar keine architektonischen Schönheiten, denn sowohl Privatwohnungen, als Synagogen zeigen die einfachsten nüchternsten, ja ärmlichsten Façaden. Besser sieht es jedoch im Innern der Häuser aus. Dieselben sind, ähnlich wie die maurischen, um einen viereckigen inneren Hof herumgebaut, jedoch mit der Modification, daß hier die bessern Gemächer alle in dem am Weitesten von der Straße entfernten Theil des Hauses liegen und die Façade oft nur aus einer einfachen Mauer besteht, hinter der gleich der Hof beginnt. Die Prunkzimmer zeigen sich übrigens recht geschmackvoll in dem der Architektur angemessenen maurischen Styl decorirt und bieten, wenigstens zu den Festzeiten, wenn sie ausnahmsweise einmal reinlich gehalten werden, ein ganz erfreuliches und ächt orientalisches Bild dar.

Anders erweist sich dieß jedoch in Bezug auf die Synagogen. Eine sonderbare Geschmacksverirrung, welche wir heutzutage übrigens überall im Orient beobachten, hat auch diesen Juden die Idee eingegeben, in der Architektur ihrer Synagogen die europäischen nachzuahmen und zwar nicht etwa diejenigen der civilisirtesten Theile Europa's, wo man endlich zur Einsicht gekommen ist, daß der orientalische Styl sich für israelitische Bethäuser am Besten eignet und in Paris, Köln, Wien, Berlin und andern Städten Synagogen in diesem Geschmack gebaut hat, sondern leider diejenigen des ihnen am Nächsten gelegenen Landes, Italien, dessen Synagogen in ihrer Nüchternheit und Geschmacklosigkeit noch auf dem Standpunkt der alten „Judenschulen" aus dem vorigen Jahrhundert stehen geblieben sind. Während man also in Europa orientalische Synagogen baut, errichtet man hier europäische und zwar so auffallend häßliche, daß, glaube ich, ein deutsches Schulzimmer, wie nüchtern es auch sein mag, den-

noch den Vorrang vor ihnen verdient. Der Zustand der Unterdrücktheit, in denen die Juden bisher hier lebten, mag den Mangel schöner Façaden ihrer Gotteshäuser erklären, aber es ist kein Grund vorhanden, warum sie deren Innres nicht in demselben geschmackvollen Styl, in welchem sie ihre Privatwohnungen decoriren, dem maurischen, ausschmücken, kein anderer Grund als jene verkehrte Geschmacksrichtung und eine falsche Unterschätzung alles Arabischen, welches sie als hochcivilisirte Juden auch dann verachten, wenn es in Einzelheiten selbst vorzuziehen ist.

Dieses Judenviertel führt hier wie überall in Nordafrika die Bezeichnung Ḥârra (vicus, Flecken), eine Bezeichnung, deren allgemeine Bedeutung in diesen Dialecten verloren gegangen und durch die specielle einer nur von Juden bewohnten Vorstadt verdrängt worden ist. Sehr komisch ist die Behauptung des englischen Reisenden Lyons, welcher aussagt, das Judenquartier führe den Namen „Sanqat' el Yahud", das heißt „die Judengasse", was einmal durchaus nicht wahr ist und dann im höchsten Grade begriffsverwirrend sein würde, da man aus diesem Namen die Vermuthung ableiten könnte, als wohnten die Israeliten alle in einer Gasse beisammen. Das Ḥârra besitzt aber der Gassen einige zwanzig, alle klein, winklig, ein labyrinthisches Durcheinander bildend, so daß wir dort nicht einmal eine Hauptstraße finden, welcher wir den von Lyons erwähnten Namen vorzugsweise beilegen könnten. Diese Gassen sind ohne eigentliche Straßennamen, so daß wenn man ein bestimmtes Haus bezeichnen will, man dies nach der nächstgelegenen Synagoge oder der Wohnung eines bekannten Kaufmannes oder Rabbiners thun muß. Die einzige schärfere Unterscheidung zwischen einzelnen Quartieren des Ḥârra bildet diejenige, daß ein Theil, und zwar der dem maurischen Viertel am Nächsten gelegene, als „Ḥârra eç Çorhayr" (das kleine

Judenviertel), ein andrer als „Ḥârra el Kabyr“ (das große Judenviertel) bezeichnet wird.

Charakteristisch für das eigenthümliche Verkehrsleben, welches in dem Ḥârra herrscht, ist das Aussehen des einzigen öffentlichen Platzes, des eigentlichen Marktes dieses Quartiers, dem es sonst an Läden und Verkaufsstätten fast durchweg fehlt, denn der Handel der Juden untereinander wird meist in den Häusern betrieben. Auch würde dieser Markt sich vielleicht nicht halten können, bildete er nicht einen Vermittelungspunkt zwischen Juden und Andersgläubigen. Letztere sehen sich nämlich, was einige Zweige des Consumhandels betrifft, ganz auf die Israeliten angewiesen. Diese haben zum Beispiel das Schlachten und den Fleischverkauf des Hornviehes ausschließlich in Händen, während die arabischen Metzger nur Hammelfleisch feilbieten. Da nun nicht alle Bewohner von Tripolis die arabische Vorliebe für Freund Hammel theilen, sondern die vielen Europäer und Türken sich zuweilen nach anderm Fleischgenuß sehnen, so besitzen die jüdischen Schlächter eine reichliche Kundschaft, und der Marktplatz, wo sie mit derselben Geschäfte abschließen, zeigt sich entsprechend belebt. Dieser Marktplatz bietet das Fleisch in allen Stadien dar; ein Theil desselben wird vom noch lebenden Vieh eingenommen, und stellt einen großen Stall dar, ein anderer bildet den Schlachtplatz, ein dritter die Verkaufsstätte des Fleisches und in einem vierten kann man es bereits gebraten finden.

Ich glaube jedoch, daß wenige Europäer sich versucht fühlen dürften, dieses in letzterer Form, wie dieselbe sich bei den eingeborenen jüdischen Garköchen darbietet, zu genießen. In der That habe ich nicht leicht etwas Unappetitlicheres gesehen. Ein kleiner tragbarer, gewöhnlich halbzerbrochener und vom vielen ranzigen Oel, das die hiesigen Israeliten so sehr lieben, beinahe durchtränkter Kochheerd, auf demselben einige mit Oel oder Fett begossene glühende Kohlen und über diesen

ein Rost mit einigen berußten Fleischschnittchen, die man gleichfalls für Kohlen zu halten versucht sein könnte, wäre nicht das Fett, das ein über die Maßen unreinliches Aussehen trägt, und davor sitzend ein Sohn Israels, mit ölbefleckten und ganz besonders zerfetzten Kleidungsstücken, und mit weißgeborenen, aber durch sein Gewerbe negerartig geschwärzten Händen, deren unberechenbare Schmutzigkeit allein schon als ein Brechmittel wirken kann, das ist die Gesammtheit der Scenerie einer solchen Garküche in freier Luft. Wenn ich den Ausdruck „freier Luft" hier gebrauche, so möchte ich diesen jedoch keineswegs buchstäblich, sondern lediglich als einen Euphemismus aufgefaßt wissen, denn die Luft besitzt hier, in Folge der großen Anzahl solcher der eben beschriebenen ähnlichen Garküchen eine dergestalt von ominösen Schleiern umwölkte und von schreckenerregenden Gerüchen durchdrungene Beimischung, daß sie eher wie die Ausdünstung einer Höllenküche, wenn wir uns nämlich dieselbe der mittelalterlichen Anschauung gemäß, welche den Teufel als „stinkend" bezeichnet, vorstellen, erscheinen kann. Dennoch lebt und leibt Israel in dieser verpesteten Atmosphäre und befindet sich darin ganz wohl, ein Umstand, welcher einen nachdenkenden Beobachter auf den Gedanken bringen könnte, ob nicht unsre europäischen Reinlichkeitsbegriffe übertrieben und ob nicht der Normalzustand des Menschen, wie der des lieben Vieh's, im Schmutze sei.

Da der soeben beschriebene Platz des Ḥârra gleichfalls topographisch den Uebergang von letzterem zu den andern Quartieren bildet, so befinden wir uns wenige Schritte meerwärts von ihm schon in einer gänzlich verschiedenen Umgebung und zwar in einem Stadttheil, welchen ich als denjenigen der Malteser bezeichnen möchte, obgleich es einen solchen strenggenommen gar nicht giebt. Denn die Malteser, die hier, wie in fast allen Städten Nordafrika's die Mehrzahl der christlichen Bevölkerung ausmachen, pflegen sich überall mitten unter den

Moslims niederzulassen, wenn anders letztere ihnen dies, wie es in Tripolis der Fall ist, gestatten. Dennoch besitzt die Bevölkerung dieses Viertels eine so starke Beimischung der maltesischen Einwanderer und sind der Moslims, die mitten unter ihnen wohnen geblieben sind, so wenige geworden, daß unsre Bezeichnung vielleicht nicht der Richtigkeit ermangeln dürfte. Das Quartier dieser Leute bietet übrigens beinahe einen getreuen Abklatsch eines italienischen Hafenstädtchens und deshalb für den europäischen Reisenden, der in Afrika Einheimisches sucht, nichts Interessantes. In einer Beziehung muß es jedoch dem Reisenden werthvoll erscheinen, indem er nämlich in seinen zahlreichen mit englischen, italienischen und maltesischen Artikeln ausgestatteten Läden sich beinahe Alles verschaffen kann, was dem Europäer Bedürfniß ist und in den Stand gesetzt wird, sich hier für eine längere Reise vollkommen auszurüsten, eine Möglichkeit, die ihm in keiner andern Stadt dieser großen Regentschaft und selbst in Tunisien nur in der Hauptstadt geboten wird und dort vielleicht selbst in unvollkommenerem Grade, als in dem mit Malta in enger Verbindung stehenden Tripolis. Wie oft bin ich halbausgehungert und sozusagen abgebrannt (denn abgebrannt wird man auch, wenn man sich nichts für's Geld verschaffen kann), nachdem ich lange weder Wein, Thee, Kaffee gekostet hatte, nachdem alle meine Vorräthe an den tausenderlei Dingen, die dem Europäer Bedürfniß sind (ich nenne nur Kerzen und Tabak), ausgegangen waren, von mühseligen Landreisen nach Tripolis zurückgekehrt und habe jene maltesischen Läden gesegnet, die dem Reisenden die Quelle so vieler Genüsse eröffnen, denn einen Genuß kann man es wirklich nennen, wenn man ein lange ungern entbehrtes Bedürfniß, und sei es auch noch so kleinlich, endlich einmal wieder befriedigen kann.

Westlich von diesem maltesischen Viertel kommen wir dann in das ärmere maurische Quartier, welches zwischen der

Seemauer und dem Ḥârra seine engen Straßen mit den kleinen, bescheidenen Würfelbauten hinstreckt. Der westlichste Theil dieses Viertels, der unmittelbar am Fuß der Ruine des von der Pulverexplosion zerstörten Forts liegt, bietet sich noch jetzt theilweise als ein Haufen von Trümmern dar, ein Trümmerhaufe, in dem man jedoch deutlich alle die verschiedenen kleinen Abtheilungen dieser bescheidenen Behausungen und ihre Bestimmung in dem ärmlichen Haushalt unterscheiden kann. Vor der Explosion bildeten dieselben die Wohnungen jener jetzt von der Polizei an die südliche Stadtmauer verbannten Ausüberinnen eines bekannten Gewerbes, deren einige dreißig nebst ihren Kunden hier von der schrecklichen Katastrophe erreicht wurden, den gewaltsamen Tod gegen den süßesten Sinnestaumel austauschend.

Seitdem hat sich mitten unter diesen Ruinen ein seltsames Völkchen in höchst eigenthümlichen Behausungen installirt. Diese Behausungen sind freilich hier in Tripolis, welches man gewissermaßen die Pforte und jedenfalls den Seehafen des Negerlandes nennen kann, durchaus nicht auffallend, aber demjenigen Europäer, welcher von Afrika nur den Maghreb oder Aegypten kennen sollte, müssen sie immerhin als höchst heterogen in die Augen stechen. Eine solche den Casulae der alten Römer sehr ähnliche Räumlichkeit besteht fast immer aus einer aus Schilf und Stroh in Kuppelform erbauten größeren Hütte, in der die Familie lebt, und an welche manchmal kleinere, gleichfalls runde, aus demselben leichten Material errichtete Behausungen stoßen. Diese kuppelförmigen Strohhütten sind genau dieselben, wie sie die Kinder des Ssudâns in ihrem heimischen Nigritien errichten. Hier, in der Stadt, werden sie jedoch nicht von den Nachkommen der dunkelhäutigen Erfinder dieser afrikanischen Casulae selbst, sondern von armen Landarabern, Beduinen, die ihr nomadisches Leben mit einem temporären Aufenthalt innerhalb der Mauern von Tri-

polis ausgetauscht und welche, da es ihnen verboten ist, mitten in der Stadt Zelte aufzuschlagen, kein praktischeres Modell als dasjenige der Negerhütten für ihre zeitweisen festen Wohnsitze gefunden haben, ein Modell, von dem sie übrigens in der ganzen Umgegend von Tripolis, wo es vollkommene Negerdörfer, von eben solchen Schilfhütten gebildet, giebt, vielfache Beispiele sehen können. Eine Gewohnheit haben sie jedoch aus ihrem Zeltesleben mit hinübergebracht, diejenige nämlich, in größeren und kleineren, durch eine gemeinsame Umzäunung abgeschlossenen Gruppen beisammenzuwohnen.

In diese durch die gleichfalls aus Schilfmatten gebildeten Umzäunungen abgegränzten Hüttengruppen ist es gar nicht so leicht und jedenfalls eben so gefährlich, einzudringen, wie in das am Besten bewachte beduinische Zeteslager. Jeder, dem seine Waden lieb sind, nehme sich vor den kläffenden, aber auch sehr energisch beißenden schakalartigen Hunden in Acht, welche die Wächter dieser Behausungen bilden. Auch mir schienen diese Cerberi den Eingang in jene mitten in der Stadt gelegenen Nomadendörfer Anfangs verwehren zu wollen und nur dem wohlverstandenen Zuruf eines dieser Beduinen, welchen ich zufällig von früher kannte und der mir in seiner Hütte die Gastfreundschaft erzeigen wollte, gelang es, ihren Wächtereifer wenigstens in Bezug auf das Beißen zu beschwichtigen, obgleich es vollkommen unmöglich war, ihre sonoren Stimmen, welche mit den Fisteltönen mancher unserer modernen Tenoristen eine auffallende Consonanz zeigten, zum Schweigen zu bringen. Aber wenn auch mühsam und nur nach verhältnißmäßig langer Frist, so gelang es ihm denn doch endlich, und der Beduine führte mich nun im Triumph in die schönste dieser Schilfhütten, in welcher er selbst seinen städtischen Niederlassungspunkt gefunden hatte. Hier sah es eigenthümlich aus; einige acht halbnackter Kinder lagen auf dem Sand, welcher den Boden des Vorgrundes bedeckte, ausgestreckt, sich im Sonnen-

scheine wollüstig räkelnd. In einem Winkel waren einige megärenhafte alte Weiber mit der Zubereitung des Bâsyn (eine Art Polenta, die Lieblingsspeise der Tripolitaner) beschäftigt; die magere Ziege, die Milchgeberin dieser Haushaltung, kauerte in einer andern Ecke; Hühner hüpften überall umher; nur das stoische Kameel, der Repräsentant ihres Wüstenlebens, das den Nomaden bis in die Stadt gefolgt war, kauerte regungslos, einer altägyptischen Sphynx ähnlich, vor der engen Pforte. Durch diese eingedrungen, folgte ich der Einladung meines Wirths, mich auf einer Strohmatte niederzulassen, der einzigen übrigens, welche das Gebäude besaß, und die bei Tage Bank oder Sopha, bei Nacht Bett war und nicht blos diesen Beduinen zum Ruheplatz, sondern auch noch vielen Tausenden lebhafter, kleiner Wesen zum Lieblingsaufenthalt diente. In dieser charakteristischen Umgebung konnte man ganz vergessen, daß man sich in einer Stadt befand, und sich der Illusion hingeben, als sei man tief in die Sahara eingedrungen und feiere seine Siesta in einer Oase jenes Landstriches, welcher zwischen arabischen Abkömmlingen und Negern die Gränzscheide bildet.

Werden wir so durch manche Erscheinungen, welche uns diese am Meer gelegene Wüstenstadt darbietet, gleichsam mitten in das Herz von Afrika versetzt, so erinnern uns dagegen andere an den entgegengesetzten Pol des moslimischen Culturlebens, an das ferne Stambul und an das türkische Element, welches seit der Einführung der unmittelbaren Herrschaft des Großsultans in Tripolis dem arabischen so viel Terrain abgewonnen hat. Türkisch sind alle öffentlichen Gebäude (einzelne Moscheen ausgenommen), die Kasernen, Forts, Batterien, welche die Stadt auf der Seeseite trefflich zu vertheidigen scheinen, während sie auf der Landseite ihres baufälligen Zustandes wegen allerdings Manches zu wünschen übrig lassen, die Gefängnisse, Spitäler u. s. w. und wenn auch alle diese

Bauten nicht erst von den Osmanly's errichtet wurden, so tragen sie doch den Stempel ihrer culturhistorischen Individualität jetzt so unverkennbar aufgedrückt, daß sie selbst dem Fremden, wenn er nur anders mit arabischem Wesen vertraut ist, als im Mißtone mit letzterem stehend, auffallen müssen.

Was ihm jedoch als die größte Seltsamkeit in die Augen stechen muß, ist der Umstand, daß sogar die Moscheen, wenigstens die größten und ansehnlichsten, die einzigen, die der Fremde, wenn er sich nicht besondre Mühe giebt, die andern ausfindig zu machen, entdeckt, türkisch sind, das heißt, sie gehören derjenigen Secte oder vielmehr demjenigen Ritus an, welchen man wohl als den türkischen bezeichnen kann, nämlich dem Ritus der Ḥânafy, welcher keine ächten Araber Nordafrika's unter seinen Bekennern zählt. Daß gleichfalls in ihrer Architektur das levantinische Element seinen Ausdruck findet, wurde schon früher angedeutet. Dieser Umstand kann jedoch unmöglich der erst nagelneuen unmittelbaren Türkenherrschaft zugeschrieben werden, denn alle Moscheen sind älter, als die Einführung derselben, sondern muß in den eigenthümlichen Verhältnissen gesucht werden, in welchen die Türken und Kulugly's (ihre mit arabischen Frauen erzeugten Nachkommen) zu der einheimischen Bevölkerung schon seit Jahrhunderten standen. In den beiden andern Schwesterhauptstädten der alten Barbareskenstaaten, Algier und Tunis, konnte das einheimische Element, welches durch eine viel zahlreichere Bevölkerung vertreten war, dem levantinischen gegenüber seine Selbstständigkeit (freilich nur in Bezug auf die religiöse Oekonomie) nicht nur kraftvoll, sondern sogar mit Ostentation zur Geltung bringen, und darum finden wir in jenen Städten die Moscheen des Ritus der Mâleky, des eigentlich maghrebinischen Ritus, in ihrem Aeußern ebenso stattlich sich darbietend und in ihrem Innern sogar durch ein größeres Publikum geehrt, als die der Ḥânafy. Tripolis dagegen besaß nur eine kleine

städtische Bevölkerung, deren moslimischen Theil wir mit 12,000 Seelen gewiß nicht zu gering anschlagen; denn aus dem Umfang der heutigen Stadt, den die schon seit vier Jahrhunderten unveränderten Stadtmauern auch als denjenigen des spätmittelalterlichen Tripolis erkennen lassen, läßt sich wohl der Schluß ableiten, daß der Ort zur Zeit der Einführung der Janitscharenherrschaft im sechszehnten Jahrhundert nicht viel mehr Moslims zählte, als die obengegebene Ziffer angiebt. Wenn nun in eine Stadt von so geringer Bevölkerung etwa 5000 Fremde kommen, daselbst die Herrschaft ausüben und sich zu ihren Nachkommen im Laufe der Jahrhunderte stets neue Einwandrer aus dem Mutterlande gesellen, so wird die Ueberhandnahme der Nationalität dieser Fremden nicht schwer erklärbar. Zudem war ja die Religion der Ankömmlinge und die der Einheimischen im Grunde genommen ganz dieselbe, so daß die einen sich dem Ritus der andern fügen konnten, ohne den leisesten Verdacht von Heterodoxie auf sich zu laden. Die Ḥânafy, als Sieger und Herrscher, hielten es freilich unter ihrer Würde, sich zu fügen, und so wurde ihr Ritus im Laufe der Jahrhunderte der herrschende und drängte den andern in die obscurste Unbedeutendheit zurück. So sind denn heutzutage alle größeren und stattlicheren Moscheen in Tripolis dem ḥânafytischen Ritus geweiht. Sie sind die einzigen, welche thurmartige Minarets besitzen, deren levantinische Architektur schon oben beschrieben wurde. Solcher Moscheen des Ritus Ḥânafy befinden sich in Tripolis nicht weniger als acht, unter welcher Zahl ich übrigens nicht die kleineren Gotteshäuser und Capellen begreife, deren jede moslimische Stadt eine Unzahl besitzt. Es scheint mir nicht überflüssig, hier ihre Namen zu geben, besonders, da dieselben noch von keinem Reisenden (obgleich sie schon so alt sind, wie die ältesten Reisewerke, Leo allein ausgenommen) angeführt worden sind.

1) Die vornehmste und stattlichste Moschee führt den Namen Dschâmiʿ Aḥmed Pascha und wurde von diesem ersten Fürsten der Karamanly, welcher seine Dynastie in den erblichen Besitz dieses Landes setzte, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut. Gleichwohl hört man sie jetzt oft nach dem Urenkel des Gründers, dem letzten Karamanly, Jussuf Pascha, bezeichnen, da derselbe eine Restauration der Moschee vornahm. Ihre Architektur bietet jedoch wenig in die Augen Fallendes, wie denn überhaupt die Moscheen von Tripolis durchweg nach dem einfachsten Modell der levantinischen Gotteshäuser errichtet erscheinen. Jenen in Constantinopel zur Geltung gelangten, der byzantinischen Sophienkirche nachgeahmten Centralbau mit hoher Mittelkuppel, um die sich die kleineren Rundgewölbe in symmetrischer Ordnung gruppiren, vermissen wir hier gänzlich. Dagegen bestehen alle diese Moscheen aus einem einfachen viereckigen Saal, meist sich der Quadratform nähernd, dessen Decken von Säulen, die oft einen antiken Ursprung verrathen, getragen werden. Diese Säulen stehen jedoch zu weit auseinander, um als die Gränzen verschiedener Schiffe, wie in den Basiliken, angesehen zu werden; auch sieht man aus der Ueberwölbung des inneren Raumes, daß dieselbe keineswegs auf die Bildung von Kirchenschiffen berechnet war, denn jeder von vier Säulen abgegränzte kleine Raum trägt eine eigene diminutive Kuppel, und so besitzt das Gebäude deren je nach seiner Größe entsprechend viele, unter deren Zahl jedoch keine einzige sich durch ihre Dimension von den andern unterscheidet. Von dem Innern der tripolitanischen Moscheen würde ich, selbst wenn ich es betreten hätte, wohl nur Unbedeutendes berichten können, denn nach den verstohlenen Blicken, die es mir im Vorübergehen in sie zu werfen gegönnt war, zu urtheilen, sind es eben nüchterne, fast jeden Schmuckes entbehrende Betsäle, in denen sich nichts befindet, als die auf dem Boden ausgebreitete Strohmatte, vielleicht

die nüchternste Ausstattung, die ich überhaupt jemals in einer städtischen Moschee beobachtete. Desto reichlicher zeigt sich jedoch bei einigen, namentlich bei derjenigen Moschee, mit welcher wir es hier im Besondern zu thun haben, die Ausschmückung der Außenwände, der Eingangspforten, Vorhöfe und jener vielen kleinen Räumlichkeiten, welche die Moscheenhöfe zu begränzen pflegen. Zwar habe ich in dem Vorhof der Hauptmoschee nicht jenes von Beechy beschriebene Holzschnitzwerk so merkwürdig finden können, als er es schildert. Dieses „latticework, curiously carved" ist ein ganz ordinäres Holzgitter, das einem Hühnerstall Ehre machen würde. Dagegen bieten die Stukkverzierungen und die glasirten Fließe in allen drei Vorhöfen recht geschmackvolle Zierden dar.

2) Die nächstgroße Moschee, gewöhnliche Dschâmiʿ Ssuq eṭ Ṭurk genannt, weil sie an diesen Basar angrenzt, führt eigentlich den Namen Dschâmiʿ Schayb el ʿAyn.

3) Kleiner als Gebäude, aber größer an Ruhm erweist sich die Dschâmiʿ Ssayydy Darqut, nach dem berühmten Darqut oder Dragut, jenem kühnen Seeräuber, welcher zu Karl des Fünften Zeit diese Küsten unsicher machte und Tripolis seiner Herrschaft unterworfen hatte, so genannt. Sie ist wahrscheinlich die älteste Moschee des ḥânafytischen Ritus in Tripolis.

4) Die Dschâmiʿ Ḥâdsch Muçṭâfa el Qordschy, gewöhnlich schlechtweg el Qordschy genannt, zeichnet sich durch ihre schöne, mehr einem Centralbau sich nähernde Form, ihre reichen Ornamente von Marmor und glasirten Fließen aus und unterscheidet sich auch dadurch von den andern, daß sie direct von der Straße aus zugänglich und nicht von dieser durch Vorhöfe getrennt ist.

5) Nicht weit von dieser liegt die Dschâmiʿ Maḥmud, ein einfaches, beinahe ganz in einem von hohen Mauern umgebenen Hof verstecktes Gotteshaus.

6) Dschâmiʿ Charuba, in einem der belebtesten Stadttheile unweit vom Ssuq el Ḥarrâra gelegen.

7) Dschâmiʿ Derudsch oder die Moschee der Treppe, gleichfalls von einem hochummauerten Vorhof umgeben, auf dessen einer Ecke ein zierlicher diminutiver Rundthurm mit spitzem Dach die Monotonie der Straßenfaçade vortheilhaft unterbricht.

8) Dschâmiʿ Ssayydy Ssâlim, in dem entgegengesetzten Viertel, nahe an der westlichen Stadtmauer gelegen, ohne Vorhof, direct von der Straße zugänglich.

Alle diese Moscheen des ḥânafytischen Ritus besitzen die obenbeschriebenen levantinischen Säulenminarets, jedoch zuweilen in einer modificirten Form. So sind bei der ersten, zweiten und vierten die Thürme bis zum ersten Balcon sechseckig, aber mit so abgestumpften Ecken, daß sie doch von Weitem den Eindruck von Rundthürmen unvermindert lassen. Der obere Aufsatz ist denn jedesmal wirklich rund. Anders verhält es sich mit den Moscheen des Ritus der Mâleky, zu welchem alle die ächten Araber sowohl, als die Nachkommen arabisirter Berber gehören und der sich gleichfalls in Tripolis einer großen Anzahl von Gotteshäusern erfreut. Die Minarete dieser Moscheen sind dem alten maghrebinischen Modell des viereckigen, zinnengekrönten, mit Stukkverzierungen an den Außenwänden bedeckten, breiten Thurmes treu geblieben.

Aber dieses Modell, welches wir in Marokko, Algerien und selbst noch an einzelnen maurischen Bauten Spaniens in so majestätischer und glänzender Entwickelung sehen, findet sich hier zu den bescheidensten Verhältnissen herabgedrückt. Die Thürme sind so niedrig, daß sie kaum die hohe Umfangsmauer der Vorhöfe überragen, und diese Niedrigkeit verbunden mit dem Umstand, daß die mâlekytischen Moscheen alle in abgelegenen Quartieren, in welche das einheimische Element sich vor den Türken zurückgezogen hat, liegen, be-

wirkt, daß diese ächt maghrebinischen Minarete in der äußern Physiognomie von Tripolis durchaus keine Rolle spielen. Die Thürme sind jedoch alle unzweifelhaft sehr alt; sie tragen durchaus das Aussehen mittelalterlicher Bauten und dürften wohl meistens vor der Epoche der Janitscharenherrschaft errichtet worden sein. Dieses Alter und die etwaige, davon herrührende Baufälligkeit, die freilich von Außen nicht zu erkennen ist, erklärt wohl noch folgenden seltsamen Umstand, der vielleicht in andern Ländern des Islam ohne Beispiel ist, den nämlich, daß keiner der mâlekytischen Gebetesthürme jetzt im Gebrauch ist, sondern daß die fünf täglichen Gebetesstunden, welche die Moslims in der an den Minaret stoßenden Moschee versammeln, nicht auf diesem, sondern auf der Schwelle des Moscheenthores selbst ausgerufen werden. Die Minarete der Mâleky erscheinen deßhalb hier nur noch als historische Denkmäler einer Zeit, da die Herrschaft noch den Einheimischen angehörte.

Da diese Zeit aber schon längst verschwunden ist, so sind auch die Moscheen der Mâleky zu verhältnißmäßiger Unbedeutendheit herabgesunken. Ich konnte nur vier ihrer Gotteshäuser entdecken, welche überhaupt den Namen von Moscheen verdienten; außerdem giebt es aber noch vielleicht einige zwanzig kleine Betsäle, Marabuts, Capellen, welche diesem Ritus angehören. Die vier Moscheen sind folgende:

1) Dschâmiʿ en Nâqa, ein schmuckloser, einfacher Betsaal mit einem viereckigen niederen Minaret, hinter den Ssuq's gelegen.

2) Dschâmiʿ ben Meqyl, ein höchst alterthümliches Gebäude, in dessen Innern sich noch kufische Inschriften finden sollen.

3) Ssayydy Aty el Felaḥ, unweit der südöstlichen Stadtmauer gelegen, mit einem sehr alten viereckigen Minaret.

4) Dschâmi' 'Oqab, vielleicht die älteste Moschee in Tripolis, jedoch jetzt in sehr vernachlässigtem Zustande.

Außer diesen dem eigentlichen Gottesdienste gewidmeten Gebäuden zählt Tripolis noch eine Anzahl anderer, z. B. mehrere Medressa's, religiöse Stiftungen, die mit den Convicten des Mittelalters oder mit den englischen Collegien einige Aehnlichkeit zeigen, indem dort arme Studenten, die sich natürlich der Theologie, jener einzig und allein noch jetzt von den Moslims gepflegten Wissenschaft, widmen müssen, unentgeldlich beherbergt werden und zuweilen auch Stipendien erhalten. Da diese Medressa's als geheiligte Orte angesehen werden, so halten es die Moslims für ganz besonders wünschenswerth, daselbst begraben zu werden. Demgemäß ist die Sitte eingerissen, in der Nähe jeder solchen Stiftung, kleinere oder größere Friedhöfe und Grabcapellen anzulegen, welche oft einen außerordentlich großen Raum einnehmen. Eine der schönsten Medressa's, nach ihrem Stifter 'Othmân Pascha, einem der älteren türkischen Gewalthaber, der vor der Zeit der Karamanly's lebte, benannt, befand sich grade in der Nähe meiner Behausung, sowie der Dschâmi' Darqut und wurde mir in Folge eines günstigen Zufalls zugänglich. Ihr Inneres bestand aus einem großen Patio oder Usst ud Dâr, um welchen unter Säulenarcaden die kleinen Zellen der Studenten herumliefen. Auf jeder von drei Seiten dieses Hofes führte jedoch eine Pforte in's Freie und zwar auf einen im Schutze des geheiligten Gebäudes angelegten Friedhof, dessen Denkmäler sich durch gewählteres Material und oft recht kunstvoll gemeißelte und geschnörkelte Inschriften bemerkbar machten. In einem dieser Friedhöfe lag eine große Capelle, mit einer innen achteckigen, außen abgerundeten Kuppel bedeckt, unter der sich das von einem Paradebett überragte Grab eines Heiligen befand, und zwar, wie man mir sagte, eines Zöglings der Anstalt, der schon vor Jahrhunderten

hier studirt und sein ganzes Leben im Geruch der Heiligkeit und Wunderthätigkeit in der Anstalt selbst zugebracht hatte, wie denn überhaupt diese frommen Stiftungen den Studenten nicht nur in ihren jungen Jahren, sondern für die Lebensdauer Obdach und Speise gewähren.

Die Zahl der Heiligengräber ist überhaupt Legion; nicht alle erfreuen sich jedoch einer gleich großen Verehrung. Während die gefeiertesten Heiligen ihre ewige Ruhestätte in prächtigen, oft einer Moschee an Größe gleichkommenden Qobba's gefunden haben, an denen sich namentlich am Freitag zahlreiche Beter einzufinden pflegen, welche das Signal einer oder mehrerer grüner oder weißer Standarten, über dem Grabe aufgepflanzt, zusammenruft, sind die Gräber der dii minorum gentium oft in ihrer Unbedeutendheit kaum zu erkennen; ihre Denkmäler bestehen aus viereckigen Backsteinsarkophagen oder auch wohl aus ganz kleinen Kuppeln, die nur einen Fuß über dem Erdboden, auf dem sie ohne Piedestal ruhen, emporragen. Indessen fehlt es auch ihnen nicht ganz an Verehrern, welche es freilich nicht immer bis zu einer schönen Fahne bringen können, aber in treuer Anhänglichkeit doch irgend einen Fetzen ihrer Kleidungsstücke, irgend ein Tuch oder sonstigen Lappen am Heiligengrabe aufhängen, das Geschenk der Armuth an die Heiligen des armen Volkes. In vielen Fällen ist auch das bescheidene Grabdenkmal schon längst verschwunden, aber die Oertlichkeit doch der frommen Tradition geheiligt geblieben, welche nicht ermangelt, ihre in aufgehängten Läppchen symbolisirte Erkenntlichkeit für die Wunder, die oft selbst dem obscursten Heiligen eine große locale Berühmtheit verleihen, an den Tag zu legen.

In enger Verbindung mit diesen religiösen Gebäuden, seien sie nun Moscheen, Medressa's oder Heiligengräber, stehen auch hier wie in andern moslimischen Ländern die öffentlichen Unterrichtsanstalten, in Tripolis übrigens alle mit einer ein-

zigen Ausnahme höchst unbedeutende, gewöhnliche Qorân-schulen, und in Gebäuden von sehr bescheidenem Aussehen abgehalten. Die Ausnahme bildet die Ruschdiya, eine vom jetzigen Pascha gegründete Anstalt, in welcher außer dem Qorân auch noch Türkisch und das zum Verständniß der Grammatik desselben beinahe unentbehrliche Persisch gelernt wird. Diese Schule bildet eine der verschiedenen Verbesserungen, welche die Stadt dem aufgeklärten Sinne ʿAlyy Ridhâ Pascha's verdankt.

Unter diesen Verbesserungen müssen wir auch die Straßenbeleuchtung, das von ihm eingeführte neue Straßenpflaster (eine Art von Macadam mit sehr festem Untergrund künstlicher Steinschichten), das neue Schlachthaus, die Abzugskanäle und vor allen Dingen die artesischen Brunnen anführen, deren der Gouverneur einige dreißig in der Stadt selbst in Angriff genommen hat, von welchen ein Fünftel bereits vollendet ist. Dieser Eifer für Reformen und Nützlichkeitswerke, den der jetzige Pascha an den Tag legt, wird jedoch von vielen Leuten in Tripolis, namentlich den Europäern, nicht hoch angeschlagen. Man geht aber vielleicht zu weit, wenn man behauptet, daß das Ganze nur Blendwerk, darauf berechnet, lobhudelnde Artikel in europäischen Zeitungen hervorzulocken (was allerdings geschehen ist), sowie den Europäern, welche Tripolis besuchen, Sand in die Augen zu streuen und sie glauben zu machen, als befänden sie sich in einer Stadt des culturhistorischen Fortschritts, während in Wirklichkeit hier aller Fortschritt nur Schein und seine Inscenesetzung Schwindel sei. Allerdings läßt es sich nicht läugnen, daß der türkische Schlendrian sich auch in Bezug auf diese gemeinnützigen Einrichtungen und Werke kund giebt, daß zum Beispiel der Bau eines öffentlichen Gebäudes begonnen und dann ohne irgend einen stichhaltigen Grund plötzlich unterbrochen wird, daß eine Straße oft monatelang wegen der Pflasterung un-

zugänglich bleibt, während welcher Zeit sie auch keinen einzigen Pflasterstein mehr bekommt, daß die Straßenlaternen je nach Laune der Bediensteten einen Abend viel zu früh, einen andern viel zu spät, einen dritten gar nicht angezündet werden, und was schließlich das wichtigste Werk, die artesischen Brunnen, betrifft, so kann man nicht in Abrede stellen, daß noch keiner der bis jetzt vollendeten genießbares Wasser gegeben hat, und daß Tripolis, so reich an Brunnen, deren Wasser jedoch nur zum Waschen und allenfalls zur Viehtränke gebraucht werden kann, in Bezug auf Trinkwasser nach wie vor auf die Cisternen angewiesen ist. Nun besitzt zwar jedes Haus seine Cisterne; da aber die jährliche Regenmenge hier meist nur einen Vorrath für sechs bis sieben Monate zu liefern pflegt, so sind die Bewohner genöthigt, das Trinkwasser in der übrigen Zeit des Jahres von außen, eine halbe Meile weit, kommen zu lassen. Deßhalb ist gewiß das ungenügende Resultat der bis jetzt gebohrten artesischen Brunnen zu beklagen; da dieses aber ohne Zweifel dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man letztere in zu großer Nähe des Meeres anlegte, so dürfte den übrigen, welche sich der Gouverneur vornimmt noch bohren zu lassen, wenn anders dieß in größerer Entfernung von der See geschieht, ein günstigeres Resultat vorauszusagen sein. Was man übrigens auch immer über die Unvollkommenheit der Schöpfungen des jetzigen Statthalters sagen mag, so scheint mir, daß man dieselbe doch hauptsächlich den Hindernissen, mit denen er zu kämpfen hat, der Apathie seiner Beamten, der Faulheit seiner Arbeiter und dem allgemeinen Schlendrian der Moslims, aus dem sie gewiß nicht ein einziger Mann und sei er noch so energisch, aufrütteln kann, zuschreiben muß. Jedenfalls verdienen des Pascha's städtische, wie ländliche Reformen (deren letzterer später zu gedenken sein wird) inmitten der culturhistorischen Stagnation aller Länder des Islams unsre volle Anerkennung

und wir können nur wünschen, daß er fortfahren und das Begonnene vollenden möge.

Es ist schon früher die Rede davon gewesen, daß Tripolis die Stelle einer antiken Stadt einnimmt. Freilich erweisen sich die antiken Reste, welche man noch hier sieht, als so spärlich, daß wir hieran vielleicht zweifeln könnten, befände sich nicht unter diesen Resten ein Denkmal, welches offenbar nur einer Oertlichkeit von städtischer Bedeutung angehören konnte. Ich meine den berühmten, bereits von allen Reisenden beschriebenen Triumphbogen, der jedoch in seiner jetzigen Gestalt sehr wenig den glänzenden Schilderungen entspricht, welche von ihm gemacht worden sind. Während der untere Theil ganz im Boden versunken ist, zeigt sich der obere durch ein in ihm und um ihn errichtetes Haus (jetzt kein Weinschoppen mehr, wie zu Barth's Zeit) fast ganz verbaut, so daß vom Bogen selbst nur die eine der vier Seiten völlig, eine andere blos halb und die übrigen gar nicht mehr zu Tage liegen. Auf der freigebliebenen Seite haben sich die Basreliefs, mit denen das ganze Denkmal geschmückt war, theilweise erhalten, so daß man noch deutlich Figuren von Löwen, Victorien auf Triumphwagen, Adlern u. s. w. erkennt. Die bekannte Inschrift, welche aussagt, daß die Triumphpforte vom Proconsul Cajus Orfitus (der uns durch die Weihung des Denkmals des Apulejus in Karthago bekannt ist) dem Marcus Aurelius Antoninus und Lucius Aurelius Verus gewidmet wurde, befindet sich auf derjenigen Seite, welche jetzt die Rückseite geworden und halbverbaut ist, so daß die Schrift nicht mehr ganz zu Tage liegt.

Uebrigens ist das Denkmal durchaus nicht zerstört und könnte durch Hinwegräumung des angebauten Hauses und Befreiung vom Schutt beinahe in seinem alten Glanz wiederhergestellt werden. Eine solche Restauration wäre um so interessanter, als wir dadurch den freien Anblick eines jener

Denkmäler erhielten, deren uns aus dem Alterthum nur wenige hinterlassen worden sind. Es gehört nämlich zur selben Gattung, wie der bekannte Bogen des Janus quadrifrons in Rom, eine Gattung von Bogen, die sich nicht auf die Bedeutung einer Triumphpforte beschränkte, sondern zur architektonischen Zierde (möglicherweise mit einem Nützlichkeitszweck verbunden, wie demjenigen Bureaux für die Erhebung der Marktsteuern oder auch vielleicht Wachtposten zu enthalten) eines öffentlichen Platzes, Marktes oder Forums diente. Auch dieser scheint nicht ein eigentlicher Triumphbogen gewesen zu sein, obgleich sein architektonischer Schmuck ihn den schönsten uns erhaltenen Ehrenpforten andrer Gattung, wie dem Bogen des Titus, des Septimius Severus und des Constantin ebenbürtig an die Seite stellt. Vor dem Janus quadrifrons in Rom zeichnet er sich nicht nur durch seine geschmackvollen, der besten Kunstepoche angehörigen Basreliefs, sondern auch durch sein, in Form eines Achtecks angelegtes, kunstreiches Gewölbe aus, während die vier Bogen des römischen nur ein einfaches Dach tragen. Seine Bestimmung scheint übrigens eine ähnliche wie die des letzteren gewesen zu sein und wir dürfen wohl annehmen, daß er, ebenso wie der Janus quadrifrons in einem der belebtesten Handelsviertel, wahrscheinlich auf dem Marktplatz, lag. Sehr komisch muß uns dagegen die Ansicht Beechy's erscheinen, welcher annimmt, daß lange vor der Gründung einer städtischen Niederlassung an dieser Stelle der fragliche vierfache Bogen bereits existirt habe, und zwar zu dem Zwecke, um den Jägern, welche allein diese damals ganz unbewohnte Gegend von Zeit zu Zeit besuchten, zum temporären Obdach zu dienen. Diese Ansicht beruht auf den verschrobenen archäologischen Ideen Beechy's, von denen wir noch andere Beispiele haben (er nimmt zum Beispiel Abrotonon für die Vorgängerin von Tripolis und weiß gar nicht, daß Abrotonon nur der griechische Name für

Sabrata war), deren zu Folge die römische Vorgängerin des heutigen Ṭarâboloſſ ganz wo anders, etwa zwei geographische Meilen im Innern, gelegen habe, wo wir uns umsonst nach irgendwelchen Resten umsehen. Das Lächerliche, welches in der Errichtung eines Arcus quadrifrons zum Zwecke eines Jagdpavillons liegt, scheint der Engländer ganz übersehen zu haben.

Daß aber an Stelle des heutigen Ṭarâboloſſ bereits zur Glanzzeit des römischen Kaiserreichs eine Stadt lag, davon liefert uns nicht nur der ebenerwähnte Aureliusbogen deutliche Beweise (denn die Existenz solcher Bogen im freien Feld ist offenbar ein Paradoxon), sondern auch noch vielfaches antikes Gemäuer, welches wir theils an dem Meeresufer, wo es unzweifelhaft die Quai's dieser Römerstadt bilden half, theils als Fundamente der jetzigen arabischen Stadtmauer antreffen. Letztere finden wir namentlich in dem am Bâb Dschedyd (dem neuen, erst vor 10 Jahren gebrochenen Thor) in einem jetzt halbverfallenen Fort, wo die mächtigen Quadersteine der Grundmauer offenbar auf einen vorarabischen, ja selbst vorbyzantinischen Ursprung deuten. Selbst auf antike Sculpturen und Kunstdenkmäler stößt der Forscher nicht selten in dem Gemäuer des jetzigen Ṭarâboloſſ. So bemerkte ich unweit des Judenviertels in einem Hause einen mit einem Basrelief geschmückten Baustein, dessen Gegenstand mich lebhaft an viele Mosaiken, die in Karthago gefunden wurden, erinnerte. Das Basrelief enthielt eine getreue Darstellung des gewöhnlichen Papagei's des Ssudâns, grade so, wie wir ihn auf den besagten Mosaiken erblicken. Der Papagei war den Karthagern nicht unbekannt und man braucht wegen seiner Einführung gar nicht an das fabelhafte Ophir der Bibel zu denken, sondern kann dieselbe einfach aus dem Ssudân ableiten, woher er noch heute kommt. Mit dem ostindischen Papagei, an den man gewöhnlich bei Ophir denkt, hat diese Sculptur gar keine Aehnlichkeit, wohl

aber eine sehr getreue mit dem afrikanischen. Die Araber begehen bei ihrer Benennung dieser Sculptur einen rührenden Anachronismus. Da nämlich der Papagei auf einer kurzen Säule sitzt, welche eine oberflächliche Aehnlichkeit mit einer Kanone zeigt, so benennen sie den Stein „Bu el Madfa" wörtlich den „Vater der Kanone", d. h. den Stein mit der Kanone. Andere Anzeichen von der Existenz einer Römerstadt an dieser Stelle liefern uns die außerordentlich tiefen Cisternen, welche wir in der nahegelegenen Meschiya beobachten, sowie die ausgedehnte Nekropole, die in derselben ländlichen Umgebung entdeckt wurde. Der Umstand, daß die Gefäße zur Aufbewahrung der Leichenasche nicht, wie bei den Römern sonst üblich, aus Thon oder Erde, sondern aus Glas bestanden, deutet, wie schon Barth bemerkte, auf das Fortbestehen der alten phönicischen Glasfabrikation in diesen einst so bedeutungsvollen punischen Colonien. Ob wir jedoch hieraus gradezu den Schluß ziehen können, als seien diese Gräber wirklich altphönicisch, ist eine Frage, die ich eher verneinen möchte, da bekanntlich die Sitte des Begrabens der unverbrannten Leichen bei den Phöniciern und Karthagern bis in verhältnißmäßig späte Zeit fortbestand.

Welches war aber der Name dieser antiken Stadt? Die moderne Benennung Tripolis ist offenbar späteren Ursprungs und bildete im Alterthum nur die Bezeichnung der Provinz, welche die „dreistädtische" nach ihren drei großen Bevölkerungsmittelpunkten, Sabratha, Oea und Leptis, genannt wurde. Die Lage zweier dieser Hauptstädte war schon lange bekannt, diejenige von Oea allein konnte noch einem Zweifel unterliegen, ein Zweifel, welcher jedoch, wie mir scheint, durch die Entfernungsangaben des Itinerarium Antonini Augusti und der Peutinger'schen Tafel gehoben wird. Nach ersterem betrug die Entfernung von Sabrata Colonia nach Oea (im Itinerar Ocea genannt) 55 Milliarien, während die grade Linie von

Tripolis nach Tripoli vecchio (den Ruinen von Sabrata) etwas weniger als 49 Milliarien beträgt. Der Umweg von sechs Milliarien wird aber leicht dadurch erklärbar, daß die Straße des Itinerars nicht dem Meere entlang führte, sondern einen Einbug landeinwärts machte, um die Mittelstation Vax villa Repentina zu berühren. Die Straße der Peutinger'schen Tafel (welche die Stadt Osa nennt) dagegen lief dem Meere entlang über Assaria (Sansur), und Pontos (Ruinen bei Sauya) und wird genau auf 49 Milliarien Länge angegeben, was vollkommen der Wirklichkeit entspricht. Ein ganz ähnliches Resultat liefert uns der Vergleich der Entfernungsangaben der beiden Itinerarien in der Richtung von Leptis. Hier haben wir in der Peutinger'schen Tafel eine Entfernung von 76, im Itinerar von 81 Milliarien, ein Unterschied von 5 Milliarien, welcher die Verschiedenheit der Wege (denn keine der Zwischenstationen der einen Straße findet sich auf der andern) hinlänglich erklärt. Die directe Entfernung von Tripolis nach Lebda (Ruinen von Leptis) beträgt zwar nur 65 Milliarien, so daß wir also bei der einen Straße eine Abschweifung von 11, bei der andern von 16 Milliarien annehmen müssen. Die größere Abschweifung der vom Itinerar gegebenen Straße erklärt sich hinreichend durch den Umstand, daß letztere nicht wie die der Peutinger'schen Tafel, die kleinen Küstenstädte, sondern die großen agricolen Mittelpunkte der Besitzungen reicher Römerfamilien, wie Megradi Villa Aniciorum und Minna Villa Marsi, berührte, welche der Natur der Sache gemäß eher im Innern, wo das Land fruchtbar ist, als an dem zumeist sandigen Strande gesucht werden müssen. Aber auch die Seestraße der Peutinger'schen Tafel, welche wir zwischen Sabrata und Oea (Osa) genau mit der graden Linie übereinstimmend gefunden haben, weil eben die Küste auf letzterer Strecke beinahe grade läuft, erleidet hier eine nicht geringe Abweichung, welche jedoch nicht weniger leicht zu erklären ist, da eben die Küste

zwischen Tripolis und Lebda von der graden Linie nicht unbedeutend abschweift.

Nach diesen für die Identification antiker Orte wichtigsten beiden Quellen müssen wir also in Oea, dem Ocea des Itinerars, dem Osa der Peutinger'schen Tafel, die römische Vorgängerin von Tripolis erkennen.

Aber ihr Ursprung reicht weit über die Epoche der Römerherrschaft an dieser Küste hinauf und wenn auch die Geschichtschreiber hievon schweigen, so ist uns doch die phönicische Gründung Oea's durch numismatische Denkmäler erwiesen. Wir besitzen eine Münze, auf der wir deutlich in phönicischer Schrift den Namen ויעת בילת מעקר (Oea, Stadt des Makar) lesen (Judas Etude demonstr. de la langue Phénicienne. Paris 1847. Seite 138). Hieraus geht auch der tyrische Ursprung der Stadt hervor, denn Maker war der Hauptgott der Tyrier, dem alle ihre Colonien geweiht wurden, und zugleich wird uns dadurch der im Stadiasmus maris magni, in welchem wir Oea umsonst suchen, an dessen Stelle angeführte Name Makaraia (Stadt des Makar) erklärbar. Judas nimmt übrigens an, Makaraia sei eine andere nahe bei Oea gelegene, von letzterem abhängige Stadt gewesen. Von der Existenz einer zweiten antiken Stadt in dieser Nähe fehlen uns jedoch alle Beweise. Makaraia war also wahrscheinlich der den Hellenen geläufigere Name, da sie ihn leicht von einer griechischen Wortwurzel ableiten konnten, ähnlich, wie sie wahrscheinlich Abrotonon für Sabrata gebrauchten. Der Stadiasmus maris magni, welcher letztere Stadt übrigens bei ihrem phönicischen Namen Sabratha nennt, giebt die Entfernung von ihr nach Makaraia (Oea) so an, daß wir auch durch ihn eine Bekräftigung der Ansicht, Oea und Makaraia seien eins und an der Stelle des heutigen Tripolis gelegen gewesen, erhalten. Diese Entfernung wird von ihm zu 400 Stadien angegeben, was etwa 50 römischen Milliarien entspricht; im Itinerar haben wir 55, in

der Peutinger'schen Tafel 49 Milliarien von Oea nach Sabrata und in Wirklichkeit beträgt die Entfernung von Tripolis nach den Ruinen von Sabrata annähernd 50 Milliarien, so daß also kaum eine größere Uebereinstimmung denkbar. Der phönicische Name von Oea mußte natürlich bei den Römern, welche das in ihm enthaltene ʿAin nicht aussprechen konnten, mehr oder weniger unrichtige Formen annehmen. Deren haben wir schon oben zwei (Ocea und Osa) gefunden. Auch Plinius (Hist. nat. V. Cap. 4) und Mela (I, 7, 5), welcher Oea, und Ptolemäos (IV. cap. 3, § 20), welcher Heoa schreibt, sind nicht im Recht. Doch scheint erstere Orthographie in späterer Zeit bei den Römern die vorherrschende geworden zu sein und findet sich auch in dem berühmten Vers des Silius Italicus (III, 257):

Oeaque trinacrios Afris permixta colonos.

Wie aber die Einheimischen ihn aussprachen, dazu scheint der arabische Geograph Abu ʿObayd el Bakry uns einen Fingerzeig an die Hand zu geben. Dieser behauptet nämlich, daß Ṭarâboloss früher Madynat اباس genannt worden sei, wofür Barth die Lesarten Aïas und Anas vorschlägt. Wir können aber ebensogut أُيَاش oder أَيَاس vocalisiren und demzufolge Oyâsch oder Oyâss lesen und dann würden wir der obigen Münzlegende, welche den Namen ויעת (welches ויעַת vocalisirt werden kann), also Oyʿath schreibt, sehr nahe stehen, denn der einzige Buchstabe, der in dem arabischen Oyâss und dem phönicischen Oyʿath verschieden, ist der letzte, Sin oder Schin statt Tau. Dies ist aber nun grade eine Permutation, die vom Hebräischen in's Arabische und umgekehrt häufig vorgenommen wird, wie שְׁמֹנָה (acht) im Arabischen ثَمَان und, wie im hiesigen Fall umgekehrt יָתַר (viel sein), im Arabischen يَسَرَ (welches namentlich im tuni=

sischen Dialect als „viel sein“ vorzugsweise im Gebrauch ist); כָּתַת (einstoßen), im Arabischen كَسَّ; פָּתַר (erklären), im Arabischen فَسَرَ u. s. w. Zudem steht ja die Aussprache des hebräischen Tau bei vielen Juden dem Sin und dem Schin sehr nahe.

El Bakry leitet auch den neueren Namen Tripolis vollkommen richtig von seiner griechischen Wurzel ab und zeigt sich auch hierin als ein vertrauenswürdiger Geograph. Wann jedoch dieser Name „Tripolis“ angefangen hat, als derjenige der Stadt gebraucht zu werden, ist er ebensowenig, wie irgend ein Andrer, im Stande, uns zu sagen. Beechy legt dem Umstand, daß die Ruinen von Sabrata heutzutage von den Europäern „Tripoli vecchio“ genannt werden, eine übertriebene Bedeutung bei und ist der Meinung, als sei es jene Stadt gewesen, welche zuerst den Namen der Provinz angenommen habe, der dann nach ihrer Zerstörung auf das heutige Ṭarâboloſſ übergegangen sei. Aber hievon, sowie überhaupt von der Benennung „Tripoli vecchio“ als einer landesüblichen (die Araber gebrauchen sie nie) fehlen alle Beweise und letztere Benennung für Sabrata, obgleich schon viele Jahrhunderte alt, muß wohl als eine jener Oberflächlichkeiten der europäischen Seefahrer betrachtet werden, von denen wir noch andre Beispiele haben, wie die absurde Benennung Africa für die einzige Stadt Mahdiya u. s. w.

In den Bisthumslisten ist von einem Bischof von Tripolis nie die Rede, was sehr erklärlich, da eben Tripolis im Alterthum kein Städtename war und die Bischöfe nicht ihre Titel von Provinzen ableiteten. Dagegen finden wir drei Bischöfe von Oea genannt, Natalis (255) und den Donatisten Maximianus (411), die den von Cyprian und von Augustinus präsidirten Concilen beiwohnten, sowie Cresconius, der zur Zeit der ersten vandalischen Verfolgung unter Geiserich viel

zu leiden hatte und später, im Jahre 484, von Hunerich zugleich mit seinen Amtsbrüdern in die Verbannung geschickt wurde. Da Cresconius in der Verbannung starb, so gelangte er zu einer Stelle im Martyrologium und sein Name figurirt im vollständigen römischen Kalender zugleich mit Valerianus, Urbanus und andern Seliggesprochenen am Tage des 28sten Novembers.

Der Name Tripolis als Provincialbezeichnung ist sogar nicht einmal sehr alt. Er wird zuerst meines Wissens von Pomponius Mela gebraucht, und noch lange nach ihm war dieser Provincialname nicht officiell bestätigt. Erst in viel späterer Zeit finden wir eine provincia Tripolitana, denn in den ersten vier Jahrhunderten nach dem Fall Karthago's gehörte diese Provinz zur Proconsularis. Mannert will zwar schon dem aus Leptis magna stammenden Kaiser, Septimius Severus, die Errichtung der Tripolitana zur Provinz zuschreiben (Mannert X, 2. p. 133), aber aus den von ihm bei dieser Gelegenheit citirten Worten des Aurelius Victor (Caess. Cap. 20) geht nur hervor, daß der Name Tripolis für diesen District damals schon gebräuchlich war, aber wohl nur als volksthümliche Bezeichnung. Ueber den Entstehungsgrund dieses Namens lassen uns die alten Autoren nicht im Zweifel. Solinus (Polyhistor. c. 27) sagt: Achaei Tripolim lingua sua signant de trium urbium numero, Oeae, Sabratae, Leptis magnae, und bei Isidor (Origin. lib. XIII, c. 5) lesen wir fast dieselben Worte. Der Name kommt also von den drei Hauptstädten, wahrscheinlich den einzigen bedeutenden Städten der Tripolitana, ganz wie die Pentapolis nach ihren fünf Hauptstädten benannt wurde. Als officieller Provinzenname kommt er erst im Jahre 390 zur Zeit des Diocletian gleichzeitig mit dem Namen der Byzacena vor. In der Notitia Dignitatum (Ed. Boecking I, p. 6) erscheint die Tripolitana unter der Verwaltung eines Präses, dessen Titel „Vir perfectissimus“

ihn auf den vierten Rang in der Stufenleiter der spätrömischen Hierarchie verweist, während die Byzacena ihre Schwesterprovinz von einem Consularis, Beamten dritten Ranges, der den Titel „Vir clarissimus“ führte, und die Proconsularis, von welcher beide Provinzen losgetrennt worden waren, von einem Proconsul, Beamten zweiten Ranges, „Vir spectabilis“ (der erste Rang wurde „Vir illustris“ betitelt) verwaltet wurden. Die Tripolitana stand somit auf gleicher Stufe wie die Mauritania Sitifensis, welche gleichfalls nur einen Präses hatte. Sie besaß übrigens noch einen im Range über dem Präses stehenden Beamten, den Dux provinciae Tripolitanae, welcher bald als Beamter zweiten Ranges „Spectabilis“, bald als solcher dritten Ranges „Clarissimus“ betitelt wird. Der Dux war jedoch ein rein militärischer Beamter; unter ihm standen die vierzehn Limites oder militärisch verwalteten Gränzdistricte der Tripolitana. Es scheint nicht, daß dies Amt des Dux in der Tripolitana jemals mit demjenigen des Präses in einer Person vereinigt wurde, wie dies in andern Provinzen, z. B. der Mauritania Caesariensis, geschah. Obgleich im Range unter dem Dux stehend, so scheint doch der Präses in Wirklichkeit mehr politische Autorität besessen zu haben, da wir in einem Gesetze der Kaiser Theodosius und Valentinianus (L. 32, § 1. C. de appell. VII, 62) den Passus finden: „Im Falle von dem Dux, selbst wenn er zugleich Präses wäre, appellirt werden sollte“, was hinlänglich andeutet, daß das Amt eines Präses, wenn es mit demjenigen eines Dux vereinigt wurde, letzterem eine größere Autorität verlieh.

Der Umstand übrigens, daß die Tripolitana einen höheren militärischen und nur einen niederen civilen Beamten besaß, scheint hinlänglich anzudeuten, daß in dieser Provinz zu der Zeit, als sie von der Proconsularis losgetrennt wurde, bereits das bürgerliche Element gegen das militärische zurückstand.

Die vielen Rebellionen der Mauren hatten ohne Zweifel die colonialen, bürgerlichen Districte in sehr bescheidene Gränzen, welche sich nicht weit über die Küstenlandschaft ausdehnten, zurückgedrängt und die Errichtung der vierzehn Limites nöthig gemacht, d. h. militärisch organisirter Gränzdistricte, oft mitten im feindlichen Lande gelegen, deren kriegerische Organisation allein im Stande war, den rebellischen Eindringlingen einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Ganz ähnlich verhielt es sich mit der andern afrikanischen Präsidialprovinz, der Mauritania Sitifensis, deren Präses einen noch viel bescheideneren Verwaltungsbezirk hatte, während der militärische Verwalter, der Comes Africae, ein noch über dem Dux stehender Beamter und stets „Vir Spectabilis" titulirt, einer noch größeren Anzahl von Limites vorstand. Der Comes Africae hatte übrigens auch die Limites der Proconsularis, Numidia Byzacena, unter sich.

Eine in manchen Punkten ähnliche Verwaltungseintheilung haben auch in unserm Jahrhundert die Franzosen in Algerien eingeführt, dessen drei Provinzen jede ihren Präfecten oder Civilverwalter, der nur die Städte und das sogenannte „territoire civil" unter sich hat, und nebenbei einen militärischen Gouverneur besitzen, der im „territoire militaire" unumschränkt herrscht und im Range über dem Präfecten steht. Der über Allen stehende Generalgouverneur dagegen findet, in sofern er auch über die bürgerliche Verwaltung gesetzt ist, in der römisch-afrikanischen Hierarchie in zwei Beamten sein Gegenstück, nämlich in dem in Italien residirenden Präfectus Prätorio Italiae, der außer der Diöcese Italien, auch noch die Diöcesen Africa und Illyrien in höchster Stelle verwaltete, und seinem Stellvertreter in Africa, dem Vicarius Africae, unter dem die fünf Provinzen, Byzacium, Numidia, Mauritania Caesariensis, Sitifensis und Tripolitana standen, während die Proconsularis mit ihrem Proconsul direct dem

Praefectus Praetorio untergeben war, wohl deßhalb, weil der Proconsul im Range über dem Vicarius Africae stand. Insofern der Generalgouverneur den militärischen Angelegenheiten vorsteht, findet er jedoch sein Gegenstück im Magister Peditum Praesentialis, der übrigens außer Africa noch fast alle Militärgouverneure des Occidents unter sich hatte. Außerdem waren jedoch noch viele Verwaltungszweige, welche jetzt die französischen Gouverneure vereinigen, bei den Römern getrennt. Die Reiterei stand direct unter dem „Vir illustris“, Magister equitum praesentialis, die Finanzen unter dem Comes sacrarum largitionum und seinem Stellvertreter in Africa, dem Rationalis Summarum Africae, die Domänen unter dem Comes rerum privatarum und seinem Stellvertreter in Africa, dem Rationalis Rei Privatae Domus Fundorum Divinae per Africam. An Stelle dieser complicirten Verwaltungsmaschine haben schon die Franzosen in Algerien eine einfachere, eine noch viel einfachere aber die Türken in Tripolis gesetzt, deren urwüchsiger Barbarei das nächste Capitel gewidmet ist.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Tripolis.

Regierung und Volk.

Historischer Vergleich der drei Regentschaften. — Die Dynastie der Karamanly. — Ihre Regierung. — Türkische Eroberung. — Verrath. — Aufhören der Autonomie. — Loos der ehemaligen Prinzen. — Ahmed Karamanly. — Die jetzigen türkischen Statthalter. — Ihr Raubsystem. — Geringe Machtmittel der Türken in Tripolis. — Warum sie nicht viele Soldaten nöthig haben. — Der Freiheitskampf unter Rhuma. — Alyy Ridhâ Pascha und seine Reformpläne. — Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit der Reformen. — Raubsucht aller Beamten. — Der Schwiegersohn des Pascha. — Geringe Einkünfte des Staats aus der Regentschaft. — Der Schaych el Beled. — Sein unermeßlicher Reichthum. — Seine Ungerechtigkeit und Räubereien. — Der bestechliche Qâdhi. — Besuch beim Bürgermeister von Tripolis. — Sein klugbetriebener Sklavenhandel. — Aeußerungen des Pascha über circassische Sklavinnen. — Neue Reformpläne. — Die Gründung von zwei Colonieen. — Die Bank. — Ein lobhudelnder Zeitungsartikel und Kritik desselben. — Der Mowyn. — Der Defterdar. — Der General. — Massar Bey. — Religiöse Persönlichkeiten. — Aberglaube. — Die ächten Mauren von Tripolis. — Die hier ansässigen fremden Araber. — Die Türken. — Juden. — Europäer.

Die Geschichte der drei Regentschaften Algier, Tunis und Tripolis, welche in vielen Beziehungen so große Analogie zeigt, erweist sich nur in einem Punkt gänzlich verschieden. Während in Algier die von den türkischen Seeräubern und Janitscharen im 16ten Jahrhundert eingeführte Wahlmonarchie unter den aus dem Rang des Odschak hervorgegangenen Dey's bis zum Fall der Regentschaft fortbestand, haben wir in Tunis gesehen, daß von den drei Gewalthabern, dem Dey, dem Pascha und dem Bey, der letztere alle Regierungsmacht zu usurpiren, in seinen Händen zu vereinigen

und auf seine noch heute regierenden Nachkommen fortzupflanzen wußte. In Tripolis dagegen war es der Pascha, jener in Tunis zu einem reinen Popanz herabgesunkene Würdenträger, welcher die beiden andern, den Dey und Bey, gänzlich zu verdrängen, ja sogar deren Titel zu beseitigen wußte, denn der Name eines „Bey von Tripolis" figurirt nur in europäischen Geschichtsbüchern, im Lande war er nie als Souveränstitel üblich, wie in Tunis, wo die Bey's sich etwas darauf zu gute thaten, ihren ursprünglich sehr bescheidenen und tief unter dem Pascha stehenden Titel beizubehalten.

Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts besaß Tripolis eine ganz ähnliche Regierung, wie die zwei übrigen Regentschaften, aber dieselbe litt auch unter denselben Uebelständen, wie diejenige der andern. Die drei, theils aus der Wahl hervorgegangenen, theils vom Sultan ernannten Würdenträger lagen sich beständig in den Haaren und das Land war in Folge dieses Zustandes natürlich der größten Anarchie preisgegeben. Um das Jahr 1714 jedoch fand sich ein energischer Mann, Namens Aḥmed Karamanly, im Besitz der Paschaswürde, welche damals nur ein Glied im officiellen Triumvirat bildete, der den kühnen Entschluß faßte, seine zwei ihm an Gewalt gleichen Collegen, den Dey und den Bey, sowie deren Anhang zu beseitigen und sich selbst zum absoluten Alleinherrscher des Landes zu machen. Dies gelang ihm vermittelst eines jener Staatsstreiche, deren Geheimniß der Orient bewahrt und von denen wir in neuerer Zeit durch Moḥammed 'Alyy von Aegypten eine genaue Copie ausgeführt gesehen haben. Während in Tunis ein offener Krieg das Mittel bildete, durch welches der Gründer der ḥossaynitischen Dynastie beinahe zu derselben Epoche die Gewalt an sich riß, nahm Aḥmed seine Zuflucht zu dem leichteren, demjenigen des Verraths. Er kündigte ein großes Fest an, zu dem er sämmtliche Würdenträger einladen ließ, denen in den dunklen Ge-

wölbgängen des Palastes eine Anzahl von Henkern auflauerte, welche ihr Geschäft des Erdrosselns der im engen Gange Mann für Mann vorschreitenden und von der Finsterniß entwaffneten Eingeladenen im Nu vollendet hatten. Dieser an den Mord der Abencerragen erinnernde Verrath beseitigte in einem Tage an die dreihundert, das heißt alle einflußreichen Türken, und ließ Niemanden am Leben, welcher dem Pascha die Gewalt streitig machen konnte. Der schlaue Mann kannte die Mittel wohl, um sich bei seinem Oberherrn, dem Sultan, einzuschmeicheln und es gelang ihm auch wirklich, sich in seiner usurpirten Herrschaft bestätigen zu lassen, ja dieselbe auf seine Nachkommen fortzupflanzen.

Seitdem herrschte in Tripolis bis zum Jahre 1835 ein ähnliches Regiment, wie es noch jetzt in Tunis besteht, das heißt eine halb aus türkischen, halb aus arabischen Elementen zusammengesetzte Verwaltung, in der jedoch einer dritten Rasse die eigentliche Oberherrschaft zustand und die wir deßhalb vielleicht am Bezeichnendsten die Herrschaft der Kulugly's nennen können. Ahmed Pascha, der erste Karamanly, war selbst Türke, aber seine Nachfolger Kulugly's, d. h. Nachkommen aus gemischten Ehen zwischen Türken und Arabern. Solcher Kulugly's gab es außerdem in Tripolis noch viele Tausende, die Nachkommen der seit zwei Jahrhunderten die Herrschaft ausübenden Türken von arabischen Müttern, und diese bildeten die natürlichste und homogenste Stütze der Regierung, welche freilich nebenbei noch immer Türken aus der Levante zum Militärdienst kommen ließ, aber sich wohl hütete, ihnen bedeutende Posten anzuvertrauen. Obgleich beinahe ganz arabisirt, so hegten doch die Kulugly's eine tiefe Verachtung gegen die ächten Einheimischen und gestatteten ihnen nur in den seltensten Fällen einen Einfluß auf die Verwaltung. Freilich war die Regierung den größeren arabischen Stämmen gegenüber beinahe ohnmächtig und be-

gnügte sich mit einem nominellen Vasallenthum derselben, mußte ihnen aber die Regelung ihrer innern Angelegenheiten vollkommen selbst überlassen. Die unmittelbare Herrschaft der Pascha's von Tripolis aus der Dynastie der Karamanly, obgleich immer noch viel fester begründet, als die der früheren anarchischen türkischen Gewalthaber, beschränkte sich sozusagen auf die Küstenstädte und die festen Wohnsitze einzelner Bewohner des Innern, und da deren in diesem weiten, aber hauptsächlich von Nomaden bewohnten Gebiet nur auffallend wenige sind, so war sie eine sehr schwache und unbedeutende. Daher die geringe Achtung, in welcher der Bey von Tripolis, wie ihn die Europäer nannten, im Vergleich mit dem Dey von Algier und dem Bey von Tunis in Europa stand. Obgleich nomineller Herr eines Landes, welches die beiden andern Regentschaften zusammengenommen an Flächeninhalt übertraf, obgleich selbst Fesân, Rhadâmess und andere Provinzen des tiefen Südens seine Oberhoheit anerkannten, so war jedoch seine wirkliche Autorität nur eine sehr beschränkte und seine Einkünfte für einen Souverän außerordentlich gering. Ich hörte sie von zuverlässigen Europäern, welche diese Regentschaft bereits zur Zeit der Karamanly's bewohnten, auf nicht höher als eine halbe Million Maḥbuben (der Maḥbub ist wenig mehr als ein preußischer Thaler) anschlagen. Es ist wahr, die Ausgaben der Regierung waren auch gering. Das alte moslimische System, daß die Beamten sich für den Mangel jeglichen Gehaltes am Beutel ihrer Untergebenen schadlos halten, dazu die außerordentlich geringe Truppenmacht, welche in der letzten Zeit fast ausschließlich aus gekauften Negern bestand, denen man keinen Gehalt auszuzahlen brauchte, die Abwesenheit der Staatsschulden, machten, daß der Pascha fast die sämmtlichen Staatseinkünfte als sein Taschengeld betrachten und für seinen Hofstaat verwenden konnte, welcher letztere denn auch, wenn wir der Verfasserin

der „Letters on Tripoly“, Madame Tully, welche diese Stadt im vorigen Jahrhundert bewohnte und beschrieb, Glauben schenken können, ein entsprechend glänzender war, in dem in Goldbrocat gekleidete Eunuchen den Besuchern mit goldenem, mit Perlen und Diamanten besetztem Kaffeeservice aufwarteten, in dem eine prachtvoll ausgestattete Negergarde den Eingang bewachte, in dessen innern Räumen Marmor, Porzellan, Perlmutter und Gold zur Ausschmückung der Wände überreich verwandt waren.

Diesem halbarabischen Regiment wurde jedoch im Jahre 1835 durch ein Ereigniß ein Ende gemacht, welches den Beweis lieferte, daß die Macht des türkischen Reiches, wenn auch den Europäern gegenüber so schwach und verächtlich, im Kampfe mit andern moslimischen Elementen, noch immer lebensfähig und kräftig genug sei, die Oberhand zu behalten. Allerdings nahm diese Macht dieses Mal zur Begründung ihrer Herrschaft zu jenem Mittel ihre Zuflucht, welches sonst das des schwächeren zu sein pflegt, nämlich zum Verrath. Der langjährige Beherrscher der Regentschaft, Yussuf Pascha, hatte abgedankt und die Regierung seinem ältesten Sohne ʿAlyy, welcher nun den Titel eines Pascha's von Tripolis annahm, hinterlassen. Das war aber nicht die Sache einiger anderer Mitglieder der Dynastie, welche das Erbrecht nach den Grundsätzen des Seniorats (so daß immer das bejahrteste Mitglied des ganzen Fürstengeschlechts zum Thron berechtigt ist) geltend machten. Da dieses Erbrecht sonst in moslimischen Ländern fast überall herrscht und sich auch in Tripolis der größten Popularität erfreute, so gewann der Gegenpascha, für welchen sich die Familie der Karamanly mit wenigen Ausnahmen einstimmig erklärte, ein älterer Vetter des regierenden Fürsten, bald einen großen Anhang. Ja eigentlich die ganze Regentschaft nahm für ihn Partei. Da aber deren außerordentlich weitspurige Provinzen so dünn be-

völkert sind, daß eine den apathischen Tripolitanern ganz unbekannte Energie dazu gehört hätte, um alle kriegerischen Kräfte des Landes zusammenzubringen, so blieb die wirkliche Armee des Gegenpascha's eine verhältnißmäßig nur sehr geringe, und ʿAlyy, der im Besitz der gegen die Angriffe der Einheimischen genügend befestigten Hauptstadt blieb, konnte sich ohne Mühe gegen die Angriffe seines Gegners behaupten.

Auf diese Hauptstadt sah er sich aber auch allein beschränkt, denn schon die nächste Umgegend derselben, die dichtbevölkerte, fruchtbare Palmenoase der Meschiya, befand sich in den Händen seines Nebenbuhlers, ja sie bildete dessen eigentliches Machtcentrum, weßhalb man letzteren denn auch, mit Hintansetzung seines wirklichen Namens, nie anders als den „Pascha der Meschiya" nannte. Der durch diese Rivalitäten erzeugte, allen Verkehr hemmende und für die Bevölkerung im höchsten Grade nachtheilige Zustand dauerte so lange (und es war gar nicht abzusehen, wie ihm mit den Kräften des Landes selbst ein Ende gemacht werden könne), daß den beiden Pascha's zuletzt die Geduld ausging und sie zu dem verzweifelten und verhängnißvollen Mittel ihre Zuflucht nahmen, die Vermittlung des nominellen Oberherrn der Regentschaft, des Großsultans, anzurufen.

Der Sultan machte es wie das Raubthier in der Fabel, das den Streit zwischen den zwei unglücklichen Geschöpfen, die es zum Richter ihrer Zwistigkeiten anriefen, dadurch schlichtete, daß es alle beide auffraß. Eine türkische Flotte mit einer verhältnißmäßig bedeutenden Truppenmacht wurde nach Tripolis geschickt und auf dieser Flotte befand sich ein Pascha, der zwar lange blos für den Commandanten dieser militärischen Expedition galt, der aber in Wirklichkeit sich in einer ganz andern Eigenschaft entpuppen sollte. Das Erste, was die Türken verlangten, war, daß ihnen ʿAlyy Pascha die Befestigungen übergeben solle, um sie mit türkischen

Truppen zu besetzen, da diese doch allein im Stande seien, die Hauptstadt wirksam zu vertheidigen.

ʿAlyy war natürlich schwer dazu zu bringen, die einzige Macht, die er noch besaß, aus den Händen zu geben. Alle seine Räthe, mit Ausnahme eines einzigen, den die Türken bestochen hatten, waren dagegen. Sogar der alte Yussuf, sein Vater, welcher seit seiner Abdankung in Tripolis geblieben war, soll sich bei dieser Gelegenheit wieder in die Geschäfte gemischt und ihn dringend gewarnt haben. Alle andern Mitglieder der Dynastie waren gleichfalls dagegen und dieß soll sogar zu allerhand lebhaften Debatten und sehr ernsten Erörterungen Anlaß gegeben haben, wie mir mein Freund, der jetzt als tunisischer General in Tunis lebende frühere tripolitanische Prinz, Ssayydy Aḥmed Karamanly, einst weitläufig auseinandersetzte. Ja, ich würde ohne Zweifel im Stande sein, dem Leser allerlei bisher unbekannte Einzelheiten über jene Katastrophe der Dynastie, zu welcher der besagte Prinz gehörte, mitzutheilen, wären nicht die Erzählungen des guten Aḥmed, wie sie weitläufig waren, auch entsprechend verworren und unverständlich gewesen, so daß ich mit der Ueberzeugung von ihm schied, daß nach seinen Berichten gewiß keine Geschichte von Tripolis geschrieben werden könne.

ʿAlyy entschloß sich aber, auf die guten Absichten der Pforte vertrauend, zuletzt doch, die Türken einzulassen. Kaum sahen diese sich im Besitz der Thore, als sie dieselben ohne Weiteres öffneten, den freien Verkehr wiederherstellend, und von diesem Augenblick an war eigentlich aller Krieg zu Ende. Aeltere Bewohner von Tripolis haben mir das merkwürdige Schauspiel geschildert, welches sich gleich nach Oeffnung der Thore abspielte. Die Bewohner der Meschiya strömten in dichten Schaaren in die nach langer Zeit zum ersten Mal wieder zugänglich gewordene Stadt hinein; beide Bevölkerungen

vergaßen im Augenblick alle Feindseligkeiten und gedachten nur der Bande der Blutsverwandtschaft, welche sie, die durch den bloßen Zufall ihres jeweiligen Wohnorts zu Feinden geworden waren, innigst umschlangen und deren Erinnerung sie nun in brüderlichen Umarmungen den lange verwehrten Ausdruck gaben. Kein Mensch dachte mehr an ʿAlyy Pascha, noch weniger an den Pascha der Meschiya, welcher letztere übrigens bald darauf die Flucht ergriff. Die unglücklichen Unterthanen, welche die Rivalität ihrer Herrscher schwer gebüßt hatten, hofften vielmehr das Beste von der türkischen Intervention, die ihnen einstweilen nur in heilsamem Lichte erschienen war; sie ahnten freilich nicht, daß dieselbe bald zu einer drückenden Fremdherrschaft führen solle.

ʿAlyy Pascha gab sich wirklich dem holden Wahne hin, als werde diese Intervention zu seinen Gunsten Früchte tragen. Noch war er der nominelle Herrscher, und wenn auch Andere im Augenblick diese Herrschaft ausübten, so geschah dies doch in seinem Namen und er konnte die Hoffnung hegen, bald als unbestrittener Regent auftreten und handeln zu dürfen. Aber in dieser schönen Hoffnung sah er sich schon wenige Tage später auf eine sehr unerwartete Weise grausam enttäuscht. Der von Constantinopel geschickte Pascha, welcher noch immer nicht hatte landen wollen, ließ den Fürsten ersuchen, zu ihm auf's Schiff zu kommen, um dort den Fermân der Investitur, welcher ʿAlyy als rechtmäßigen Pascha von Tripolis anerkannte, aus seinen Händen entgegenzunehmen.

ʿAlyy ging in diese ihm so geschickt gestellte Falle. Er fand es freilich sonderbar, daß der Türke ihm den Fermân nicht am Lande überreichen wollte, aber er fügte sich den Gründen der Etikette, indem man ihm vorhielt, daß das Kriegsschiff des Sultans den türkischen Boden repräsentire, während Tripolis ja nur eine mittelbare Provinz sei, und die

Würde des Großherrn es verlange, daß die Investitur auf unmittelbar dem Sultan unterworfenem Gebiet verliehen werde.

Kaum sah sich jedoch der unglückliche ʿAlyy an Bord des Kriegsschiffes, als allerdings ein Fermân verlesen wurde, jedoch ganz anderer Natur, als er es erwartet hatte. In diesem Fermân hieß es, daß der Sultan bei den steten Zwistigkeiten der Dynastie der Karamanly in deren eignem Interesse und in demjenigen ihrer Unterthanen den großmüthigen Entschluß gefaßt habe, sie in Zukunft aller Regentensorgen zu entheben und das Land, über das ihm die Oberhoheit zustehe, von nun an unmittelbar zu verwalten und zwar durch seinen hier anwesenden Statthalter, den türkischen Pascha, den er zum Gouverneur der Regentschaft ernenne. Von diesem Moment an war nicht mehr ʿAlyy, sondern der türkische Beamte, der ihn an Bord gelockt hatte, Pascha von Tripolis und dieser stieg denn auch nun an's Land und übernahm die ihm vom Sultan anvertraute Verwaltung. Der arme ʿAlyy aber wurde gar nicht mehr an's Ufer gelassen, sondern auf dem besagten Schiffe nach Constantinopel gebracht, wo er auch als Privatmann gestorben ist.

So endete für immer die Herrschaft der Karamanly, welche beinahe anderthalb Jahrhunderte gedauert hatte. Diese Dynastie hatte übrigens in dem Volksbewußtsein so wenig Wurzel geschlagen, daß von allen Unabhängigkeitsbestrebungen, welche den Türken in den ersten zwanzig Jahren ihrer unmittelbaren Herrschaft noch viel zu schaffen machen sollten, keine einzige den Namen eines Mitglieds der gefallenen Fürstenfamilie auf ihr Banner schrieb. Diese Familie schien sogar den Türken so wenig gefährlich, daß sie die meisten ihrer Mitglieder ruhig in Tripolis im Besitz einiger ihrer Häuser und einzelner ihrer Landgüter, jedoch nicht eben der einträglichsten, sondern mehr bloßer Luxusvillen residiren ließen. Der alte Yussuf Pascha selbst überlebte den Fall seiner Dynastie um mehrere

Jahre, während denen es ihm allerdings schlecht genug ging, so daß er sogar mit materieller Noth zu kämpfen hatte. Man erzählt sich, daß ein Kunstgriff des damaligen englischen Generalconsuls nöthig war, um dem türkischen Pascha seine Verpflichtung einzuschärfen, für den Unterhalt des ehemaligen Souveräns zu sorgen und ihm die vom Sultan garantirte Pension auszuzahlen.

Am Vorabend des Bayramfestes, zu dem alle wohlhabenden Moslims kostspielige Vorbereitungen für die achttägigen Festesschmäuse und für die Almosen an Lebensmitteln, welche sie den Armen bei dieser Gelegenheit verabreichen, zu machen pflegen, hatte der Consul in Erfahrung gebracht, daß es dem einstigen Fürsten, an dessen Hof er früher der Zeuge so vieler glänzender Feste gewesen war, an allem Nöthigen mangele und daß demselben folglich ein höchst trauriger Bayram bevorstehe. Der Consul sagte dem türkischen Pascha kein Wort hierüber, wie er denn officiell auch nicht das Recht besaß, sich eines türkischen Unterthanen der Regierung gegenüber anzunehmen. Aber er fand Mittel, dem Gouverneur auf eine andere und zwar auf eine für diesen gradezu beschämende Weise die Noth Yussufs in Erinnerung zu bringen. Er ließ eine kleine Karavane von Eseln mit Lebensmitteln beladen, Schafe für das von jedem, selbst dem ärmsten Moslim so nöthig erachtete Bayramopfer kaufen und diese Thiere mit einer gewissen Ostentation durch die Stadt und grade an dem Kiosk vorbeiführen, aus welchem der Gouverneur dem Leben der Straßen und des Marktes zuzuschauen pflegte, so daß dieser nicht umhin konnte, sie zu bemerken. Als er nun auf seine Frage, was dieser Zug von Victualien zu bedeuten habe, die für ihn beschämende Auskunft erhielt, es seien die Geschenke oder vielmehr das Almosen, welches der englische Consul dem verarmten Yussuf Pascha mache, da regte sich denn doch sein officieller Hochmuth und seine mos-

limische Eifersucht dem Christen gegenüber, und er rief aus: „Leidet denn Yussuf Pascha so sehr Noth, daß sogar Ungläubige ihm zu Hülfe kommen müssen?“ Um diesem traurigen Zustand der Dinge abzuhelfen, beschloß der Gouverneur sich endlich des alten Yussuf anzunehmen. Er that dieß gleichfalls mit Ostentation und schickte dem abgedankten Herrscher auf einmal seine ganze rückständige Pension nebst einigen Geschenken unter Begleitung des Generalstabs und einer Musikbande in's Haus, welche dem alten Mann zum Bayram aufspielen sollte. Aber diese Ostentation war so wenig im Einklang mit den Mitteln Yussufs, daß es menschlicher gewesen wäre, ihm das Geld ohne die glänzende Escorte geschickt zu haben. Denn die moslimische Sitte, welche immer von hohen Personen eine Art von Verschwendung fordert, machte es dem abgedankten Herrscher zur Pflicht, alle diese Leute, die ihm zum Bayram zu gratuliren kamen, mit Geschenken reichlich zu bedenken, so daß schon am ersten Festestage von dem ihm zugesandten Gelde nichts mehr übrig blieb. Mehrere solcher Festesgratulationen (denn es giebt drei oder vier solcher Gelegenheiten im Jahre) genügten, um die Kasse des ehemaligen Fürsten stets im Zustand der Ebbe zu halten.

Yussuf starb, man kann sagen, im Elend, und seine Söhne, deren er außer dem in Constantinopel festgehaltenen 'Alyy mehrere besaß, leben noch heutzutage in Tripolis. Sie genießen zwar eine kleine Pension von der Pforte, deren Besitz sie in diesem Lande der Armuth immer noch über dem Stande der äußersten Dürftigkeit erscheinen läßt, aber sie sind zu höchst unbedeutenden Privatpersonen herabgesunken, so unbedeutend, daß die Regierung es nicht einmal mehr der Mühe werth erachtet, sie zu überwachen. Dennoch, so eingefleischt sind bei dem Araber im Allgemeinem und dem Tripolitaner im Besondern die Traditionen der Ehrfurcht für hohe Geburt (das heißt, wenn es sich um Personen, die aus dem Lande selbst

stammen, handelt, denn für den Abkömmling eines fremden entthronten Fürsten und sei sein Vater auch der höchste Potentat der Erde gewesen, giebt hier kein Mensch etwas), daß die Söhne Yussuf Pascha's keinen Schritt in den Straßen von Tripolis thun können, ohne daß Leute ihnen mit unterwürfigen Grüßen entgegenkommen und ihnen in stiller Verehrung die Rechte küssen, eine Ehrenbezeugung, die man nicht einmal dem jetzigen allmächtigen türkischen Pascha erweist und die desto bedeutungsvoller ist, als diejenigen, welche sie erweisen, weit entfernt davon, daraus Vortheil zu ziehen, noch in Gefahr kommen, bei der Regierung Verdacht zu erregen.

Ich lernte einen von diesen ehemaligen Prinzen kennen, einen graubärtigen Sechziger, der also seine besten Jahre noch im Glanze der väterlichen Souveränetät und seines eignen Prinzenstandes zugebracht hatte und der nun ein bescheidenes Aemtchen (ich glaube, bei der Douane) verwaltete, welches er der Gnade des jetzigen türkischen Gouverneurs verdankte, denn letzterer thut sich etwas darauf zu Gute, für die in ihrem Stande so tiefgesunkenen Mitglieder des gefallenen Fürstengeschlechts ein zärtliches Interesse an den Tag zu legen. Ich weiß freilich nicht, inwiefern 'Alyy Ridhâ Pascha's (des jetzigen Verwalters des Wilayet Ṭarâboloſſ) Gründe, diesen ehemaligen Prinzen nur die allerbescheidensten Aemtchen anzuvertrauen, aufrichtig sind. Mir gegenüber behauptete zwar letzterer Würdenträger, es sei stets sein sehnlichster Wunsch gewesen, die Karamanly's zu höheren Aemtern und Würden zu befördern, aber er habe es schlechterdings nicht thun können und zwar einzig und allein aus Grund der geringen geistigen Begabung dieser einst so hochgestellten Personen, welche ihrer mütterlichen Abstammung (mehrere derselben sind Mulatten) jene geistige Stumpfheit und Beschränktheit verdankten, welche die Türken sowohl wie manche Europäer der Negerrasse vorwerfen.

Aber ich glaube doch nicht zu irren, wenn ich auch noch andere sehr begreifliche politische Gründe für diese Zurücksetzung der ehemaligen Prinzen annehme, denn von jener geistigen Beschränktheit, welche der Gouverneur den Söhnen Yussuf Pascha's vorwarf, konnte ich wenigstens bei demjenigen, den ich kennen lernte, nicht das Geringste entdecken und dennoch trug grade er am schärfsten ausgeprägt jene Anzeichen seiner mütterlichen Abstammung, welche diese geringe intellectuelle Begabung motiviren sollte, indem sich seine Haut beinahe völlig schwarz und seine Züge eine unverkennbare Annäherung an den Negertypus zeigten, der übrigens weit entfernt war, bei ihm zum vollen Ausdruck zu gelangen. Vielmehr habe ich nicht leicht einen schöneren, namentlich jetzt in seinem Alter schönen und würdevoll aussehenden Mulatten gesehen, als diesen einstigen Prinzen, und was seinen vermeintlichen Mangel an geistiger Begabung betrifft, so bewies seine feine, ich möchte sagen, diplomatisch tactvolle Auffassung seiner eignen Stellung deutlich die Nichtigkeit jener Behauptung des Gouverneurs. Als ich ihm nämlich vorgestellt wurde und der mich Vorstellende ihn ohne Weiteres als einen Prinzen bezeichnete, machte er eine zarte abwehrende Geste, welche er mit der in ziemlich gutem Italienisch gesprochenen Bemerkung: „Jetzt kein Prinz mehr", begleitete. In diesen Worten lag zwar schon etwas, aber unendlich mehr in dem Ausdruck, durch welchen sie pantomimisch erläutert und gleichsam commentirt wurden, und der durch die zufällige Nähe des Stammschlosses seiner fürstlichen Ahnen an Beredtsamkeit und Bedeutung nicht in geringem Grade gewann.

Wir befanden uns nämlich grade im Vorhof des ehemaligen Residenzschlosses der Karamanly und ein solcher Umstand gab dem Mitglied dieses gefallenen Fürstengeschlechts Gelegenheit, mit einer kaum angedeuteten, aber doch verständlichen Pantomime zuerst auf jene Räume hinzuweisen, in

denen seine Jugend und beginnendes Mannesalter im Glanz fürstlicher Herrlichkeit verflossen waren, dann mit hinabgesenkter Lenkung des Zeigefingers seinen jetzigen gesunkenen Stand zu verbildlichen, während zugleich eine achselzuckende Bewegung seiner Schultern seine verhältnißmäßige Gleichgültigkeit über diesen Wechsel kundgab, als wollte er sagen: „Dort war ich einst an der höchsten Stelle, nun sind Andere da; ich jedoch stehe hier, im Staube des Vorhofes meiner Vaterburg; aber Gott hat es so gewollt; alle irdische Größe ist Eitelkeit und im Grunde genommen kränkt mich mein Fall weniger, als Ihr glauben mögt." Diese seine Resignation war jedoch keineswegs die methodisch düstere eines Stoikers, sondern hatte ohne Zweifel ihren Grund in jener unverwüstlichen Heiterkeit des Gemüths und Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht zu den einfachsten Bedürfnissen des Menschen gehört, wie sie die ganze kindlich naive, sorglose und frohsinnige Negerrasse charakterisiren, und welche er von seiner Mutter, die dieser in mancher Hinsicht so beneidenswerthen Rasse angehörte, als die kostbarste Erbschaft überkommen hatte.

Am Glänzendsten von allen Mitgliedern der Karamanly-Familie ist heutzutage ohne Zweifel der nach Tunis entflohene Ssayydy Aḥmed Karamanly gestellt, der den glücklichen Gedanken gehabt hatte, statt sich der sehr unergiebigen Gnade der Pforte anzuvertrauen, von welcher seine Verwandten eine dürftige Existenz fristen, seine Zuflucht am Hofe eines Herrschers zu suchen, dessen Sympathie ihm durch verwandtschaftliche Bande ebensowohl, wie dadurch errungen war, daß er ein Princip repräsentirte, das, wenn auch in Tripolis gefallen, doch noch in Tunis Geltung besaß. Dieses Princip, nämlich die Autonomie der Regentschaften, fand in Tunis um so lebhaftere Sympathieen, als es überall sonst (das einzige Aegypten ausgenommen) gefallen war und der dortige Regent, wenn er auch nicht dem Beispiel seiner Vorfahren folgen konnte, welche

mehrmals in die Angelegenheiten der Regentschaft Tripolis thatkräftig eingeschritten waren und manchen vertriebenen Karamanly wieder auf den Thron gesetzt hatten, wollte sich doch wenigstens die moralische Genugthuung nicht versagen, das gefallene Princip in seinen Repräsentanten zu ehren. So sollte später der von den Franzosen vertriebene Dschelâb, der letzte unabhängige Schaych von Tugurt, dessen Vorfahren drei Jahrhunderte über jene fruchtbare und reiche Saharaoase geherrscht hatten, am Hofe von Tunis glänzende Aufnahme finden und so ward auch jetzt Ssayydy Aḥmed Karamanly mit offnen Armen aufgenommen. Der Bey gab ihm ein Landhaus und einen Stadtpalast, ernannte ihn zum General und stellte ihn in Bezug auf Apanage ganz auf denselben Fuß, wie die Prinzen seiner eignen Familie. Er spielt so in Tunis eine Rolle, welche auffallend gegen die seiner in Tripolis zurückgebliebenen Vettern absticht, ebenso auffallend, wie seine eigene stattliche und martialische Persönlichkeit gegen die friedliche, bescheidene Erscheinung der letzteren und seine verhältnißmäßige europäische Bildung, die er einem langjährigen Aufenthalt in Malta, seinem ersten Zufluchtsort, verdankt, gegen die Unwissenheit seiner nur arabisch redenden Verwandten.

An Stelle der Autonomie ist nun in Tripolis die Fremdherrschaft und an Stelle des angestammten Fürstengeschlechts eine Reihe sich im Zeitraum weniger Jahre ablösender, dem Lande gänzlich fremder Statthalter getreten, Emporkömmlinge der Gunst und Intrigue, mit glänzender Würde bekleidet, mit Titeln und Orden geschmückt, aber gewöhnlich mit sehr leerem Geldbeutel, welche, im Besitz dieses wichtigen Postens, keinen andern Gedanken kennen, als den, den Zustand ihrer Privatcasse in möglichst kurzer Zeit mit dem Glanz ihres hohen Ranges in Einklang zu bringen, was natürlich nur durch das schändlichste Raubsystem geschehen kann, wie der-

gleichen unter den Karamanly's, wie schwer auch immer ihre unläugbaren Fehler auf dem Lande gelastet haben mögen, in der Regentschaft ganz unbekannt war. Alle Pascha's von Tripolis seit der Eroberung waren bis auf den gegenwärtigen Gouverneur reine Stocktürken, die nicht einmal die Sprache des von ihnen beherrschten Volkes verstanden, ja sich auf diese ihre Unwissenheit etwas zu Gute thaten. Für das ihrer Obhut anvertraute einheimische Element hegten sie jene Verachtung, welche der Türke schon seit Jahrhunderten, seit die abbassidischen Chalyfen von seinen Stammverwandten gestürzt wurden, für den zwar mitunter kriegerischen, aber niemals militärischen, und folglich für eine mehr disciplinirte Truppenmacht (außer etwa im eigentlichen Wüstenkampfe) leicht besiegbaren Araber an den Tag legt. Eine gewisse disciplinarische und diplomatische Superiorität ist den Türken den Arabern gegenüber nicht abzusprechen und diese machte auch, daß sie schließlich Herren des Landes blieben, nachdem sie alle jene Unabhängigkeitsbestrebungen, welche sich in den ersten zwanzig Jahren ihrer Herrschaft regten, siegreich unterdrückt, ja selbst die letzte, gefährlichste, imposante Schilderhebung des einheimischen Häuptlings Rhuma überwunden hatten, welcher letztere, zur Zeit des Krimkrieges aus seinem kleinasiatischen Gefängniß entflohen, beinahe die ganze Regentschaft zur Abschüttelung der verhaßten Fremdherrschaft begeistert und zum großen Theil auch wirklich zur offenen Empörung hingerissen hatte, ja bis in die Nähe von weniger als einer Meile an die Thore der Hauptstadt siegreich vorgedrungen war, wo ihn jedoch der entscheidende Schlag erreichte, indem seine undisciplinirten Schaaren vor der geschulteren Taktik der Türken zurückweichen mußten und er selbst in des Feindes Hände fiel, der bald darauf sein zum Hohn gegen die arabische Sitte, die nie ein völliges Trennen des Kopfes vom Rumpfe gestattet, abgeschnittenes Haupt als warnende

Trophäe in dem Centrum der nun unwiederbringlich unterjochten Provinz aufpflanzen ließ, vielleicht das letzte dieser blutigen Siegeszeichen, welches die Türken der Reform, die mit Europa's Humanität liebäugeln, zur öffentlichen Schau gebracht haben. Wen erinnert dieß nicht an die von Claudius Claudianus besungene Rebellion des afrikanischen Stammeshäuptlings Gildon, an dessen ähnlichen Fall und genau identisches Schicksal, indem auch die Römer schon vor vierzehn Jahrhunderten die eingebornen Afrikaner durch Aufpflanzung ihres blutigen Feldherrnhauptes vor Erneuerung ihrer Freiheitsbestrebungen warnten?

Seit Unterdrückung des letzten Freiheitskampfes unter Rhuma, das heißt seit etwa 15 Jahren haben die Türken Ruhe im Lande gehabt und diese Ruhe dazu benutzt, um die ganze Regentschaft nach türkischem Maaßstab zuzustutzen, die einheimische Verwaltung überall zu beseitigen und den ganzen am Bosporus beliebten Beamtenschematismus hieher zu verpflanzen. Die Regentschaft selbst führt jetzt officiell nur mehr den Titel eines Wilâyet (Statthalterschaft), die von einem Pascha, welcher gewöhnlich den Titel eines Muschyr (General erster Classe oder, wenn man will, Feldmarschall) führt. Die Provincialgouverneure sind, wenn Civilisten, zu bloßen Mutaçaryf's, wenn Militärs, zu Qâymâqam's (eigentlich Oberstleutnant) herabgesunken. Die einheimische Würde eines Qâyid ist officiell abgeschafft und an deren Stelle das Mudyrat getreten. Nur die auch im Türkischen eingebürgerte, universelle und unverwüstliche arabische Würdebezeichnung eines Schaych (ursprünglich „Aeltester") ist beibehalten worden, sowohl in ihrer in Städten und Dörfern üblichen Bedeutung, wo sie zu dem Titel „Schaych el beled" (Bürgermeister) vervollständigt, mitunter, wie zum Beispiel in der Hauptstadt Tripolis selbst, eine der wichtigsten und einflußreichsten Stellungen in der Regentschaft, mitunter freilich nur einen

bescheidenen Dorfschulzen bezeichnet, als in ihrem noch verbreiteteren und uns Europäern mehr bekannt gewordenen Sinne eines Stammeshäuptlings einer Abtheilung kriegerischer Landaraber oder Beduinen, von ihrer dritten Bedeutung derjenigen eines religiösen Oberhaupts gar nicht zu reden. Aber, wenn es auch der Pforte gefallen hat, diesen Beduinenhäuptlingen ihre Titel zu lassen, so hat sie den ihnen unterworfenen Stämmen doch mit voller Wucht das Joch ihres Despotismus auf den Nacken gelegt, sie zu friedlichen, steuerzahlenden, vom Militär in Schrecken gehaltenen, der ganzen Willkühr des Beamtenthums ausgesetzten Unterthanen herabgedrückt, ein Kunststück, das die Karamanly's nie zu Stande bringen konnten, und welches die Pforte selbst andern Beduinen gegenüber, zum Beispiel denjenigen der syrischen und mesopotamischen Ebenen (Arabien gar nicht zu erwähnen), stets umsonst versucht hat. Ja, bei einzelnen Stämmen ist sie sogar so weit gegangen, daß sie den Charakter derselben gebrochen hat, und zwar durch das einzige tyrannische Mittel, welches diesen Erfolg haben konnte, dasjenige nämlich, daß sie diesen modernen Minotauren, deren ganze Lebensweise und Kriegsführung auf ihren Pferdestand gegründet und davon unzertrennlich war, alle Reitthiere genommen und sie, wie man dieß hier nennt, „zu Fuße gesetzt" hat. Ein zu Fuße gesetzter Reiterstamm ist aber seines kostbarsten Palladiums beraubt und einem Vogel gleich, dem man die Fähigkeit zu fliegen benimmt, aller Willkür des Feindes ausgesetzt.

Die Truppenmacht, mit welcher die Türkei diese politischen Kunststücke bewerkstelligte, war eine ganz auffallend geringe, nicht der zehnte Theil derjenigen, welche die Franzosen nöthig haben, um ihre algierischen Besitzungen, die an Flächeninhalt denjenigen der Regentschaft Tripolis nicht übertreffen, in Ordnung zu halten. Die Franzosen haben selten weniger, als 80,000 Mann in Algerien stehen und dennoch beinahe

alljährlich mit Insurrectionen zu kämpfen. Die Türken dagegen besitzen in der Regentschaft Tripolis an regelmäßigen Truppen nur fünf bis sechstausend Soldaten, keine regelmäßige Cavallerie, eine nur sehr schwache Artillerie, und dennoch ist seit 15 Jahren nicht einmal ein Versuch zur Rebellion gemacht worden und im Lande herrscht eine Sicherheit, wie sie selbst die vielgepriesene französische Polizei in Algerien noch nicht einzuführen im Stande war.

Der Grund dieser auffallenden Verschiedenheit ist, wie mir scheint, nicht schwer zu entdecken und, wie ich glaube, einzig und allein in dem Umstand zu suchen, daß die Türken gleicher Religion mit ihren Unterthanen, die Franzosen verschiedener sind. Uns modernen Europäern, die wir uns gewöhnt haben, religiöse Beweggründe nur mehr in den seltensten Fällen als maßgebend und entscheidend in politischen Fragen anzusehen, dürfte eine solche Behauptung, wie die obige, vielleicht hyperbolisch erscheinen. Dennoch ist sie es nicht und Jeder, der mit den Gesinnungen der Moslims im Allgemeinen und der Araber im Besondern bekannt ist, weiß, wie tiefgewurzelt, wie innig und unzertrennlich bei diesen Völkern der Zusammenhang zwischen Religion und Politik ist, tiefgehender als es jemals selbst in den finstersten Perioden des Mittelalters in Europa der Fall war. Die Religion ist für den Moslim Alles, Civilcodex, Strafgesetz und Staatsrecht, ja Völkerrecht, und nur in einem moslimischen Staat kann sie in dieser alle andern Disciplinen absorbirenden Bedeutung aufrecht gehalten werden. Ein Zustand, wie er gegenwärtig in Algerien herrscht, steht schon mit den elementarsten Grundsätzen der moslimischen Theologie im auffallendsten Widerspruch, denn der erste Grundsatz derselben ist der, daß ein Moslim nur in einem von einem Moslim beherrschten Staate seiner Religion gemäß leben kann.

Jene elementaren Grundsätze des Islam sind aber selbst

dem unwissendsten Araber geläufig und daß er sie ja nicht vergessen sollte, dafür sorgt eine Anzahl religiöser Agitatoren, welche sich gewöhnlich mit dem ganzen abergläubischen Nimbus, den der geheiligte Titel Scheryf den wirklichen oder vermeintlichen Nachkommen des Propheten verleiht, umgeben und bald im Geheimen, bald offen Aufruhr predigen. Alle Schilderhebungen gegen die französische Herrschaft in Algerien sind von solchen Schorfâ (Plural von Scheryf) ausgegangen und alle hatten ausschließlich das religiöse Motiv zur Basis, dem sich ohne Zweifel andere Motive zugesellten, welche jedoch stets von dem ersteren bedingt und abhängig blieben. Ohne religiöses Motiv wird es nie einem Agitator in diesen Regentschaften gelingen, eine dauernde Gährung der Unzufriedenheit gegen die Regierung zu unterhalten und dieselbe von Zeit zu Zeit zu gewagten, zwar oft ohnmächtigen, aber nie in der Wurzel zu erstickenden Ausbrüchen zu bringen. Selbst das in Europa so allmächtige Motiv des Nationalitätsgefühls erweist sich hier verhältnißmäßig ohnmächtig, wovon die sehr prompte Pacification der Regentschaft nach dem Fall Rhuma's vielleicht den besten Beweis lieferte. Rhuma war der 'Abd-el-Qâdir der Regentschaft Tripolis und stand dem berühmten algierischen Freiheitshelden nur an Glück nach. Wenn seine Sache so viel schneller verloren war, als die des Amyrs von Maskara, so liegt der Grund eben darin, daß ihr die einzige belebende Triebfeder fehlte, daß ihr nicht die Basis der Religion oder, wenn man will, des Fanatismus, zu Grunde lag, die allein den entarteten Völkern des Islam noch eine der Ausdauer fähige Energie einzuflößen im Stande ist.

Selbst alle jene untergeordneten algierischen Freiheitshelden oder, wie die Franzosen sie nennen, Rebellenhäupter, Bu Mâsa (wörtlich der Ziegenvater), Bu Barhla (der Maulthiervater), Bu Homara (der Eselinsvater), welche nur in einzelnen Provinzen Algeriens das Banner des heiligen Krieges

erhoben, haben sich viel länger zu halten gewußt, obgleich ihnen viel geringere Mittel zu Gebote standen, als Rhuma, dessen Laufbahn einem leuchtenden Meteore glich, das nur einen Augenblick am Himmel erglänzt und dann auf ewig verlischt.

Die Türken sind ihrer Nationalität nach den Arabern wenigstens ebenso fremd, als die Franzosen, ja vielleicht noch fremder, denn ihr tatarischer Ursprung verweist sie in die turanische Völkerfamilie, welche der semitischen gewiß noch ferner steht, als die arische oder indo-europäische, zu welcher die Franzosen gehören. Aber die Türken bekennen denselben Glauben, wie die Araber, ja sie sind von ihnen nicht einmal durch die dünne Scheidewand der Heterodoxie geschieden, denn der Ritus Ḥânafy, zu dem sie sich bekennen, gilt für ebenso orthodox-sunnitisch, wie der Ritus Mâleky, welchem die Mehrzahl der nordafrikanischen Moslims ergeben ist. Die tripolitanischen Araber besitzen die triftigsten Gründe mit der türkischen Herrschaft, mit ihrer käuflichen Justiz, mit ihren ungeregelten Rechtszuständen, mit dem von ihr auferlegten, schweren Steuerdruck, mit ihrer unerträglichen Tyrannei unzufrieden zu sein, und dennoch ertragen sie das Joch, weil ihr Unterdrücker das Banner des Islams aufrecht hält und weil es ihnen deßhalb nicht zur Gewissenspflicht wird, sich zur Abschüttlung dieses Joches zu erheben. Die algierischen Araber dagegen sind in dem diametral entgegengesetzten Falle. Sie besitzen eine Sicherheit des Eigenthums, wie sie diese Länder früher vielleicht niemals gekannt haben, die Justiz ist in den Händen einsichtsvoller, europäisch geschulter und, was man auch immer dagegen gesagt haben mag, im Grunde doch unbestechlicher Richter, der Förderung ihres materiellen Wohlstandes wird von der Regierung mit der entgegenkommendsten Bereitwilligkeit Vorschub geleistet, die Steuern, wenn auch bedeutender, als unter der alten Janitscharenherrschaft, drücken

sie doch weniger, da dieselben fest und geregelt sind und keine Willkür der Beamten mehr als deren officiell fixirten Betrag fordern kann, und sie erkennen diese ökonomischen Vortheile so gut, daß ich nicht selten aus dem Munde selbst der fanatischsten Moslims das Lob des europäischen Verwaltungssystems vernommen habe; aber alle diese irdischen Vortheile sind dem stoischen und fanatischen Moslim gleichgültig im Vergleich mit jenem höchsten Desideratum, dem Islam gemäß leben zu können, was er unter einer christlichen Regierung niemals kann, denn der Islam ist einmal keineswegs eine Religion, deren Reich „nicht von dieser Welt ist", sondern ein Glaube, der zu einem Unding wird, so wie er die politische Macht, die er als Lebensbedingung stipulirt, verloren hat. Die Moslims, welche unter christlicher Herrschaft leben, sind eigentlich streng genommen gar keine Moslims mehr und diejenigen Mohammedaner, die noch unter Fürsten ihres eignen Glaubens stehen, erkennen dieß so gut, daß sie sowohl die von den Franzosen unterjochten Algierer, als die von den Engländern beherrschten muselmännischen Hindu's, nur ungern und nur halb als ihre Glaubensgenossen gelten lassen.

Darin liegt das ganze Geheimniß der türkischen Herrschaft in Tripolis, daß sie als Moslims ein von Moslims bewohntes Land mit Leichtigkeit, das heißt mit nur sehr geringem Aufwand von Mitteln beherrschen können. Mit dem Wohl ihrer Unterthanen beschäftigen sie sich durchaus nicht, wie es zum Beispiel die französische Regierung in Algerien, wenn auch oft mit sehr ungeschickt gewählten Mitteln, entschieden thut. Alle bisherigen Gouverneure des Landes besaßen als orientalisch erzogene Stocktürken auch nicht einmal die Prätension, für Volksbeglücker gelten zu wollen. Jetzt ist dieß jedoch anders geworden. Der gegenwärtige Wâly von Tripolis, der Muschyr ʿAlyy Ridhâ Pascha, ist kein Türke, sondern ein algierischer Araber, steht somit dem von ihm ad-

ministrirten Volke durch Stammverwandtschaft näher und scheint wirklich für dasselbe ein gewisses Interesse zu hegen. Nebenbei ist er nicht im Orient, sondern in Frankreich erzogen und somit wohlvertraut mit allen jenen Anforderungen, welche die moderne Civilisation und die Humanität, wie sie in Europa aufgefaßt wird, an einen Regenten stellt, namentlich an einen solchen, welcher ein halbbarbarisches Land verwaltet, denn die vielen Reformpläne, welche die Franzosen in den letzten dreißig Jahren für Fürsten solcher Länder, wie für den Bey von Tunis, den Vicekönig von Aegypten, ausgearbeitet haben, und deren fast jeder in diesen Ländern gereiste Franzose einen in Petto hat, den er bei jeder Gelegenheit auftischt, konnten einem in Frankreich erzogenen Algierer unmöglich unbekannt bleiben.

Diese Reformpläne sind freilich nicht immer die richtigen, denn die Volkserziehung, die doch den Grund zu jeder wahren civilisatorischen Reform bilden muß, findet sich in ihnen oft kaum, oft nur ungenügend berücksichtigt, dagegen legen sie desto größeren Werth auf jene Aeußerlichkeiten, welche in modernen Culturstaaten nur eines der Resultate der Civilisation bilden, welche aber, wenn ihnen die solide Basis, die Volkserziehung, fehlt, nur das oberflächliche Trugbild der Cultur darzustellen im Stande sind. In diesen Fehler scheint mir auch der gegenwärtige Wâly von Tripolis gerathen zu sein. Obgleich er seine Jugend in Frankreich zubrachte und daselbst eine gewisse Bildung erlangte, so bildet doch seine Erziehung keine Ausnahme von der der übrigen in Europa erzogenen Moslims, bei deren Mehrzahl sich die Erfahrung bestätigt hat, daß alle ihre Bildung nur eine oberflächliche war. Ein bischen französisch Parliren, Complimente schneiden, den Charivari oder das „Journal amusant“ lesen und sogar mitunter verstehen, sich nach Pariser Geschmack kleiden, von den Vergnügungen jener Hauptstadt reden, recht viel von Civili-

sation und Fortschritt declamiren, darauf beschränkt sich gewöhnlich die geistige Sphäre dieser zur Reform des Orients vermeintlich berufenen, in Europa angezündeten Leuchten des Islam.

Gelangen solche, von europäischer Cultur beleckte Moslims nun in ihrem Vaterland zu Amt und Würde oder gar zu einer so einflußreichen Stellung, wie die Statthalterschaft einer großen Provinz, so sind sie gewöhnlich von dem Ehrgeiz besessen, in Europa von sich reden zu machen, ihren Namen in Pariser Blättern nennen zu hören, als Apostel der Aufklärung und Civilisation gepriesen und unter den „rarae aves“ der civilisirten und civilisatorischen Mohammedaner aufgeführt zu werden. Dieß zu bewerkstelligen, ergreifen sie das bequeme Mittel, den im Orient angesiedelten Europäern Sand in die Augen zu streuen, indem sie einige rein äußerliche und deßhalb recht in die Augen fallende sogenannte Reformen einführen und einige jener armen Teufel von Franzosen oder Italienern, deren es im Orient überall, selbst von der gebildeten oder halbgebildeten Klasse, giebt, und deren Feder dem Meistbietenden zu Gebote steht, bestechen, damit sie in europäischen Zeitungen das Lob des großen Mannes singen.

Ganz so arg steht es nun freilich mit dem hiesigen Pascha nicht. Seine Reformen sind wirklich manchmal nicht bloße Ostentationen, sondern haben allen Ernstes einen nützlichen Zweck in Aussicht.

So hat er, wie schon früher erwähnt, artesische Brunnen graben lassen, eine Straßenbeleuchtung eingeführt, einen Weg in der Wüste bahnen, das heißt die Karavanenstraße durch die Sahara durch feste Signale bezeichnen lassen. Aber etwas Unvollkommnes liegt denn doch in allen diesen seinen Werken. Die Brunnen sind ungeschickt angelegt, die Straßenbeleuchtung ist unvollkommen und die Wegesignale in der

Wüste, welche bis jetzt nur aus elenden kleinen Baumstämmen bestanden, sind von den Arabern längst wieder zerstört worden. Die Türken können einmal Europäisches nur unvollkommen nachahmen. Selbst wenn sie den besten Willen dazu hegen, so geht doch Alles wieder in Folge des gewohnten Schlendrians zu Grund. Ein Beispiel möge genügen, um diesen Satz zu illustriren. Die nächste Umgebung von Tripolis ist eine Sandwüste. Diese mit Bäumen zu bepflanzen, war gewiß ein lobenswerther Gedanke des Pascha's, so lobenswerth, daß mehrere der angesehensten Europäer sich bestrebten, dem Gouverneur darin beizustehen und ihm zu diesem Zwecke sogar Bäume schenkten. Nun sind diese Bäume schon etwa ein Jahr gepflanzt, aber kein einziger hat noch ein Blatt hervorgebracht und zwar einzig und allein deßhalb, weil der Pascha vergaß, daß sie Wasser nöthig hätten und sie nicht begießen ließ.

Tiefergehende Reformen muß man jedoch von den heutigen Türken nicht erwarten. Selbst wenn sich einzelne aufgeklärte Männer fänden, welche dieselben anstreben wollten, der Schlendrian der inerten Masse des Volkes sowohl, wie der schwerfälligen Regierungsmaschine, würde die begonnenen Verbesserungen bald zu nichte machen, wenn überhaupt der religiöse Fanatismus der Ulema's, die noch immer bei allen Parteien die einflußreichsten Rathgeber sind und Hoch wie Niedrig beherrschen, einen solchen Anfang zulassen könnte. Die Volkserziehung bleibt nach wie vor Null, denn die Qorânschulen, in welchen der Knabe zehn Jahre lang mit dem papageimäßigen Auswendiglernen des heiligen Buches geplagt wird, ohne auch nur einen Satz desselben verstehen zu lernen, kann man doch unmöglich als Bildungsanstalten gelten lassen.

Andere Schulen aber giebt es nicht. Doch ich irre mich; es existirt in Tripolis eine einzige Schule etwas verschiedener Art, ebenfalls eine Gründung des jetzigen Pascha's und eine seiner vielgepriesenen sogenannten Reformen. Ueber

diese Schule, welche den Titel Ruschdiya (eigentlich Erziehungsanstalt) führt, hatte ich bereits vor meiner Ankunft in Tripolis in einem französischen Journal einen lobhudelnden, aus bezahlter Feder geflossenen Artikel gelesen, in welchem es unter Anderm hieß: „Les examens de l'école Ruchdié ont étonné tout le monde", obgleich es nicht abzusehen war, wen sie außer dem Pascha und seinen auf Commando bewundernden Unterbeamten in Erstaunen gesetzt haben sollten, denn sonst wird Niemand zu diesen Examen eingeladen, ein Europäer einmal gewiß nicht, da alle moslimischen Schulen einen religiösen Charakter tragen und ebenso unnahbar sind, wie die Moscheen (wenigstens hier in Tripolis, in andern Gegenden, wie Aegypten, ist man hierin freisinniger). Dennoch glaube ich über diese Schule ein Urtheil errungen zu haben, und zwar durch die Mittheilungen eines türkischen Generalstabsobersten, welcher besagten Examen beigewohnt hatte, und der, in Deutschland erzogen, die Anforderungen kannte, welche wir an Schulen stellen, der aber zugleich als guter Moslim geneigt war, die Anstalt eher günstig als ungünstig zu schildern.

„Was lernen die Knaben in dieser Schule?" fragte ich ihn.

„Den Qorân", war die Antwort.

„Den Qorân natürlich", entgegnete ich, „aber da man den überall lernt, und diese Schule als eine ausnahmsweise vorgeschrittene Anstalt gepriesen wird, so müssen daselbst doch noch andere Wissenschaften getrieben werden. Sind Mathematik, Geographie, Naturlehre unter diesen?

„Gott bewahre", war er so aufrichtig zu erwidern.

„Durch etwas muß sich aber denn doch diese Schule von den gewöhnlichen unterscheiden. Wodurch geschieht das?" frug ich weiter.

„Dadurch", antwortete der Oberst, „daß die Knaben ein bischen Türkisch und die vorgeschrittenen ein wenig Persisch

lernen, das bekanntlich zum Studium der türkischen Grammatik ein treffliches Hülfsmittel ist."

„Und lernen sie diese Sprachen gut?" lautete meine weitere Frage.

„O nein, der Lehrer selbst kennt sie kaum und die Stunden sind viel zu wenig."

Das war also des Pudels Kern. Das ganze Verdienst der Ruschdiya bestand darin, daß die Knaben „ein bischen Türkisch" und einige sogar „ein wenig Persisch" lernten, um diese Dinge ebenso schnell wieder zu vergessen, als sie sie oberflächlich studirt hatten. Das war die Schule, welche die Moslims der Zukunft, die künftigen Reformatoren, den Sauerteig, welcher den Orient zu civilisiren bestimmt war, ausbilden sollte und deren Lob in europäischen Zeitungen gesungen wurde. Der Oberst selbst schickte jedoch seine Kinder nicht in diese Schule, und als ich ihn fragte, warum er dies unterlasse, gab er mir folgenden Grund:

„Noch nie ist ein Knabe aus dieser Schule anders, als mit einem Brett vor dem Kopf herausgekommen. Wie ist dieß auch anders möglich? Sie lernen zu gleicher Zeit drei Sprachen papageimäßig auswendig, aber kein Wort von irgend einer verstehen. In unsern gewöhnlichen Qoränschulen lernt man nur eine, und wenn das sinnlose Memoriren derselben auch schon oft einen verdummenden Einfluß hat, so bleibt einem doch der Trost, daß es im Dienste der Religion geschieht. Darum schicke ich meine Kinder lieber dorthin, damit sie sich nicht von andern Moslims durch Unkenntniß des heiligen Buches unterscheiden, im Uebrigen aber unterrichte ich sie selbst."

Der Oberst hatte nicht so Unrecht, wenn er keine hohe Meinung von den Resultaten der berühmten Schule hegte, wie ich selbst Gelegenheit bekam, mich durch das Zusammentreffen mit einem ihrer am Weitesten vorgeschrittenen Schüler

zu überzeugen. Dieser Jüngling hatte drei Jahre lang türkisch und persisch gelernt; das erstere radebrechte er ein wenig und hierin stand er auf gleicher Höhe mit den Eselstreibern und mit allen Gassenjungen in der in den letzten Jahren beinahe ganz türkisch gewordenen Stadt Tripolis; was jedoch sein Persisch betraf, so bestand dies ausschließlich darin, daß er zwei Gedichte in dieser Sprache auswendig wußte. Wenn man ihn aber nach dem Sinn dieser Poesien fragte, so bekam man die Antwort, daß er nicht zum Tordschemân (Uebersetzer) erzogen worden sei.

Wäre es dem Gouverneur wirklich mit Reformen Ernst, so besäße er in seiner beinahe allmächtigen Stellung die beste Gelegenheit, eine solche einzuführen, welche für dies unglückliche Land einen unberechenbaren Segen bilden würde. Ich meine die Unterdrückung jenes niederträchtigen Raubsystems, dem alle höhern so wie niedern Beamten huldigen. Aber leider läßt es sich nicht läugnen, daß die Sachen seit seinem Verwaltungsantritt in dieser Beziehung eher schlimmer als besser geworden sind. Ja er selbst ist keineswegs von dem Vorwurfe frei, sich in sehr kurzer Zeit außerordentlich bereichert zu haben, was natürlich nur durch ungerechte Mittel geschehen konnte, denn die Ersparnisse seines Gehalts würden im besten Falle nicht den zehnten Theil des Vermögens repräsentiren, das man ihm zuschreibt. Uebrigens wäre der Schaden, welchen die Raubsucht eines einzigen höchsten Beamten den Unterthanen in einer ganzen großen Provinz zufügt, immer noch verhältnißmäßig gering, brächte es das türkische System nicht mit sich, daß ein Großer das Volk eines ganzen Wilayet nicht ausrauben kann, ohne daß eine Anzahl mittlerer und kleiner Beamten dasselbe gleichfalls ausraubt, was freilich auch in andern Ländern stattfindet; daß jedoch die Räubereien der Unterbeamten bei diesen Gelegenheiten Verhältnisse erreichen, welche diejenigen ihres Chefs

weit übertreffen, sieht man, glaube ich, nur in türkischen Provinzen. Ein Beispiel möge hinreichen, um die Raubsucht dieser kleinen Blutegel recht deutlich an den Tag zu legen. Der jetzige Gouverneur besitzt einen Schwiegersohn, der ursprünglich ein ganz armer Teufel war, aber aus irgend einem Grunde, den ich hier nicht weiter beleuchten will, sich die Gunst seines Chefs in so bevorzugtem Grade erwarb, daß derselbe ihn nur durch die Hand seiner Tochter belohnen zu können glaubte. Zu einem hohen Range erhoben, fehlte dem Parvenu jedoch noch eines, ein standesgemäßes Vermögen. Dieses zu erlangen, bot sich ihm die günstige Gelegenheit, daß ihn sein Schwiegervater zum Untergouverneur von Messolâta, einem District von etwa 50,000 Einwohnern, ernannte. Aber so klein auch der District, so war doch das Bereicherungsvermögen des neuen Motaçarif groß und er wußte es auch wirklich so glänzend zu bethätigen, daß er, nach einer neunmonatlichen Verwaltung, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wurde, sich mit einem Privatvermögen von 30,000 türkischen Pfunden, etwa 180,000 Thalern, zurückziehen konnte. Eine solche Erpressung muß man jedoch nicht etwa nach dem Maßstab des Geldeswerths in Europa beurtheilen. In Europa würde eine derartige Veraubung zwar immer einen namhaften Schaden jedes Einzelnen bedingen, in Afrika aber bedeutet sie bei Weitem mehr, denn der national-ökonomische Standpunkt ist ein viel tieferer. Hier, kann man sagen, ist die Erpressung einer solchen Summe von einer verhältnißmäßig geringen Bevölkerung identisch mit einem bis auf's Hemd Ausziehen derselben, denn die erpreßte Summe stellt so ziemlich den Gesammtwerth des mobilen Vermögens der Einwohnerschaft dar. Natürlich hatte der Pascha von diesem Sümmchen seine Procente bekommen, aber der Haupttheil desselben floß denn doch in die Kasse des theuren Schwiegersohnes.

In diesem Falle hatte freilich die Erpressung einen ausnahmsweisen Grad erreicht, so daß sich sogar die wucherischsten Europäer und betrügerischsten Juden in Tripolis über diese Erwerbsfähigkeit des hoffnungsvollen jungen Beamten wunderten. Aber selbst in den allergewöhnlichsten Fällen wissen die Unterbeamten ganz enorme Summen aus den unglücklichen Arabern herauszuschinden, wovon sie dem Pascha freilich seinen Theil geben, welcher Theil jedoch nicht immer sehr splendid bemessen zu werden pflegt, splendider allerdings, als derjenige der eigentlichen Regierung, denn was der Staat aus dieser Regentschaft an Steuern bezieht, ist verhältnißmäßig eine Misère. Die ganze Regierungssteuer des Landes beträgt im besten Falle eine Million Thaler (aus einem Lande, welches Frankreich an Flächeninhalt gleichkommt!), aber die Räubereien der höheren und niederen Beamten stellen vielleicht das Zehnfache, wenigstens gewiß, selbst in den am Besten verwalteten Districten, das Fünffache dieser Summe dar. Wenn man dabei bedenkt, daß das Land so arm ist, daß hier ein Thaler denselben Geldeswerth besitzt, wie in Europa zwanzig, so kann man sich die Bodenlosigkeit des hiesigen national-ökonomischen Elends vorstellen.

Die Stadt Tripolis ist in dieser Hinsicht um kein Haar besser daran, als die Provinzen, im Gegentheil, sie erfreut sich eines ganz besonders klugen Ausraubers, welcher die Ressourcen europäischer Civilisation, von der er eine gewisse Kenntniß besitzt (die er natürlich nur in dem nachahmt, was in seinen Kram paßt), in geschickter Weise mit dem einheimischen, barbarischen Raubsystem zu vereinigen und demselben dienstbar zu machen weiß. Dieser Beamte führt zwar nur den bescheidenen Titel: „Schaych el beled", d. h. Bürgermeister, er ist aber in der That nach dem Pascha die erste Person in der Regentschaft, obgleich an Rang noch zwei Beamte zwischen ihm und dem Pascha stehen, der Mowyn (eigentlich Adjutant,

oder richtiger vielleicht „ad latus“ des Pascha) und der Defterdar (Zahlmeister). Er hat es so gut verstanden, nicht nur den jetzigen Pascha, sondern hatte auch schon gewußt, dessen Vorgänger für sich zu gewinnen, daß man ihm schon seit Jahren völlig freies Spiel in der Stadt gelassen hat. Als ein reiner Parvenu, und zwar ein tunisischer Araber auf der Insel Qarqenna geboren, empfindet er eine besondere Genugthuung darin, alle Bürger von Tripolis, von denen manche höchst achtbaren Familien angehören, ja, die Nachkommen der früheren Herrscherdynastie vor sich im Staube kriechen zu sehen.

Das Seltsamste, ja ich möchte sagen, die schamloseste Erscheinung, in Bezug auf den Verwalter dieses städtischen Ehrenpostens ist vielleicht die, daß er, der officiell gar keinen Gehalt empfängt (denn seine Stelle gilt für ein bloßes Ehrenamt) und der bei Antritt desselben keinen Pfennig nachweisbaren Vermögens besaß, nun, nachdem er einige zwölf Jahre sich dieser Stellung erfreut hat, einen für dies arme Land wirklich schamlosen Luxus zur Schau zu tragen wagt, splendide Feste im europäischen Geschmack giebt, ein eignes Dampfschiff besitzt, einige dreißig Häuser in der Stadt, ein öffentliches Bad, einen Basar sein eigen nennt, ja, um doch auch etwas im Wege der Verbesserungen und Verschönerungen der Stadt zu thun und dafür gepriesen zu werden, einen Theil der neuen Vorstadt auf eigne Kosten hat erbauen lassen, und wenn man fragt, mit wessen Gelde dies Alles geschieht? so erhält man die naive Antwort: ʿAlyy Qarqenny ist eben Schaych el beled.

Die gesetzmäßige Macht eines Schaych el beled ist freilich nur gering; er ist eigentlich nichts, als eine Administrativbehörde, aber der verschmitzte jetzige Inhaber dieses Postens hat es verstanden, alle andern Behörden seinem Interesse dienstbar zu machen. Der Medschelesſ (Tribunal) ist aus sei-

nen Creaturen zusammengesetzt und diese sind natürlich darauf angewiesen, dem Schaych el beled den Löwenantheil ihrer ungerechten Erwerbnisse herauszugeben und letztere sind nicht gering, da, wie mir versichert wurde, jedes Verbrechen und sei es auch ein Mord, seinen Tarif hat, um bei diesem ehrlichen Gericht straflos durchzukommen. Ein Mörder kann sich mit einer Bestechungssumme von 30—40 türkischen Pfunden, etwa 200 Thalern, Straflosigkeit erkaufen. Die Sache ist namentlich für Diebe höchst bequem, da diese sicher sind, immer einen Theil des Gestohlenen behalten zu können, wenn sie nur nicht verabsäumen, den übrigen unter die unbestechlichen Richter zu vertheilen. Der Bestohlene ist jedoch am Schlimmsten daran, denn dieser, wenn er überhaupt naiv genug ist, zu Gericht zu gehen, muß sich zuerst die Richter durch ein Geldgeschenk günstig stimmen, was natürlich verloren ist, denn der Dieb wird in den meisten Fällen eine beträchtlichere Summe daran wenden, um das Gestohlene, das er so leicht erworben hat, behalten zu können, als der Eigenthümer, der seinem schon erlittenen Verlust nicht gerne noch einen neuen hinzufügt.

Die Hauptperson jedoch unter dem Richterstande und der Haupthelfershelfer des Schaych ist der Qâdhy, der obgleich er nicht mehr wie früher Alleinrichter in allen Civil- und Criminalsachen ist, dennoch eine gewisse Anzahl von Rechtsfällen noch ausschließlich zu entscheiden hat, namentlich solche civilrechtlicher Natur, und solche Rechtsfälle haben hier wie überall ihren goldnen Boden. Der Schaych el beled, nach dem Sprichwort, daß „eine Hand die andere wäscht", pflegt dem Qâdhy bei dessen für Bestechungssummen keineswegs blinden, wenn auch in jeder andern Beziehung vielfach verblendeten Justiz gern durch die Finger zu sehen, benutzt dagegen, als treuer College, seinerseits diesen Würdenträger in sehr mannichfaltiger Weise, bald um sich von ihm zum Vormund von

Wittwen und Waisen ernennen zu lassen, wobei er den doppelten Zweck erreicht, für gottesfürchtig und barmherzig zu gelten (denn die Fürsorge für die Waisen ist im Qorân besonders hervorgehoben), und doch zugleich die Waisen auf's Schönste ausrauben kann, ohne daß ein Hahn danach kräht, bald um durch seine Vermittlung Ankäufe von Häusern, Gärten und andern Realitäten zu machen. Letztere Art, sich zu bereichern, ist vielleicht die allerbequemste von der Welt, indem sie nicht einmal die kleine Auslage einer noch so geringen Anzahlung erheischt. Die Procedur bei diesem Geschäft ist höchst einfach. Der Qâdhy läßt einen Hausbesitzer rufen und erklärt ihm, der Schaych el beled wolle sein Haus kaufen. Der unglückliche Hausbesitzer sträubt sich natürlich mit Händen und Füßen dagegen, denn einmal hat er sein Haus nöthig und dann, selbst wenn er es verkaufen wollte, so weiß er, daß der Schaych el beled die schlechte Gewohnheit besitzt, niemals zu zahlen. Auf seine Weigerung stöbert nun der Qâdhy in einer Menge Rechtspapiere und Acten und entdeckt aus denselben, daß der Rechtstitel des Eigenthümers höchst faul sei, daß ihm möglicherweise Confiscation bevorstehe, und daß er sich nur durch Verkauf retten könne, indem sein bisheriges Eigenthum durch den Verkauf erst in die Kategorie rechtmäßigen Gutes treten könne, da nach türkischem Recht der Käufer zweiter oder dritter Hand, selbst wenn der ursprüngliche Rechtstitel faul war, dennoch als bonae fidei Besitzer unangetastet gelassen werde. Dem armen Teufel bleibt somit nichts übrig, als sein Haus an den Schaych zu verkaufen, was er mit der Bitte thut, derselbe möge doch in seinem Falle eine Ausnahme machen und ihm wirklich den Kaufpreis entrichten. Dieß Versprechen wird ihm natürlich gegeben, denn mit Versprechungen sind moslimische Große stets auffallend freigiebig, aber eben so schnell vergessen, so daß der Hausverkäufer obdachlos und mittellos bleibt, denn in vielen Fällen bildet das

Haus sein einziges Eigenthum, während er von seiner Arbeit oder einem kleinen Handel lebt. Auf diese Weise hat der Schaych el beled schon einige dreißig Häuser in der Stadt erworben, ja es ist soweit gekommen, daß Niemand, außer allenfalls die Europäer, die unter consularischer Justiz stehend, den Ränken des Schaych entgehen, ein Haus zu kaufen wagt, da einestheils der Schaych sein Vorkaufsrecht geltend machen und den voreiligen Käufer noch in kostspielige Rechtsproceduren verwickeln kann, und da andrerseits Niemand sicher ist, daß ihm das soeben theuer bezahlte Haus nicht gleich darauf vom Schaych abgekauft, d. h. geraubt werden wird.

In ähnlicher Weise wird verfahren, wenn der Schaych bauen oder arbeiten läßt oder in einem Laden etwas kauft. Kein Mensch wird bezahlt und klagen kann Niemand, da der Richter selbst Partei ist. Auf diese Art müssen die Bürger von Tripolis eigentlich dem Schaych el beled Frohndienste leisten und unentgeltlich Waaren liefern, wenn die Sache auch officiell einen andern Namen trägt.

Dieser Biedermann ist mit dem Eintreiben der städtischen Steuern betraut, die zwar an und für sich sehr gering sind, und sehr gering ist auch die Summe, welche die Regierung davon bezieht, desto größer aber diejenige, welche der Schaych für seinen eignen Geldbeutel erpreßt, ja dieselbe wurde mir als verhältnißmäßig so enorm angegeben, daß ich nicht wage, sie hier wiederzugeben. Kein Wunder, wenn dieser Mann ein englisches Dampfboot für 12,000 Pfund Sterling kaufen konnte!

Uebrigens würde seine amtliche Stellung, so elastisch dehnbar ihre Befugniß auch sein mag, denn doch nicht allein den allmächtigen Einfluß erklären, dessen er sich erfreut. Aber er hat, wie man hier sagt, „das Ohr des Pascha's.“ Letzterer Würdenträger hört und sieht nur durch die Organe dieses Hauptspitzbuben und somit besitzt ʿAlyy Qarqenny nicht nur

auf die städtischen Angelegenheiten, sondern auf die der ganzen Provinz einen mächtigen Einfluß.

Ich lernte diesen Würdenträger bald nach meiner Ankunft in Tripolis kennen. Es war auch in der That schwer, ihn nicht kennen zu lernen. Denn ʿAlyy Qargenny besitzt die beneidenswerthe Eigenschaft, allgegenwärtig zu sein. Macht man dem Pascha seine Aufwartung, so kann man sicher sein, ihn neben demselben auf dem Divan sitzen zu sehen. Geht man durch den belebtesten Basar, den Ssuq eṭ Ṭurk, so begegnet man fast zu jeder Tageszeit einer Schaar schwarzbärtiger Männer, in langen, europäischseinsollenden schwarzen Paletots, mit rothen Mützen auf dem Kopf, gefolgt von einer Escorte von Polizeisoldaten. Das sind ʿAlyy Qargenny und seine Brüder, deren er, glaube ich, ein halbes Dutzend hat und die ihm so ähnlich sehen und sich so ganz nach demselben Modell kleiden, daß man sie leicht mit ihm verwechseln kann, umgeben von der treuen Schaar von Helfershelfern und Gensd'armen. Geht man des Nachmittags auf dem großen sandigen Platz, der nicht mit Unrecht „eine kleine Wüste" getauft worden ist, welcher Tripolis von der Meschiya trennt und seinen Bewohnern zum einzigen Spaziergang dient (denn in der Meschiya selbst kann man nur reiten oder fahren, da man sonst im Sande versinkt), so ist man fast sicher, ʿAlyy Qargenny entweder in einem kleinen Wägelchen sitzend oder vor einem Kaffeehause pomphaft installirt, oder zu Pferde, oder selbst wie die gewöhnlichen Sterblichen zu Fuß, jedoch nie ohne die Polizeisoldaten zu sehen.

Diesen Allgegenwärtigen nicht kennen zu lernen, dazu gehört jedenfalls der Entschluß, durch ausnahmsweises Gebahren auffallen zu wollen, da kein reisender Europäer, der Tripolis' Gestade heimsucht, es verabsäumt, neben den todten auch diese lebende Merkwürdigkeit genauer zu inspiciren. „Sie müssen dem Schaych Ihre Aufwartung machen", sagte mir

der Consul schon am dritten Tage nach meiner Ankunft, nachdem ich soeben dem Pascha, dem Mowyn (seinem ersten Adjutanten), dem Defterdar (Zahlmeister), welche drei im Range höher stehen als der Schaych, sehr langweilige Staatsvisiten gemacht hatte, bei denen viel Kaffee getrunken, viel geraucht und entsetzlich viel von den sogenannten Reformen des Pascha gesprochen worden war.

Ich ging also mit dem gutmüthigen Herrn Luigi Rossi (der, beiläufig gesagt, den Schaych nicht ausstehen kann, aber doch diplomatisch fein ihm ziemlich häufig Staatsvisiten macht) zu ʿAlyy Qargenny. Das Wohngebäude dieses Würdenträgers besteht aus einigen sechs Häusern, (alle unglücklichen Opfern abgekauft oder vielmehr geraubt), welche früher getrennte Bauten bildeten, nun aber vom Schaych zu einem harmonischen Ganzen vereinigt worden sind, da sein eigner großer Harem, da seine fünf oder sechs Brüder und seine vielen Sklaven und Diener einen sehr großen Raum beanspruchen. Etwas Geschmackvolles hat freilich ʿAlyy Qargenny aus diesem Zusammenbau nicht zu machen gewußt. Er ist zu sehr moderner officieller Türke, um ein Verständniß für die Schönheiten einheimischer Architektur zu besitzen, sondern sieht vielmehr das höchste Ideal des Geschmacks in einer ungeschickten und linkischen Nachahmung des Europäischen. Man hatte versucht, aus den sechs arabischen Häusern ein einziges großes europäisches zu machen und so war ein Monstrum entstanden, dem die Schönheiten einheimischer Architektur und die Bequemlichkeit europäischer Häuser in gleichem Grade abgingen. Der weite, offene, innere Hof arabischer Bauten war verschwunden, aber die Zimmer hatten für das ihnen dadurch entzogene Licht keinen Ersatz durch Fenster nach der Straße erhalten, wie es der europäische Styl doch mit sich gebracht haben würde, und so bildete eine allgemeine Dunkelheit das Resultat dieses architektonischen Kunststückes.

Wir mußten deßhalb bei unserm Eintritt erst durch einen dunklen Corridor stolpern, dann eine, wie bei den alten Römerbauten, klassisch finstere Treppe hinaufkriechen und gelangten endlich in einen Staatssalon, der ebenfalls ganz finster gewesen sein würde, hätte nicht ein Loch in der Decke ein wenig Licht von oben eingelassen. Dieser Saal war sehr reich möblirt, natürlich in europäischem Geschmack, oder vielmehr eine Carricatur desselben darstellend, denn ein officieller Türke begreift nicht, daß es etwas Schöneres geben könne, als jene geschmacklosen, prunkvollen und zugleich unbequemen Möbel, welche betrügerische Kaufleute in Marseille den orientalischen Großen für das Zehnfache ihres wirklichen Preises zu liefern pflegen. Besagte Händler sind vollkommen in den modernen orientalischen Geschmack eingeweiht und wissen sehr gut, daß anständige, geschmackvolle, einfach elegante europäische Möbel im Orient kein Glück machen würden; sie sehen sich deßhalb genöthigt, die im Morgenland europäisch genannten Möbel eigens für diesen Markt fabriciren zu lassen, das heißt solche Möbel, welche in Europa Niemand, außer vielleicht ein aller Erziehung entbehrender, plötzlich reich gewordener Parvenu oder der Wirth eines Café chantant bei sich dulden würde, nämlich die geschmacklosesten Zusammensetzungen barok geschnitzten Holzes und schreiend gefärbter Stoffe, mit Vergoldungen überladen, bei denen sich der Comfort gänzlich außer Acht gelassen, dagegen die anmaßende Prunksucht des Käufers im höchsten Grade berücksichtigt findet, und die so ziemlich das Non plus ultra prätentiöser Gemeinheit realisiren, insoweit eine solche Eigenschaft überhaupt im Möbelstyl ausgedrückt werden kann. Diesem widerlichen Styl gehörte die Ausstattung des Prachtsalons des Schaych an, aber selbst in diesem Styl repräsentirte sie keine Einheit und Harmonie, insofern eine solche überhaupt damit zu vereinigen ist; denn die Möbel stammten offenbar aus verschiedenen, zu ver-

schiedenen Zeiten und in verschiedenen Werkstätten ohne Rücksicht aufeinander gemachten Ankäufen, so daß es aussah, als ob der Schaych sie auf den Versteigerungen einiger sechs oder sieben bankerott gewordenen Haushaltungen zusammengelesen hätte, denn nebenbei fehlte ihnen auch nicht jenes verwahrloste Aussehen, welches bei der Sorglosigkeit der Moslims sehr bald selbst die neuesten Gegenstände ihrer häuslichen Ausstattung anzunehmen pflegen.

Die prätentiöse Verschwendung gab sich auch in der Ueberzahl der Möbel zu erkennen, deren Menge genügt hätte, um drei solche Salons auszustatten. So waren nahezu ein Dutzend Sopha's vorhanden, jedes in einem andern Styl, von andersgefärbten Stoffen, aber alle gleich geschmacklos und von gleich schreienden Farben. Auf einem dieser Sopha's fanden wir den Schaych in halb europäischer, halb orientalischer Stellung sitzend, das heißt ein Bein untergeschlagen und das andere hinabhängend, eine Positur, welche die Moslims gewöhnlich annehmen, wenn sie sich in Gegenwart von Europäern der ungewohnten europäischen Möbel bedienen sollen (denn wenn sie unter sich sind, räkeln und legen sie sich nach Belieben, so gut es angeht, auf die zu solchem Zweck sehr unbequemen Sopha's).

ʿAlyy Qarqenny war kein häßlicher Mann. Ein nicht allzufettes, für einen Araber sehr weißes Gesicht, von einem dichten pechschwarzen Barte beschattet, mit schwarzen funkelnden Augen; ziemlich regelmäßige Züge; eine nur leichthin gebückte wohlgewachsene Gestalt von mittlerer Größe, ein gewisses für seine vierzig oder fünfzig Jahre auffallend jugendliches Wesen, Alles dies machte eher einen günstigen Eindruck, als das Gegentheil. Aber dieser Eindruck wurde durch sein Geberdenspiel verdorben. In diesem lag so viel süßliche, schmeichelnde, ja kriechende Freundlichkeit, wenn er mit gutempfohlenen Europäern oder mit vornehmen Moslims zu thun hatte, aber so

viel barbarische Rohheit, wenn er sich seinen Untergebenen zeigte, dabei vermißte man so sehr jene Würde, welche selbst die spitzbübischsten Vornehmen hier zu Lande oft in ihrem Aeußern zur Schau zu tragen zu wissen, daß man sich schon nach kurzer Bekanntschaft mit ihm enttäuscht fühlte.

Ob er eine große Intelligenz besitze, darüber wurde ich durch das Gespräch, welches wir führten, nicht im Geringsten aufgeklärt, da dasselbe sich nur um Gemeinplätze, die recht abgedroschen behandelt wurden, drehte. Ich glaube auch nicht, daß er ein großes administratives Genie ist. Sein Haupttalent ist der Geist der Intrigue. Er versteht es trefflich, dem Pascha zu schmeicheln und die Unterthanen auszurauben, das ist, so viel ich erfahren konnte, das A B C seiner administrativen Weisheit, seine ganze Staats- und Regierungskunst. Dadurch ist er zu hohem Rang, großem Vermögen, zu der einflußreichsten Stellung in Tripolis und zu dem reichhaltigsten Harem gekommen, welcher gegenwärtig in dieser Stadt existirt.

Ueber diesen Harem kann ich natürlich nur von Hörensagen berichten, aber doch wenigstens auf die Zahl seiner Bewohnerinnen schließen und zwar aus der ungeheuren Masse von Mundvorrath, welcher täglich in denselben wandert und dessen Ansehnlichkeit mir von einem jungen circassischen Sklaven des Schaych, den ich manchmal in einem arabischen Laden traf, in Pfunden und Lothen auseinandergesetzt wurde. Demnach zu urtheilen, müssen einige vierzig sehr hungrige Seelen in diesem Harem gleichzeitig sich des materiellen Daseins erfreuen. Wie mir derselbe Sklave erzählte, sind die Circassierinnen in dieser Zahl sehr stark vertreten. Ob diese Circassierinnen schön oder häßlich, konnte ich freilich nicht erfahren, aber eine Circassierin wird einmal im Orient nie anders als schön gedacht. Der Begriff selbst, wie er aufgefaßt wird, scheint dies schon mit sich zu bringen, und da man weiß, daß der Schaych so und so viel Circassierinnen in seinem Harem

hat, so gilt es für eine ausgemachte Sache, daß er der Besitzer von so und so viel unvergleichlichen Schönheiten, deren Schönheit nach Centnern geschätzt wird, sein müsse. Zum Besitz dieser mehrere Centner schweren Schönheiten pflegt der Schaych auf eine sehr einfache, aber von der gewöhnlichen Weise, dieselben zu erwerben, verschiedene und jedenfalls viel bequemere Art zu kommen. Während Andere theures Geld für eine einzige Circassierin zahlen müssen, kann ʿAlyy Qargenny umsonst so viele bekommen, als er nur wünscht und zwar durch folgendes Strategem. ʿAlyy ist ein abgesagter Feind des Sklavenhandels. Er ist der tugendhafteste Menschenfreund, den diese Regentschaft je gekannt hat. Der englische Consul, der von seiner Regierung den Auftrag hat, all' sein Mögliches zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu thun, findet keinen eifrigeren Verbündeten, als ʿAlyy. Er hat es sogar nicht nöthig, dessen Eifer anzuspornen, denn ʿAlyy macht ganz unaufgefordert Jagd auf die Sklavenhändler, deren es trotz aller Humanität europäischer Mächte, trotz der Verträge und der durch sie hervorgerufenen türkischen Gesetze in der Regentschaft jetzt, da dieser Handel verboten ist, noch ebensoviel giebt, als zur Zeit, da er erlaubt war. Die Sklavenhändler kommen nur nicht mehr nach der Hauptstadt, sondern setzen ihre lebendige Waare in kleinen Städten des Innern oder der Küste ab, in welchen keine Consuln sind, die ihnen das Handwerk legen könnten.

Aber diese Sklavenhändler haben ihre Rechnung ohne ʿAlyy Qargenny abgeschlossen. Dieser macht, wie gesagt, eifrigst Jagd auf sie, und da er überall Spione hat, so fängt er sie auch schnell. Dann confiscirt er ihre lebendige Waare. Mancher andere arabische Große würde nun an seiner Stelle keinen Scrupel haben, diese Waare für eigne Rechnung zu verkaufen, ja, man wirft dem gegenwärtigen Pascha vor, daß er durch dieses Manöver zu einem großen Theil seiner Reichthümer

gekommen sei. Aber ʿAly ist zu tugendhaft, um das Beispiel seines Vorgesetzten nachzuahmen. Er verabscheut den Gedanken, sich durch den Verkauf der confiscirten Sklaven zu bereichern. Er schickt sie einfach nach Constantinopel und vertauscht dort die Schwarzen gegen Weiße. Für zehn häßliche Negerinnen bekommt er eine schöne weiße Circassierin, für zwanzig tölpelhafte schwarze Knaben einen intelligenten circassischen Burschen. Sollte er der Schwarzen gar zu viele haben, so macht er Geschenke mit seinem Ueberfluß, theils an Große der Pforte, deren Gunst ihm dadurch erworben wird, theils an Kaufleute, die ihm dann aus Dankbarkeit Rosenöl, Kaschmirshawle, kostbare Pfeifenspitzen und dergleichen schicken, die einer seiner Brüder im Basar zu Tripolis verkauft. Auf diese Weise entgeht ʿAly Qarqenny dem häßlichen Verdacht, ein Sklavenhändler zu sein, ein Verdacht, welcher so viele andere höhere Beamte dieser Regentschaft mit Recht trifft.

Nach einer Aussage, die mir in Tripolis zu Ohren kam, deren Wahrheit ich aber nicht verbürgen will, soll er bei diesem Manöver auch noch die kluge Vorsicht gebrauchen, jeden confiscirten Negersklaven ein Papier unterzeichnen zu lassen (wahrscheinlich vermittelst eines Kreuzes oder sonstigen bei nicht Schreibekundigen gebräuchlichen Zeichens), wodurch dieser bescheinigt, von ʿAly aus der Sklaverei befreit worden zu sein und nun auf eignen Wunsch nach Constantinopel zu gehen. Auf diese Weise entgeht er selbst den Chicanen, die ein besonders abolitionistischer oder nur eifersüchtiger Consul ihm bereiten könnte.

Ob freilich der Besitz so vieler Circassierinnen so wünschenswerth sei, wie er dem Schaych vorzukommen scheint, möchte ich fast bezweifeln. Das arme ausgeraubte Volk hält allerdings den Besitz solcher Luxusartikel, für welche es selbst kein Geld hat, für höchst beneidenswerth. Aber manche Große von Tripolis, welche durch Erfahrung über den wahren Werth

dieser lebendigen Waare klug geworden sind, bekundeten mir oft im Gespräch eine auffallende Geringschätzung für jene Hauptzierden orientalischer Harems. Unter diesen Großen befand sich auch der Größte von Allen, Niemand geringerer, als ʿAlyy Ridhâ Pascha, der gegenwärtige Gouverneur von Tripolis. Dieser Würdenträger geruhte einmal bei einer Audienz, zu der mich der Consul mitgeschleppt hatte, sich sehr lebhaft über die Schattenseiten jener Schönen auszusprechen. Besonders anschaulich war die Beschreibung von dem Zustand besagter Damen, wenn sie ihre erste Erscheinung in den Harems machen. Man sollte glauben, daß die Händler mit weißem Menschenfleisch (meistentheils die eignen Väter oder wenigstens die Verwandten ihrer Verkaufsartikel) sich Mühe gäben, ihre Waare für den Markt so reinlich und schön aufzuputzen, wie es nur in ihren Mitteln läge. Aber das stellte der Pascha, der im Ankauf dieser Damen viele Erfahrung besaß, entschieden in Abrede.

„Wenn die Circassierinnen zu uns kommen", so erzählte er, „sind sie gewöhnlich über und über mit den ekelhaftesten Hautausschlägen behaftet, ihr Haar durch die Grindkrankheit zerfressen und sie selbst so unreinlich, daß man damit anfangen muß, sie mehrere Wochen lang einem energischen Badeproceß zu unterwerfen, sie mit Schwefel und Mercursalben einzureiben, bis ihre Haut endlich ein menschliches Ansehen gewinnt. Sind sie dann aus diesem oft sehr umständlichen Proceß gereinigt und verschönert hervorgegangen, so erwachen auf einmal alle jene Prätensionen, mit welchen ihre Aeltern von Jugend auf das leere Hirn ihrer für den Markt erzogenen Töchter ausgefüllt haben. Sie haben soviel von Sultaninnen, die auch circassische Sklavinnen waren, und dergleichen gehört, daß sie gleich im Harem die erste Rolle zu spielen beanspruchen. Sehr oft gelingt ihnen das auch auf der Stelle, das heißt in dem sehr häufigen Falle, daß

keine von ihrem Gemahl besonders geliebte Gattin den anerkannten ersten Rang schon eingenommen hat. Wo aber eine solche Gattin vorhanden ist, da müssen sie sich zu ihrem Leidwesen in eine untergeordnete Rolle fügen. Aber sie thun ihr Möglichstes, um bald aus dieser Rolle heraus und zu einer bevorzugten Stellung zu gelangen. Sie setzen dann die ganze Batterie weiblicher Verführungskünste in Bewegung, um das Herz des Herrn des Harems zu rühren, und gelingt ihnen dieses, dann weiß ihre Intriguenkunst gewöhnlich sehr bald die rechtmäßige Gattin zu verdrängen oder wenigstens als eine Nebenperson bei Seite zu schieben. In diesem Falle zerstören sie natürlich dauernd allen Familienfrieden, entzweien die Kinder mit dem Vater, mißhandeln die Mutter und tyrannisiren das ganze Hauspersonal. In einem andern, freilich seltneren Falle, demjenigen nämlich, daß der Ehemann seiner Gattin so zugethan ist, daß sein Herz den Verführungskünsten der Circassierinnen gegenüber unverwundbar bleibt, stören sie zwar nicht wesentlich die Eintracht, aber sie werden dann zur Ursache außerordentlicher Unkosten. In solchen Fällen sehen sie sich nämlich als die Töchter des Haremsbesitzers an und unsre Sitte bringt es mit sich, daß wir ihren Prätensionen in dieser Beziehung kein Dementi geben. Dann schmeicheln sie der legitimen Haremsherrin, nennen sie Mutter und diese läßt es, um des lieben Friedens willen (denn die meisten Circassierinnen sind eigensinnig und jähzornig) auch gewöhnlich geschehen und findet sich in die octroyirte Mutterrolle. Aber die neuen Töchter wollen natürlich nicht zeitlebens im Mädchenstande und im adoptivväterlichen Harem bleiben, sondern sehnen sich nach der Ehe, quälen täglich die Pflegeältern, daß diese sie verheirathen und zwar an einen recht angesehenen, vornehmen und reichen Mann, und letzteres geschieht denn auch gewöhnlich, da die Adoptivältern froh sind, die zärtliche octroyirte Tochter los zu werden. Aber dieses

geschieht nicht ohne beträchtliche Unkosten, da der Besitzer einer Circassierin stets für unermeßlich reich gilt und demgemäß Hochzeitsgeschenke machen, splendide Feste bei der Vermählung geben, ja oft, wenn der Schwiegersohn arm ist, oder wenn er es versteht, sich für arm auszugeben, den neuen Haushalt gänzlich unterhalten muß. Die pecuniären Vortheile aber, welche einem Vater, der seine eigne Tochter vermählt, gewöhnlich von Seiten des Schwiegersohnes zu Theil werden, fallen bei der aus dem Sklavenstande hervorgegangenen Pflegetochter in den meisten Fällen gänzlich weg, da die Bräute im Orient nach Rang und Geburt und nicht nach ihrer Schönheit bezahlt werden."

„Ich für meinen Theil", so schloß der Pascha seine Erzählung, „habe schon längst auf den Ankauf von Circassierinnen verzichtet. Diese „weißen Teufelinnen" haben meinen häuslichen Frieden früher oft genug gestört, so daß ich nun, um der Ruhe willen, mich mit Händen und Füßen gegen solche Acquisitionen sträube"

Eine solche, auf das Familienleben eingehende Erzählung von Seiten eines Moslims bildete freilich eine sehr ausnahmsweise Erscheinung. Sie wäre bei einem im Orient selbst erzogenen Mohammedaner auch gar nicht denkbar gewesen, aber 'Alyy Ridhâ Pascha hat eben seine Jugend in Frankreich zugebracht, und obgleich er im Herzen ein so vorurtheilsvoller Moslim geblieben ist, wie alle andern, so weiß er doch, den Europäern gegenüber und wenn er sich mit diesen allein befindet, den europäischen Gesellschaftston aufrecht zu halten, der nicht jene absurden eifersüchtigen Beschränkungen kennt, welche den arabischen kennzeichnen. Gewöhnlich befindet er sich aber bei den Audienzen mit Europäern diesen gegenüber allein. Ihm steht nicht das Gespenst eines officiellen Dolmetschers zur Seite, wie dem Bey von Tunis, der selbst mit Leuten, die eben so gut arabisch können, wie er selber (z. B.

mit dem in Tunis geborenen norddeutschen Agenten), nur durch einen Dragoman zu sprechen pflegt.

Den Lieblingsgegenstand des Gesprächs bildeten beim Pascha seine sogenannten Reformen, von denen ich einige schon früher angedeutet habe, von denen aber jeden Augenblick eine neue, ebenso pomphaft angekündigte, aber ebenso nachlässig ausgeführte und ebenso schnell im Stich gelassene am officiellen Horizonte von Tripolis auftauchte.

Eines Tages fand ich ihn auch wieder einmal voll von einem neuen Project, dessen Plan ihm von seinem levantinisch-italienischen Secretär und Dragoman, einem verschmitzten und ehrgeizigen, in Constantinopel geborenen, halben Italiener in besonders einladender Weise entworfen und empfohlen worden war. Der Ehrgeiz dieses Secretärs ist nämlich nicht nur ein einseitig persönlicher, sondern er schlägt auch für seinen Pascha, das heißt dieser Ehrgeiz empfindet instinktmäßig, daß ein aufgeklärter oder für aufgeklärt geltender Pascha ihm selbst, als seinem Factotum und civilisatorischen Rathgeber, mehr Ehre einbringen wird. So ist denn dieser Ehrgeiz darauf gerichtet, den Pascha als Civilisator erscheinen zu lassen. Ich glaube nicht in der Annahme zu irren, daß aus dem Hirn dieses Italieners sämmtliche Reformpläne des Pascha's ursprünglich stammen. Der Secretär hat sie auf seinen einsamen Spaziergängen in den Sandwüsten Tripolis' erdacht, er hat sie in der Stille seines Schreibzimmers ausgebrütet und dann fertig dem Pascha aufgetischt, der als moderner Reformtürke sehr bald erkannte, daß er sich durch ein Eingehen auf diese Pläne zum Ruhm eines Civilisators, eines Beglückers der Menschheit emporschwingen könne. Er lieh deshalb diesen Reformplänen ein offenes Ohr, um so mehr als ja ihre Ausführung ihn gar keine Mühe kosten sollte, sondern das Werk der unglücklichen, zu diesem Zweck zum Frohndienste gezwungenen Unterthanen sein würde. Der Pascha

fand es also sehr bequem, Civilisation zu spielen und in europäischen Zeitungen, mit denen sein schlauer Secretär sich in Verbindung zu setzen wußte, dafür gelobhudelt zu werden.

Dieser neue Plan war nun vollends geeignet, oberflächliche französische Journalisten, deren Enthusiasmus natürlich im Voraus durch die belebende Kunst einiger hundert oder tausend Piaster auf die gebührende Stufe getrieben worden war, in die rhapsodischsten Dithyramben zum Lobe des Pascha's ausbrechen zu machen. Es handelte sich in der That auch um nichts Geringeres, als darum, den Namen des Pascha an die Seite der Namen von Dido, Aeneas und anderer Städtegründer zu setzen. Jene mehr oder weniger fabelhaften Persönlichkeiten hatten sich freilich mit der Gründung von einer Stadt begnügt. Der Pascha wollte es ihnen zuvor thun und gleich zwei gründen. Sein Secretär hatte ihm vorgestellt, daß die bald in Aussicht stehende Eröffnung des Canals von Suez nicht nur den ägyptischen Handelshäfen, sondern auch denen der Regentschaft Tripolis große Vortheile verspreche. Namentlich die Aegypten zunächst gelegene Provinz, das alte Marmarica, würde durch diesen Canal sehr gewinnen. Leider war jedoch diese Küste so gut wie unbewohnt, obgleich sie zwei beinahe völlig sichere Naturhäfen, den Busen von Bomba und denjenigen von Tobruk, besaß. An diesen Buchten Colonien zu gründen und Handelscomptoire zu errichten, das sollte die Aufgabe des Pascha sein und dadurch ein reißend schnelles Wiederaufblühen des seit Jahrtausenden schlummernden Handels von Marmarica bewerkstelligt werden.

Der Pascha ging mit Freuden auf diesen Plan ein, besonders da derselbe nicht nur seinem Ehrgeiz schmeichelte, sondern nebenbei auch noch einen goldnen Boden hatte. Da er in seiner doppelten Eigenschaft als Städtegründer und als Pascha von Tripolis alle Materialankäufe für die in seinem

Paschalik zu gründenden Colonien besorgt, so bietet sich ihm Gelegenheit, der Pforte ellenlange Rechnungen zu machen, und was die Rechnungen eines Pascha sind, davon hat man in Europa keine Idee. Ersparnisse kommen dabei natürlich niemals in Betracht. So ließ er zum Beispiel die Bretter, aus denen die neuen Städte erbaut werden sollten (denn einstweilen werden sie nur aus Bretterbuden bestehen), vom theuersten Markt, d. h. von Marseille, kommen. Umsonst hatten ihm sachverständige Kaufleute vorgestellt, daß er die Bretter ja viel billiger aus Istrien oder aus Dalmatien, das den neuen Colonien ungefähr gegenüber liegt, einführen könne. Er wollte dieß absichtlich nicht einsehen, da dann die Bretter direct und nicht über Tripolis eingeführt worden wären. Ueber Tripolis mußten sie aber kommen, da sie dann unmittelbar aus den Händen des Pascha hervorzugehen schienen, welcher so dafür berechnen konnte, was ihm nur immer beliebte. Kein Europäer in Tripolis war so kurzsichtig, einen andern Zweck bei der Städtegründung zu erblicken, als die möglichste Bereicherung des Pascha, des Mowyn, des Defterdar, des Schaych el beled und der ganzen Bande raubseliger Würdenträger, welche die Geschicke dieser Regentschaft leitet. Ein besseres Geschäft hatte sich ein Beamter noch nie träumen lassen, ein Geschäft, wobei man eigentlich gar nichts selbst zu thun hat, wobei man sich auf unrechtmäßige Weise bereichert und noch dazu in europäischen Zeitungen als civilisirender Menschenfreund u. s. w. gelobhudelt wird.

Eine Verlegenheit hatte freilich der Pascha bei der Städtegründung. Woher die Einwohner für die neuen Städte nehmen? Eine gewisse Anzahl von Auswanderern aus der schwerbedrückten Regentschaft Tunis, einige fünfzig tripolitanische Vagabunden und ebensoviel entlaufene Negersklaven hatte er freilich zusammengetrommelt. Aber dieses sämmtliche Volk besaß keinen rothen Heller, und der Pascha wollte auch

solche Colonisten, welche steuerfähig wären. In dieser Verlegenheit half ihm der Schaych el beled aus. Dieser deus ex machina kam ihm mit seinem Vorrath von Circassierinnen zu Hülfe und schlug vor, jedem wohlhabenden Colonisationslustigen den Besitz einer solchen zu versprechen, in der Hoffnung, durch diesen Köder recht Viele anzulocken. Der Köder wirkte jedoch nicht in erwünschter Weise, denn die Tripolitaner kennen die Circassierinnen eben so gut wie der Pascha und wissen, daß diese Damen ihre Besitzer, wenn diese nicht Crösus und Consorten sind, sehr bald an den Bettelstab zu bringen pflegen. Dennoch bissen einige unerfahrene und heißblütige Jünglinge an und verstanden sich dazu, mit Gut und Blut der Circassierin zu folgen und sei es auch nach Bomba und Tobruk. Da aber durch dieses Mittel dennoch nicht genug steuerfähige Colonisten zusammengebracht worden waren, so verließ der Pascha den Weg der Güte und schritt zu dem gewaltsamer Expropriationen, indem er einer gewissen Anzahl von Bürgern ihre Häuser durch den Schaych „abkaufen", d. h. unbezahlt nehmen ließ. Die dadurch Obdachlosgewordenen verstanden sich nun williger zur Auswanderung und der Pascha versüßte ihnen in der Regel auch noch die bittre Pille durch das Danaergeschenk einer vom Schaych gelieferten Circassierin.

Als ich zu Anfang Juni 1869 Tripolis verließ, hatte der Pascha sich eben auf einem türkischen Kriegsdampfer eingeschifft, welcher ihn nach Bomba und Tobruk bringen (denn er wollte die Colonien in Person gründen) und zugleich die Colonisten, die Bretter, die Circassierinnen und das den künftigen Bürgern der neuen Städte gehörige Vieh überführen sollte. Einen Monat später schrieb mir Herr Rossi, daß der Pascha in außerordentlich kurzer Zeit wieder nach Tripolis zurückgekehrt sei. In Bomba und Tobruk hatte er nur so lange verweilt als nöthig war, um die Colonisten und die „hölzernen Mauern" auszuschiffen, den Grundstein der neuen Städte zu

legen und eine pomphafte Rede zu halten, denn im Redenhalten ist er sehr stark, doch verstehen nur Wenige seine hohen Ideen. Was aus den an der Küste von Marmarica ausgesetzten Colonisten werden wird, woher sie in den brunnenlosen Orten Wasser bekommen, wie die von ihnen zu säenden Cerealien bei dem dort herrschenden Regenmangel gedeihen werden, Alles dies kümmert den Pascha wenig. Für ihn ist das große Werk vollbracht, die Städte sind gegründet, er wird als Civilisator und Colonisator gepriesen und — macht ellenlange Rechnungen.

Ein anderer Reformplan des Pascha, ebenfalls von bezahlten französischen Blättern in den Himmel erhoben, ist geeignet, bei einem Recht und Gerechtigkeit liebenden Menschen wo möglich noch größeren Anstoß zu erregen. Ich meine das von ihm in's Leben gerufene Institut einer öffentlichen Provincialbank für die Regentschaft Tripolis. Machte der sehr schwache Handel der verarmten moslimischen Kaufleute (die Bank ist nur für Moslims gegründet) ein solches Institut nothwendig? Keineswegs. Die Bank ist auch gar nicht für Kaufleute und Geschäftsmänner gegründet. Ihr einziger Zweck ist der ächt orientalische: den Bewerbern um öffentliche Aemter die Bestechungssummen vorzuschießen, welche sie zu Erlangung ihrer Aemter dem Pascha, dem Mowyn, dem Defterdar, dem Schaych el beled und der ganzen officiellen Bande entrichten müssen. Denn im Punkte der Bestechung, die von jeher das Hauptmittel bildete, wodurch man im Orient zu Amt und Würde kam, haben die Reformpläne des Pascha hier Alles beim Alten gelassen. Diese Summen pflegten die Ehrgeizigen bisher bei Europäern oder einheimischen Juden zu borgen und dadurch erwuchs der Mißstand, daß das Uebel der Bestechung, welches der europäisch erzogene Pascha gern in Abrede stellen oder doch wenigstens vertuschen möchte, bei jedem Amtswechsel an die große Glocke gehängt wurde. Nun soll dem dadurch

vorgebeugt werden, daß die Moslims in Zukunft „ihre schmutzige Wäsche in der Familie waschen".

Woher sollte aber die neue Bank Capital bekommen? Natürlich besaß sie keinen Credit, und kein Geschäftsmann war so auf's Hirn gefallen, ihr auch nur einen Pfennig vorzuschießen. Da wußte aber der Pascha Rath. Er decretirte einfach, daß jeder höhere oder niedere Offizier, jeder große oder kleine Beamte seiner Statthalterschaft einen zweimonatlichen Gehalt zum Gründungscapital der neuen Bank beizusteuern habe. Dieses Zwanganleihen sollte neun Procent Zinsen tragen; diejenigen, welche Geld von der Bank entlehnen würden, sollten dagegen zwölf Procent entrichten: drei Procent reiner Gewinn für die Bank; und die Zwangdarleiher wären am Ende nicht einmal so übel daran gewesen, wenn sie nur das Geld, das sie darleihen mußten, wirklich besessen hätten. Da aber dies nicht der Fall war und die elend bezahlten türkischen Beamten einen zweimonatlichen Gehalt unmöglich entbehren konnten, so mußten sie sich Alle in die ruinösesten Schulden stürzen, aus denen sie wohl ihr Leben lang nie wieder herauskommen. Die Mehrzahl konnte die Summe, welche den zweimonatlichen Gehalt repräsentirte, nicht anders erlangen, als zu den wucherischsten Zinsen, so etwas wie hundert Procent, ein hier zu Lande nicht ungewöhnlicher Zinsfuß. Es ist wahr, ihr Geld trägt ihnen neun Procent Zinsen, so daß sie also nur 91 Procent verlieren; aber auch über die richtige Auszahlung dieser neun Procent herrscht gegründeter Zweifel. Dergleichen pflegen hier zu Lande, wie die Araber sich ausdrücken, „die Kameele zu fressen".

Hiemit sind wir jedoch noch lange nicht am Schlusse des Registers von ʿAlyy Ridhâ Pascha's Reformen angelangt. Damit dem Publikum ja keine dieser Reformen entgehen möge, so trägt der obengenannte Secretär Sorge, in dem zu Constantinopel erscheinenden französischen Journal „la Turquie"

von Zeit zu Zeit eine sehr umständliche Liste derselben mit obligatem lobhudelnden Commentar zu veröffentlichen. Dieser Secretär ist ein beneidenswerther Mann. Nicht nur besitzen seine Augen die schätzenswerthe Gabe, Alles in vergrößertem und wie vergrößertem Maßstab zu sehen, sondern er erblickt auch Dinge, welche entweder nicht dem unbewaffneten Auge sichtbar oder gar nicht vorhanden sind. Ich machte mir einmal das Vergnügen, einen seiner Artikel mit der Wirklichkeit zu vergleichen und will hier im Kurzen seine darin aufgestellten Behauptungen den Thatsachen an die Seite stellen.

In diesem zu Anfang 1869 in der „Turquie“ erschienenen Artikel ist zuerst davon die Rede, daß der Pascha einem durch Versandung eines Flußbettes und dadurch, daß der Fluß seine frühere Bahn verlassen hatte, gänzlich unfruchtbar gewordenen Thal, Madschenyn genannt, durch Zurücklenkung des Flusses in seine frühere Bahn Leben und Fruchtbarkeit wiederverliehen und die Segenssprüche der Bevölkerung auf sich gehäuft habe. Der Artikel behauptet, der Ingenieuroberst Massar Bey habe auf Befehl des Pascha einen gemauerten Damm zwischen dem Fluß und dessen durch ein Elementarereigniß entstandenen, ihn ableitenden neuen Bett, das man ihm durch den Damm versperrte, errichten lassen.

Nehmen wir diese Behauptungen cum grano salis und scheiden wir darin Dichtung und Wahrheit. Letzteres Prädicat kommt nur dem Umstande zu, daß der Pascha allerdings den besagten Fluß in sein altes Bett zurücklenken ließ, in welchem er auch wirklich einige zwei Monate fließen sollte. Erdichtet ist aber der gemauerte Damm. Deshalb nämlich, weil dieser Damm eben nicht gemauert war, wie mir der erwähnte Ingenieuroberst, dessen ich schon oben als eines in Deutschland erzogenen sehr intelligenten Mannes gedachte, selbst versicherte, und weil dieser Damm nur aus Erde bestand, durchbrach ihn der Fluß bald wieder, kehrte in das eben verlassene Bett

zurück, und das Thal von Madschenyn ist nun wieder eben so unfruchtbar geworden, als es vor der Unternehmung des gepriesenen Nützlichkeitswerkes gewesen war.

Zweitens preist der Artikel die Fürsorge des Pascha für die Hebung der Bodencultur. Da spricht er zuerst von Baumwolle, deren Saamen der Pascha aus drei Baumwollparadiesen, aus Amerika, Aegypten und Smyrna habe kommen lassen, um zu versuchen, welche im tripolitanischen Erdreich am besten gedeihen werde. Der amerikanische Saame soll die besten Resultate geliefert haben und eine beträchtliche Menge Baumwolle, aus ihm gezogen, nach Europa verschickt worden sein.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, etwas Gewisses über die Quantität dieser in Tripolis erzeugten Baumwolle zu erfahren, konnte jedoch keinen Menschen entdecken, der sie gesehen hatte, muß also annehmen, daß sie nur in homöopathischen Dosen vorhanden war und daß hier wieder das Vergrößerungsglas im Auge des Secretärs Dinge auf's Papier gezaubert hat, die, wenn sie überhaupt vorhanden waren, jedenfalls doch nur als Minima existirten.

Weiter preist der Artikel die vom Pascha errichteten großartigen Maulbeerpflanzungen, wodurch die bisher hier ganz brach liegende Seidencultur auf einmal zu blühendem Aufschwung gekommen sei.

Wo sind diese Maulbeerpflanzungen? fragte ich den Consul, der statt aller Antwort mich nach einem sogenannten Garten in der Meschiya brachte, wo wirklich ein Dutzend elend verkümmerter Bäumchen stand, die jedoch, seit sie gepflanzt waren, noch kein Blatt getragen hatten, da wie gewöhnlich vergessen worden war, daß sie zu ihrem Gedeihen Wasser nöthig hätten.

Ferner wird noch dem Pascha das Verdienst beigelegt, die Kartoffelpflanze in Tripolis eingeführt zu haben.

Dieser Passus erregte die ungezwungenste Heiterkeit bei

der gesammten europäischen Colonie, welche schon seit fünfzig Jahren Kartoffeln pflanzt und Kartoffeln ißt und sich nicht bewußt ist, dem erst seit zwei Jahren hier anwesenden Pascha auch nur ein einziges Exemplar dieser nützlichen Knollenfrüchte zu verdanken.

Darauf geht der Artikel, gleichsam als wolle er einen Ruhepunkt in seinen Lobeserhebungen des Pascha eintreten lassen, dazu über, das Lob eines Mitglieds von dessen Familie, eines gewissen Aḥmed Tafwik Effendi, zu singen, welcher als Gouverneur von Messolàta einen Fahrweg von Tripolis nach der Hauptstadt seines Districts angelegt habe.

An dieser Behauptung ist wahr, daß der Weg wirklich geschaffen wurde, jedoch nicht von Aḥmed Tafwik Effendi, den die Ausraubung seiner Untergebenen viel zu sehr in Anspruch nahm, sondern durch den schon erwähnten Massar Bey, welcher jedoch sich leider nicht der Gnade des Secretärs erfreut, da er ein grader Mann ist und ihm nicht zu schmeicheln pflegt, also ignorirt wird, während man seine Verdienste Andern zuschreibt.

Dann wird ein anderes Hauptverdienst des Pascha erwähnt, das, wenn es wirklich wäre, in der That Lob verdiente. Er soll nämlich das Mittel entdeckt haben, die ziemlich werthlosen Datteln von Tripolis einer sehr nützlichen und einträglichen Fabrication dienstbar zu machen. Er schickt sie nach Marseille und läßt dort daraus Zucker bereiten, von dem sie 25 Procent enthalten sollen.

Wäre dem wirklich so, so verdiente der Pascha eine goldne Statue von Seiten seiner dattelpflanzenden Untergebenen. Aber mit dem Dattelzucker verhält es sich wie mit der Baumwolle, wie mit der Seidencultur. Niemand hat ihn gesehen, noch weniger geschmeckt. Doch ich will dem Pascha nicht muthwillig die Krone des Verdienstes rauben und gern annehmen, daß der Dattelzucker aus Tripolis wirklich in Mar=

seille existirt. Möge er dort von den Kaffeewirthen nicht allzu frei in Gebrauch genommen werden, denn ich fürchte, daß er keinen Vergleich mit andern Versüßungsmitteln des Kaffee's aushält.

Der Artikel schließt mit dem Lobe der oben bereits erwähnten vom Pascha gegründeten Schule „Ruschdiya", deren Examen „Jedermann in Erstaunen gesetzt habe", wahrscheinlich über die unberechenbare Ignoranz und Bornirtheit der Schüler.

Auf diese Weise wird in Tripolis und Constantinopel historischer Ruhm fabricirt und Weltgeschichte verfaßt. Wer weiß, ob der Pascha nicht noch einmal künftigen Generationen als ein nachahmungswürdiges Beispiel in der Beglückung der Menschheit als ein seinem Zeitalter weit vorausgeeilter Heros der Civilisation vorgehalten werden wird? Man braucht dazu nur gleichzeitige officielle Quellen als Belege zu consultiren und diese sind ja vorhanden. Man lese nur das Journal „la Turquie"!

Die zwei andern, schon öfters genannten Würdenträger, der Mowyn und der Defterdar, stehen zwar im Rang zwischen dem Pascha und dem vielerwähnten Schaych el beled, aber sie kommen in Wirklichkeit in ihrem Einfluß dem letzteren durchaus nicht gleich; da sie jedoch in der Stufenleiter des Ranges über ihm stehen, so mußte ich auch ihnen meine Aufwartung machen und zwar noch ehe ich zum Schaych ging. Der Mowyn (der erste Adjutant des Pascha und Vicegouverneur der Regentschaft), Muçtafa Syâ Effendi, ist ein so unverfälschter Stocktürke, wie es nur einen geben kann. Vom Arabischen besitzt er nicht die geringste Kenntniß und da weder der Consul noch ich türkisch sprachen, so beschränkte sich die Conversation mehr auf stumme Höflichkeiten und eine beredte Zeichensprache. Ein sehr probates Mittel, die Langeweile der Audienzen abzukürzen, besitzen übrigens die Türken durch die

Sitte, mit jedem Besuchenden Kaffee zu trinken und Cigaretten zu rauchen. Letztere sind nämlich jetzt überall an die Stelle der noch vor zehn Jahren allgemein üblichen Tschibuk's oder langen türkischen Pfeifen getreten. Selbst der Pascha raucht nur Cigaretten, aber, damit ja die Gravität, welche der abgekommene Tschibuk so effectvoll versinnbildlichte, nicht Eintrag erleide, so raucht er seine Cigaretten aus einem langen Pfeifenrohr mit Bernsteinmundstück und Meerschaumkopf, in dem die Cigarette steckt. Die andern Würdenträger halten diese würdevolle Repräsentation nicht für nöthig. Sie stecken die Cigaretten höchsteigen direct in den Mund, aber sie drehen und stopfen dieselben nicht mit eignen Händen, wie das Volk, sondern haben stets einen fertig gemachten Vorrath zur Hand. Auf diese Weise ist das früher so hochwichtige Amt eines Tschibuktschi oder Pfeifenträgers nun zur Sinecure geworden und auch schon bei den Meisten abgeschafft worden. Der Qâhwadschy oder Kaffeebereiter ist aber immer noch vorhanden. Dieser, gewöhnlich bei höheren Beamten mit einer Sergeantenuniform ausgestattet und mit drei goldnen Litzen auf den Aermeln geschmückt, pflegt bei allen Besuchen zu erscheinen und zwar mit einem großen kupfernen Präsentirteller in den Händen, auf dem das Kaffeeservice steht, und einer breiten, sehr prächtigen, meist goldgestickten Staatsserviette über die eine Schulter gelegt. So stellt sich der Qâhwadschy in eine Ecke des Zimmers und bleibt dort regungslos stehen, während ein anderer Diener, gewöhnlich ein Jüngling, entweder ein blonder blauäugiger Circassier oder ein hübscher junger Türke, den Kaffee einschenkt und jedem der Besuchenden, je nach ihrem Range, nacheinander ein winzig kleines Täßchen auf einem Untergestell von Filigranarbeit überreicht und zwar mit einem höchst ehrfurchtsvollen gemessenen Ernst und nicht ohne zahlreiche Bücklinge. Diesen Kaffee muß man bei allen Besuchen einnehmen, und hat man in einem Vormittag einige

sechs Visiten bei Türken abgestattet, so kann man sicher sein, den Appetit für das Mittagessen gründlich verdorben zu haben.

Beim Defterdar (dem Zahlmeister und Steuereinnehmer) war die Audienz weniger langweilig und zwar deshalb, weil dieser Würdenträger, wenn auch ein entsetzliches Arabisch, so doch überhaupt ein Arabisch sprach und man sich mit ihm doch unterhalten konnte. Auch gewährte die Ausstattung seiner Gemächer mir ein angenehmeres, weil mehr im Einklang mit ihm selbst stehendes Schauspiel. Während beim Pascha, beim Mowyn, beim Schaych bereits alles Orientalische verschwunden und die türkischen Möbel durch schlechte europäische verdrängt waren, so zeigte sich das Staatszimmer des Defterdar noch urwüchsig national. Breite, niedere Divans liefen an den Wänden ringsherum, schöne dicke Teppiche lagen auf dem Boden; statt Tischen sah man nur jene allerliebsten kleinen, mit Perlmutter ausgelegten orientalischen Täfelchen, kurz, man merkte doch, daß man im Orient war.

Jedoch das malerischste und am Unverfälschtesten orientalische Bild gewährte nicht der Defterdar selbst, sondern sein Schreiber und namentlich dessen Installirung. Dieser Schreiber, mit dem der Defterdar grade den confusen officiellen Rechnungsknäuel zu untersuchen und zu lösen im Begriff war, saß auf einem kleinen quadratförmigen Teppichstück, seinem Eigenthum, das er stets mit sich schleppt, auf dem Fußboden zu Füßen des auf dem Divan thronenden Zahlmeisters. Auf diesem Teppichstück war der ganze Apparat orientalischer Bureaukratie in kalligraphisch gemalten Actenstücken, einem altmodischen Dintenfaß, das man wie einen Dolch im Gürtel trägt, einer Masse von Binsenrohren statt der Federn, einem antediluvianischen Radirmesser und dergleichen mehr in malerischster Unordnung entfaltet, während der Schreiber ein steifes Papier auf seinen unterschlagenen Beinen ausgestreckt hielt

und darauf mit großer Sorgfalt jene bekannten, vor lauter kalligraphischer Künstelei bis zur Unleserlichkeit entstellten Schriftzüge des officiellen türkischen Actenstyls malte. Aber dieser ganze Apparat war dennoch so einfach, daß eine Secunde genügte, um ihn verschwinden zu machen. Als wir nämlich Platz genommen hatten, winkte der Defterdar seinem Schreiber, der, den Wink recht verstehend, unverzüglich aufstand, seinen sämmtlichen officiellen Plunder in das Teppichstück hineinrollte, dieses unter den Arm nahm und sich in eine Ecke zurückzog. Und dennoch enthielt dieses Teppichstück die ganze Finanz-, Steuer- und Domänen-Oberverwaltung der gesammten Regentschaft Tripolis, eines Landes, das die meisten europäischen Königreiche an Flächeninhalt übertrifft.

Nachdem ich diesen vier Staatsgrößen meine Aufwartung, welche die Begleitung des Consuls fast zu einer officiellen machte, abgestattet hatte, stand mir noch ein anderer Besuch angenehmerer Natur, der bei dem schon oft erwähnten Ingenieuroberst Massar Bey, bevor. Massar Bey nimmt zwar keineswegs den nächsten Rang nach jenen vier Größen ein. Vielmehr steht über ihm noch der Generalmajor, der als solcher gleichfalls den Paschatitel führt, jedoch nur ein Pascha dritten Ranges ist und vom Volk, um ihn vom Gouverneur, welchem als Muschyr die Würde eines Pascha's vom ersten Range zukommt, zu unterscheiden, gewöhnlich Bâscha (arabisch für das türkische Pascha) eç Çarhyr, das heißt „der kleine Pascha" genannt wird. Der kleine Pascha commandirt das gesammte stehende Heer in der Regentschaft, welches wie erwähnt, die Zahl von 5000 Mann nicht übersteigt. Da jedoch der „kleine" Pascha zur Zeit auf seinem Landgute zurückgezogen lebte, wo er am delirium tremens, einer bei den branntweintrinkenden vornehmen Türken gar nicht seltnen Krankheit, laborirte und sich in den Händen des verschmitzten griechischen Leibarztes des „großen" Pascha befand, so schenkte ich mir die

Visite bei diesem Säufer. Ebenso dispensirte ich mich vom Besuch beim Infanterieoberst, der mit Massar Bey gleichen Rang einnimmt und ebenfalls nur selten lichte Augenblicke zwischen zwei Branntweinräuschen haben soll.

Bei Massar Bey aber fühlte ich mich recht zu Hause. Nicht nur klang mir hier mein geliebtes vaterländisches Idiom entgegen, welches der Oberst recht geläufig spricht und sich dadurch von allen Bewohnern Tripolis', selbst den Europäern und Consuln, deren keiner ein Wort Deutsch kann, unterscheidet, sondern auch seine Anschauungen glichen in so vielen Beziehungen den unsrigen, daß ich mich ganz angeheimelt fühlte. Dabei ging dem in Deutschland erzogenen Türken auch gänzlich jene steife Grandezza und mißtrauische Reservirtheit ab, welche die Stocktürken und hochgestellten Araber immer an den Tag legen.

Aber ein intelligenter und strebsamer Mann ist eben in dem türkischen Beamtenthum verloren. Er findet so viele Hindernisse in der Bornirtheit der Stocktürken, und die oberflächlichen Reformbestrebungen solcher europäisirenden Türken, wie der Pascha, bereiten ihm wo möglich noch mehr Unannehmlichkeiten. Fände er eine seinen Fähigkeiten entsprechende unabhängige Stellung, so würde er ohne Zweifel Bedeutendes leisten können. Aber eine solche Stellung wäre nur mit dem Posten eines Provinzialgouverneurs vereinbar, und einen solchen, wie überhaupt jedes bedeutende Avancement, bekommt man im Orient lediglich durch zwei Mittel, Günstlingschaft oder großartige Bestechung. Da nun bei Massar Bey keines dieser Mittel geltend gemacht worden war, so blieb er in der abhängigen Stellung eines sogenannten Ingenieurobersten dem Pascha von Tripolis beigegeben, dem jedoch gar keine Offiziere oder Soldaten seiner Waffe zur Seite standen. Dieses Amt war in Wirklichkeit das eines Sündenbocks für alle mehr oder weniger mißlingenden Reformplane des Gouver-

neurs. Sollte eine Straße angelegt, ein artesischer Brunnen gegraben werden, so mußte Massar Bey herhalten, und gelangen diese Werke nicht, wie sie bei der schlechten Arbeitskraft und den nichtswürdigen Maschinen, die ihm zu Gebote gestellt wurden, ohnehin nicht gelingen konnten, so war das die Schuld des Ingenieurobersten.

Zuweilen wurde seine Wissenschaft auch gradezu dem Privatinteresse des Pascha dienstbar gemacht. So hatte es sich der Gouverneur in den Kopf gesetzt, ein von ihm angekauftes Stück Wüste, einige Meilen von Tripolis gelegen, in einen blühenden Garten zu verwandeln, um auf diese Weise unentgeltlich zu einem schönen fruchtbaren Landgute zu kommen. Dazu war nur Wasser nöthig, und dieses sollten wie gewöhnlich artesische Brunnen liefern, mit deren Bewerkstelligung Massar Bey betraut wurde. Umsonst berief sich dieser auf den mangelhaften Zustand der ihm zur Verfügung gestellten Bohrmaschinen. Da half nichts, er mußte mitten im Sommer drei Monate in der Sandwüste zubringen, wo er selbst im Zelt eine Temperatur von 40 Grad Réaumur genoß, und das Resultat war natürlich, daß kein Brunnen zu Stande kam, daß die Wüste Wüste blieb und daß die dem Oberst mitgegebenen Infanteriesoldaten wie die Fliegen starben.

Darum ist auch der Oberst keineswegs sanguinisch in Bezug auf das Gelingen der übrigen Reformplane des Pascha. Von den neuen Colonieen Bomba und Tobruk kann er gar nicht reden hören, ohne in Zorn zu gerathen. Nach ihm ist die Gründung dieser Colonieen weiter nichts, als ein massenhaftes Hinopfern von Menschenleben, und wenn man erwägt, daß an beiden Orten auch nicht ein Tropfen trinkbaren Wassers vorhanden ist, daß das Vieh nicht einmal einen Grashalm zum Weiden findet, so kann man ihm nicht Unrecht geben. Allerdings sollen auch dort artesische Brunnen gegraben werden und Massar Bey sieht schon

mit Schrecken dieser neuen Mission entgegen, die ihm ohne Zweifel bald aufgetragen, aber gewiß kein andres Resultat geben wird, als das obengeschilderte.

Und das Volk? Was macht bei solchem Vorgehen seiner Vorgesetzten das arme, unglückliche, ausgeraubte Volk? Was macht es? Es leidet eben und läßt sich geduldig ausrauben. Nur diejenigen Bürger von Tripolis, welche nicht anstehen, sich durch die kriechendste Schmeichelei und wohlberechnete Geldgeschenke die Gunst des allmächtigen Schaych el beled zu erwerben, genießen eines verhältnißmäßigen Zustandes der Ruhe. Wehe aber den Andern. Sie könnten in Feindesland nicht schlimmer daran sein. Auf sie wird eine förmliche Hetzjagd veranstaltet, sie werden aus ihren Häusern vertrieben, welche ihnen der Schaych, wie man das hier nennt, „abkauft", ihrer sämmtlichen Baarschaft beraubt, und wenn sie ganz an den Bettelstab gekommen sind, dann erst läßt man sie ungeschoren. Deßhalb kann man von einem eigentlichen, wohlhabenden, auf Privatbesitz gegründeten Bürgerstand in Tripolis auch gar nicht reden. Die Bürger von Tripolis sind eben alle arme Teufel, die vom Ertrag eines kleinen Ladens oder von einem schlechtbezahlten Handwerk nothdürftig von der Hand in den Mund leben, schrecklich viel unrechtmäßige (d. h. vom Staat nicht sanctionirte, sondern von den Beamten zu ihrer eignen Bereicherung willkürlich auferlegte) Steuern zahlen und noch froh sein können, wenn ihre persönliche Freiheit unbehelligt bleibt. Hier zu Lande giebt es überhaupt keine auf Erbeigenthum gegründete wohlhabende Classe. Sollte selbst Einer von seinen Aeltern den schönsten Besitzstand geerbt haben, so kann er sicher sein, daß ihn der Qâdhy (Richter) als Obervormund bei der Erbschaftsübernahme schon um die Hälfte betrügt, und den Rest wird er gewiß in wenigen Jahren durch die Erpressungen der Beamten los. Das einzige Mittel, seinen Besitzstand zu retten,

ist, selbst Beamter zu werden, das heißt höherer Beamter, der vom Raube des Volkes seinen Theil bezieht. Nur so kann sich Einer retten. Aber dieß Mittel in Anwendung zu bringen, gelingt nur den allerwenigsten Eingebornen, da man grundsätzlich zu den Beamtenstellen nur Fremde nimmt, und wenn man überhaupt Tripolitaner zu denselben hinzuzieht, so geschieht dieß nur zu den allerbescheidensten Aemtchen, die so gut wie nichts abwerfen und deren Einfluß zu gering ist, um ihre Inhaber wirksam vor den Oberbeamten zu schützen.

Die einzige wohlhabende Classe bleiben deshalb die Beamten, zum größten Theil Stocktürken, die kein Wort Arabisch können, mitunter aber auch Araber aus andern Ländern, wie der Schaych el beled, der ein Tuniser, und der Pascha selbst, der ein Algierer ist. Diese beiden Würdenträger haben einen so zahlreichen Anhang von Verwandten nach Tripolis gelockt, daß diese allein schon eine kleine Beamtenaristokratie ausmachen. Fast jeder dritte oder vierte gutgekleidete Araber in Tripolis ist ein Vetter des Pascha oder des Schaych. Alle diese Leute haben Aemter und zwar die einträglichsten. Da kann also für Andere nicht viel übrigbleiben.

Eine Classe, welche wir mit unserm Adel vergleichen könnten, giebt es freilich auch in Tripolis, nämlich die zahlreichen Nachkommen der verschiedenen Zweige des depossedirten Fürstenhauses. Aber diese, obgleich sie meistens noch ein gewisses äußeres Decorum bewahren, sind sonst doch womöglich noch schlimmer daran, als die Bürger. Was sie besitzen, meist erbärmliche kleine Landgütchen, gehört ihnen nur durch die Gnade des Pascha, welche sie sich durch Geschenke, die allen Ertrag der Güter verzehren, stets neu wieder erkaufen müssen, da es dem Gouverneur nie an einem Vorwand fehlen würde, ihnen Alles zu confisciren, wenn es in seinem Interesse läge. Aber er gewinnt so viel mehr, als wenn er die Güter in eignen Besitz nähme und verwalten lassen müßte. Einige

dieser Exprinzen haben kleine bescheidene Aemtchen. Einer von ihnen besitzt sogar ein Pferd (ein wahres Wunder, daß man es ihm gelassen hat) und dieser kam mir vor wie das Non plus ultra äußerlichen Glanzes, zu dem es ein tripolitanischer Exprinz bringen kann.

Eine andere Classe, welche bei den Moslims immer in hohen Ehren steht, bilden die Beamten der Moscheen, die Mufty, Qâdhy, Imâm u. s. w. Aber auch in Bezug auf diese Beamtenstellen hat sich die Fremdherrschaft geltend gemacht. Alle einträglichen Aemter gehören der Secte der Ḥânafy, welche auch die der Türken ist. Die Aemter können also sehr gut durch Türken besetzt werden, ja, der Qâdhy, der einflußreichste Beamte, ist fast immer ein Stocktürke. Die Abkömmlinge der ursprünglichen Eingebornen gehören jedoch alle zur Secte der Mâlaky. Sie nehmen nicht Theil an dem fetten Kuchen der geistlichen Pfründen, welche die Freigebigkeit moslimischer Großen in den letzten Jahrhunderten gestiftet hat. Diese Großen waren eben alte Ḥânafyten und das gemeine Volk, welches allein hier noch dem mâlakytischen Ritus angehört, hat natürlich kein Geld, um Pfründen zu stiften und seine Vorbeter gut zu bezahlen. So fristet denn die mâlakytische Geistlichkeit ein recht dürftiges Dasein. Viele ihrer Mitglieder versehen sogar ganz unentgeldlich den Dienst der Moscheen und begnügen sich mit dem täglichen Trockenbrod, welches ihrer eignen Hände Arbeit ihnen verschafft. Einige derselben sind nämlich Schuster, andere Kleinhändler; ich kannte einen, welcher lediglich davon lebte, daß er für den öſtreichischen Consul kleine arabische Briefe verfaßte, die dieser an Kaufleute im Innern schickte, und der dafür täglich zwei Groschen bekam, eine splendide Summe, von der er gleichwohl sein Leben und das einiger Kinder fristete, seinem Gott aber dafür gratis diente.

Großen Costümluxus können solcherlei Priester natürlich

nicht entfalten, und man vermißt bei ihnen deßhalb ganz die schönen rothen Burnusse der tunisischen und die aufgepufften, tausendfaltigen Steifturbane der algierischen Geistlichkeit. Ihr Anzug ist eben die bescheidene Bettlertracht des tripolitanischen Bauern mit der zerfetzten Usera, in welche sie ihr Haupt und ihre Glieder gravitätisch hüllen.

Ganz anders und ungleich pomphafter, wenn auch weniger malerisch, nehmen sich dagegen die gemästeten Pfründner des ḥânafytischen Ritus aus. Diese haben zwar die malerische orientalische Tracht, der von Constantinopel ausgegangenen Costümregel zufolge, aufgegeben, aber sie sind, nach den Begriffen der Reformtürken, nicht weniger schön angezogen. Sie tragen himmelweite, recht schlecht gemachte europäische Beinkleider von schwarzem Tuche, und von gleicher Farbe und gleichem Stoffe einen übertrieben langen, bauschigen Ueberrock, dem der polnischen Juden vergleichbar, nur durch einen Stehkragen verschönert. An den Füßen führen sie zwei Paar ordinärer französischer Schuhe, eines über dem andern und beide an den Fersen schlappenartig heruntergetreten, das non plus ultra moderner, reformtürkischer Eleganz. Um jedoch nicht ganz dem Christenhunde in einer bei den arabischen Volkserzählern sehr beliebten Geschichte zu gleichen, in welcher es unter Anderm heißt: „Der Hund hatte schwarze Hosen, einen schwarzen Rock, eine schwarze Weste und ein schwarzes Herz", um also nicht ganz schwarz zu erscheinen, so suchen sie einige Farbenpracht dadurch in ihr Costüm zu bringen, daß sie ein nachgemachtes französisches Kaschmirtuch von schreiender Farbe um den Hals wickeln, oft auch auf der Brust tragen, wodurch der Orient vindicirt und der Glaube des Propheten ohne Zweifel wirksam versöhnt wird.

Man würde jedoch irren, wollte man aus dem Vorhergehenden schließen, als bestände zwischen den Geistlichen der Ḥânafy und denen der Mâlaky irgend eine tiefer begründete

Rivalität. Beide Secten sind ja orthodox und haben auf das Paradies Moḥammeds ganz gleiche Ansprüche. Es steht sogar kein ernstliches Hinderniß im Wege, wenn ein Mâlaky sich um eine Stelle bei einer ḥânafytischen Moschee bewerben wollte. Das einzige Hinderniß ist sein Mangel an Geld, denn die Mâlaky's sind hier meist arm und die Stellen natürlich nicht ohne Bestechung zu erlangen. Darum allein bringt es in Tripolis kein Araber, der Mâlaky geblieben ist, zu einem einträglichen Kirchenamt und fallen diese den reicheren Kulugly's und Türken zu; oder, wenn ein Araber sich emporgeschwungen haben und Amt und Würde beanspruchen sollte, so hat er es gewöhnlich vorher für gut befunden, seine mâlakytische Secte gegen die ḥânafytische auszutauschen, da diese für vornehmer gilt.

Eine Classe von religiösen Persönlichkeiten, welche diesen Scrupel der Vornehmheit gar nicht kennen und hier alle den Mâlaky's angehören, bilden die Derwische oder Sawy's, sogenannte Heilige, meist von der bei Tunis schon geschilderten Art, denn auch in Tripolis bilden die Derwische keine Mönchsorden, wie in der eigentlichen Türkei. Religiöse Orden giebt es, wie in allen Gebieten des Islam, auch hier die Hülle und Fülle, aber deren Mitglieder wohnen nie klösterlich beisammen, sondern pflegen sich nur von Zeit zu Zeit zu versammeln, um mehr oder weniger verrückte Dinge vorzunehmen, als da sind: tactmäßig mit Geschrei ausgestoßene Gebete, pendelartiges Schwingen des Kopfes, systematisch stundenlang wiederholtes Vorbeugen des Oberkörpers, krampfhaftes Sichwinden und Wälzen auf dem Fußboden, Heulen und extatische Geberden jeder Art, gewöhnlich von einer Ohnmacht als abschließendem Gipfelpunkt des Paroxismus gekrönt. Aber die Mitglieder dieser Orden erringen keineswegs schon dadurch den heiligen Derwischtitel, daß sie denselben angehören und obigen erbaulichen Wahnsinn allwöchentlich wenigstens einmal zur Schau

tragen. Derwische sind nur diejenigen von ihnen, welche sich auch außerhalb der Versammlungen des Ordens stets so verrückt gebärden, daß man annehmen kann, ihr Geist müsse sich ganz wo anders, als auf der hausbackenen Erde befinden. Solcher schätzenswerthen Mitglieder besitzt jedoch fast jeder der in Tripolis vertretenen religiösen Orden wenigstens einen, der den Ton des Wahnsinns, welcher wöchentlich nur einmal in den Versammlungen in vollständiger Harmonie zusammenklingt, auch in der übrigen Woche mit lobenswerthem Eifer aufrecht hält.

Deßhalb werden sie auch von dem Orden, dessen Zierde sie bilden, entsprechend heilig gehalten, mit einem ehrfurchtsvollen Nimbus der Hochachtung umgeben und — was das Beste bei der Sache ist — gefüttert, ohne daß man von ihnen eine andere Arbeit verlangte, als die, sich recht verrückt zu gebärden. Zugleich versehen sie meist bei ihrem Orden irgend ein sogenanntes Amt oder vielmehr eine ehrwürdige Sinecure. Einige sind Fahnenträger, andere haben die Aufgabe, stets einen ungeheuren Stock in der Hand zu tragen, gleichsam das Palladium des Ordens, um welches sich dessen Mitglieder auf den Ruf des Derwischs zu gewissen Zeiten schaaren. Stechen sie durch das beständige Tragen dieses Riesenstockes allen Tripolitanern schon genügend in die Augen, so verschmähen sie gleichwohl doch auch nicht andere Excentricitäten in ihrer äußern Ausstattung, welche sie noch auffallender machen. Einer kleidet sich in Weibertracht, ein andrer läßt Haare und Bart übermäßig wachsen, ein dritter zeichnet sich durch eine wahrhaft hyperbolische Menge und Mannichfaltigkeit der buntesten Lumpen, Lümpchen und Fetzen aus, aus welchen er mit großer Kunstfertigkeit sich ein Gewand zusammengenäht hat, das ein wahres Ideal der Bettlertracht genannt werden und selbst bei einem Diogenes Neid erwecken könnte.

Der Umstand, daß diese Ordensderwische von ihren we-

niger verrückten Collegen gratis gefüttert werden, verhindert sie übrigens keineswegs, auch andern profanen Menschen häufige Gelegenheit zu verschaffen, sich durch ihre Unterstützung Verdienste um den Himmel erwerben. Ja die Mehrzahl derselben zeigt sich sogar so vorurtheilslos, auch das Geld von Andersgläubigen, Christen und Juden, mit ihren heiligen Händen anzunehmen, sich von ihnen mit Kaffee, Kuchen u. s. w. tractiren zu lassen; ja selbst bis zur Weinflasche versteigt sich ihre aufgeklärte Philosophie; aber natürlich kommt der Wein, den sie oft in höchst anständiger Menge zu sich nehmen, nie in ihre geheiligten Leiber, sondern wird von ihrem Schutzengel, der ihnen stets auf der rechten Schulter sitzt, beim ersten Berühren der Lippen in Paradiesestrank, wahrscheinlich aus der heiligen Quelle Ssalssabyl, von der der Qorân spricht, verwandelt.

Bescheidenheit in ihren Ansprüchen auf den Geldbeutel des Nächsten ist diesen Heiligen gänzlich fremd. Ein profaner Bettler begnügt sich damit, ein Kupferstück zu verlangen, ein Heiliger fordert aber gewöhnlich Silber, wenn nicht Gold, bekommt aber natürlich von der Mehrzahl der milden Geber denn doch nur Kupfer. Darüber ist er selbstverständlich höchst unzufrieden, zeigt auch sein Mißfallen ganz offen, und so steckt der edle Menschenfreund für seine milde Gabe noch Schimpfworte und Flüche ein. Nebenbei besteht hier in Tripolis sowohl, wie in den meisten moslimischen Städten, eine eigenthümliche Bettlerusance, welche sich jeder Wohlthäter des Bettelvolks, der zum erstenmal diese Gestade betritt, wohl merken sollte. Hat man nämlich einem Bettler an drei oder vier Tagen ein gleich großes Almosen zugewendet, so glaubt er ein Recht darauf zu besitzen, dies von nun an täglich zu bekommen. Er ist dann gleichsam pensionirt und die moslimische Sitte unterstützt ihn auch durchweg in dieser hyperbolischen Prätension. Ein Moslim pflegt dieses scheinbare

Recht stets als ein wirkliches gelten zu lassen und, da der Andersgläubige dies natürlich nicht thut, so wird seine schändliche Ketzerei in das rechte Licht gesetzt und seine anfänglich gute Absicht hat für ihn schließlich noch die unangenehme Folge, daß man von ihm als von einem ganz besonders verstockten Christenhund spricht. Schlimmer kann es ihm nicht gehen, wenn er sich von vornherein grundsätzlich geweigert hat, den religiösen Bettlern auch nur den Schatten eines Kupferstücks zu verabreichen. Außerdem weiß ihm ja Niemand Dank für seine Gaben; diese kommen nicht von ihm; er ist nur das „Instrumentum vile“, dessen sich Allah bedient, um seinem Auserwählten Gutes zu thun, gleichwie der Esel, der die Reliquien trägt und dafür doch nicht aufhört, ein gemeiner Langohr zu sein.

Einen noch erbaulicheren Vergleich hörte ich einmal von einem besonders frommen Ṭâleb (Schriftgelehrten), als auf eine von einem Christen einem Moslim erwiesene Wohlthat die Rede kam. Es war auf meiner in moslimischem Incognito unternommenen Pilgerreise nach Mekka, und da besagter Ṭâleb mich für einen seiner Glaubensgenossen hielt oder zu halten vorgab, so nahm er natürlich kein Blatt vor den Mund, als es ihm beliebte, die Christen im Allgemeinen und den fraglichen Wohlthäter im Besondern mit einem Gegenstand zu vergleichen, den wir wohl als den allerverächtlichsten bezeichnen können. Dieser Gegenstand war nichts anders als — Kuhmist.

„Seht“, so sprach der fromme Mann, „ist nicht der Kuhmist ein gemeiner Gegenstand und wendet uns Allah nicht durch ihn Wohlthaten zu, indem er ihn trocknen läßt und ihn uns in diesem Zustand zur Feuerung giebt? Ebenso steht es mit den Christen, die ebenso gemein sind und durch deren Hand dennoch Allah zuweilen Wohlthaten uns zukommen läßt. Wie unerforschlich sind nicht seine Rathschläge!“

Ja, „unerforschlich sind seine Rathschläge", das müssen auch wir uns sagen, wenn sich uns beim Durchwandeln der Straßen von Tripolis die Frage aufdrängt, was wohl Allah damit bezwecken könne, so viele Verrückte in dieser schönen Stadt ins Dasein zu rufen, denn mit den Ordensderwischen ist die Liste der religiösen Narren noch keineswegs erschöpft. Außer diesen giebt es noch verschiedene andere Kategorieen hochverehrter Wahnsinniger, welche alle mehr oder weniger zum Einsperren reif sind. Besonders ist dieses bei einer Classe der Fall, welche ich die „kopfschüttelnden Heiligen" nennen möchte. Deren soll es nahezu ein Dutzend geben, aber nur einen derselben war es mir gegönnt im Besondern beobachten zu können. Es war ein älterer Mann, anscheinend ein Sechziger, mit einem gedunsenen rothen Gesicht, unstäten wilden Augen, einem verwilderten Bart und einem wahren Chaos unordentlichen grauen Lockenhaars. Dieser Biedermann war offenbar kein verstellter Wahnsinniger, sondern ein Verrückter im guten Glauben, was auch sein Anzug verkündete, welcher nicht aus sorgfältig zusammengesuchten, künstlerisch geordneten Lumpen und Flicken bestand, auf theatralischen Effect im Sinne der cynischen Schule berechnet, sondern ein urwüchsiges, ganz natürlich zerfetztes Lumpengewand bildete. Dieser arme Teufel saß beständig auf der Eingangstreppe zu einer der größten Moscheen und schüttelte unaufhörlich mit dem Haupt mit einer Beharrlichkeit, die eines bessern Zweckes würdig gewesen wäre. Er bat zwar nie um ein Almosen, seine ganze Erscheinung war aber so geschaffen, Mitleid zu erregen, daß ihm die Kupferstücke reichlich zuflossen, die er alle in einem Beutel bewahrte und nicht etwa damit zum Bäcker ging, sondern wartete, bis ein Bäckerbursche vorbeikam und ihm an Ort und Stelle Brod verkaufte, damit ja das erbauliche Kopfschütteln keinen Augenblick den Blicken des bewundernden Publicums entzogen werde.

Eine andere Classe bilden diejenigen Derwische, welche ich die „fanatischen“ nennen möchte, denn die vorherbesprochenen zeichnen sich im Ganzen noch durch eine gewisse Toleranz gegen Andersgläubige aus. Die „fanatischen Derwische“ dagegen stehen mit dem Himmel in einer besonders nahen Verbindung und sind demgemäß von einer dogmatischen Strenge, welche jeden Andersgläubigen nicht nur innerlich verdammt, sondern ihn auch äußerlich diese Verdammung, so viel, als es die jetzigen europafreundlichen Gesetze gestatten, fühlen läßt. Die Hauptbeschäftigung dieser Leute, deren Wahnsinn übrigens ein sehr methodischer ist, welcher niemals die strengen Anforderungen der untolerantesten Dogmatik außer Augen läßt, bildet das öffentliche Verrichten von Gebeten an mehr oder weniger dazu unpassenden Orten, wie belebten Plätzen, Märkten, Straßen u. s. w., das Abhalten unvernünftiger Predigten, in welchen jedoch das wahnsinnige Chaos stets von dem leitenden Grundgedanken des Fanatismus durchzogen wird, endlich und vorzugsweise das Veranstalten von Processionen, zu denen sie gewöhnlich die ganze Gassenjugend um sich schaaren, welche ihnen in lautschreiender Andacht folgt und die von ihnen ausgestoßenen Gebete mit außerordentlichem Lungenaufwand wiederholt. In der Regel haben diese Processionen nur den allgemeinen Zweck, die Frömmigkeit der Gläubigen anspornend zu beleben, sehr oft aber sind sie auch einem besonderen gewidmet, der Verehrung eines Heiligen oder der Besänftigung des Himmels, wenn Landplagen, wie Cholera, Mißärndte, Regenmangel das Land heimgesucht haben.

Zur Beschwörung der zuletzt erwähnten Landplage ist in Tripolis ein eigner Derwisch vorhanden, welchen ich den „Regenmacher“ nennen möchte und der den „Regendoctoren“ der Neger in Innerafrika würdig an die Seite gestellt werden kann. Dieser Biedermann steht mit dem Himmel in einem so intimen Verhältniß, daß er zuverlässig voraus verkündet,

an dem und dem Tage würde Regen fallen und, was das Seltsamste ist, daß seine Prophezeihungen zuweilen wirklich eintreffen. Ein einmaliges Eintreffen derselben genügt freilich schon, um ihn in den Augen der äußerst abergläubigen Tripolitaner als einen Wundermann erscheinen zu lassen. Während meines Aufenthalts in Tripolis im Frühjahre 1869 fand ein solches Ereigniß statt und die ganze Stadt war voll von dem Ruhm des wunderthätigen Regenmachers. Eine lange Dürre hatte das Land heimgesucht, Jedermann sehnte sich nach Regen, aber Niemand wagte sein Eintreffen bei der vorgeschrittenen Jahreszeit noch zu hoffen. Da trat eines Morgens der „Regenmacher" vor den Pascha und erklärte ihm:

„Gieb mir die Knaben Deiner Schule Ruschdiya, um mit ihnen eine Procession zu veranstalten, damit wir von Allah Regen erflehen. Thust Du dies, so verspreche ich Dir heute Abend schon Regen, und wenn mein Versprechen nicht erfüllt wird, so kannst Du mir den Kopf vor die Füße legen lassen."

Der Pascha, trotz seiner Reformpläne und seiner sogenannten Aufklärung, war doch abergläubig genug, um an's Wort des Derwischs zu glauben und gab ihm die Schulkinder zur Procession. Der Derwisch durchzog mit ihnen, Gebete heulend und Allah um Regen anrufend, Stunden lang die Stadt und siehe, am Abend gab es wirklich einige Regentropfen, die freilich für den Landbau gar keine Bedeutung hatten, aber doch sehr zur Vermehrung des Ruhmes des Regenmachers gereichten. Dessen Feinde wollten freilich behaupten, es sei nicht schwer gewesen, den Regen zu prophezeihen, da dicke Gewitterwolken den ganzen Tag über am Himmel gestanden hätten.

Weniger glücklich war der Regenmacher ein andres Mal, etwa zwei Monate nach dem ersten Wunder. Wieder war er vor den Pascha getreten und hatte diesem gesagt, was er thun

müsse, um die den Feldern so nöthige Begießung vom Himmel herabzubeschwören. Dießmal war die Bedingung allerdings viel schwieriger zu erfüllen. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um siebenzig tausend kleine Kieselsteine, welche aufgelesen und über deren jedem einzelnen die Worte der Fâtiha (ersten Capitels des Qorân) gebetet werden mußten. Siebenzig tausend Steinchen und eben so viele Gebete, das war kleine Kleinigkeit! Dennoch machte sich der Pascha an's Werk und befahl, in allen Moscheen der Regentschaft Kieselsteine einzusegnen, und so groß war die fromme Zuversicht der Wundergläubigen, daß diese ungeheure Menge eingesegneter Steinchen auch wirklich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zusammengebracht wurde.

Damit war aber die Sache noch nicht fertig. Die geweihten Steine mußten auch noch sieben Tage lang unaufhörlich mit fließendem Wasser begossen werden. Auch das war keine leichte Sache, denn in der ganzen Umgegend von Tripolis sucht man umsonst nach einem fließenden Gewässer. Aber gleichfalls hier wußte der Pascha Rath. Er ließ einen Canal vom Meere bis an einen der diesem zunächst gelegenen arabischen Ziehbrunnen graben, aus diesem Brunnen unaufhörlich Wasser schöpfen und dieses nach dem Meere leiten, ein Geschäft, bei dem eine ganze Compagnie Infanterie fungiren mußte. Die Kieselsteine waren vorher in den Boden des Canals niedergelegt worden, und so wurde die Bedingung ihres Ueberfließens, die der Derwisch gestellt hatte, erfüllt. Jetzt fehlte nur noch der Regen, aber dieser blieb leider hartnäckig aus. Der Pascha wurde natürlich verstimmt, ließ den Derwisch rufen und beschuldigte diesen, ihn angeführt zu haben. Aber der Derwisch war nicht zu schlagen. Er behauptete vielmehr, der Verstoß sei vom Pascha und den Ausführern des Auftrags begangen worden, es müsse entweder ein Steinchen zu viel oder eines zu wenig im Boden des Canals nie-

dergelegt worden sein und daher das Mißlingen, denn wenn die Zahl nicht grade 70,000 betrage, so müsse natürlich aller Erfolg zu Schanden werden. Natürlich gab ihm das Volk Recht und so blieb er nach wie vor ein hochverehrter Heiliger.

Andere religiöse Persönlichkeiten, welche jedoch nur einen halbheiligen Charakter besitzen, sind die sogenannten Foqahâ, Plural von Faqyh, ein Wort, welches einst bei den spanischen Mauren jeden Geistlichen bezeichnete, aber nur bei den afrikanischen zur Bedeutung eines schwindelhaften Amulettschreibers und Talismanfabrikanten herabgesunken ist. Die Foqahâ spielen jedoch noch immer, Dank dem Aberglauben der Tripolitaner, eine sehr bedeutende Rolle. Niemand wagt auch nur einen Schritt auf die Straße zu thun, oder einen Bissen nach dem Munde zu führen, ohne mit einem Horss (Amulett) behangen zu sein, und da die Foqahâ diese Specialität ausbeuten, so finden sie hinreichende Beschäftigung und auch leidliche Bezahlung. Sie begnügen sich jedoch nicht damit, das Schicksal ihrer Clienten durch Talismane zu beeinflussen, sondern thun dies auch noch in andrer Weise. Wünscht Jemand eine Erbschaft zu machen, eine Braut heimzuführen oder sonst etwas Wichtiges, so braucht er nur zum Faqyh zu gehen. Derselbe verschafft ihm unfehlbar die Erfüllung seines Herzenswunsches, natürlich für baares Geld und zwar vermittelst folgender Manipulation: Er nimmt zwei Gersten- oder andere Saamenkörner, läßt das Subject eins verschlucken und pflanzt das andere in die Erde. Geht es auf, so erfüllt sich der Wunsch des Subjects, und wenn dies nicht der Fall sein sollte, so liegt die Schuld lediglich an letzterem, weil es das Gerstenkorn nicht gehörig verdaut, d. h. nicht mit den zur Verdauung nöthigen Gebeten begleitet hat. Auch das Weissagen aus dem Raml (Sand) bildet eine Specialität der Foqahâ. Der Sand offenbart ihnen Alles, was geschehen wird und was nicht geschehen wird, ja, das Schicksal können

sie durch ihn aufhalten, wenn nur gehörig dafür gezahlt wird. Sollte jedoch eine Prophezeihung nicht eintreffen, so ist auch dies natürlich wieder die Schuld des Clienten, der nicht gläubig und fromm genug war, um der Gnade Allah's theilhaftig zu werden.

Noch tiefer auf der Stufe der Heiligkeit stehen die Fadâuwiya oder Geschichtenerzähler, meist zugewanderte Marokkaner, welche auf dem freien Platz vor dem Südthor von Tripolis alltäglich einen dichtgedrängten Kreis auf dem Boden hockender, in stummem Erstaunen lauschender Zuhörer um sich zu versammeln pflegen. Die Geschichten dieser Erzähler haben alle einen religiösen, d. h. fanatisch moslimischen Beigeschmack. Die undankbare Rolle fällt gewöhnlich einem verfluchten Rumy (Christen) oder einem gottlosen Yhudy (Juden) zu, deren Opfer irgend ein gläubiger Moslim zu werden droht, bis ihn natürlich ein wunderthätiger Marabut aus ihren Klauen rettet. Zum Glück für die Fadâuwiya hören nicht oft Europäer ihnen zu, sonst würden bei dem heutigen großen Einfluß der Consuln diese gewiß schon Einsprüche gegen die öffentlichen Schmähungen gethan haben, denen ihre Religionsgenossen hier ausgesetzt sind.

Der Fanatismus der Tripolitaner ist nämlich entschieden feiger Natur. Er wagt sich nur dann hervorzuthun, wenn er dieß ungestraft thun kann; die schutzlosen einheimischen Juden werden mißhandelt, aber gegen den von den Consuln beschirmten Europäer ist man in den letzten Jahren sehr höflich geworden.

Uebrigens, wenn ich hier von Tripolitanern im Allgemeinen rede, so ist das ein sehr weiter Begriff, denn die moslimischen Bewohner der Stadt Tripolis sind zum größten Theil nicht angestammte, viele nicht einmal geborene Tripolitaner. Die eigentliche Stammesbevölkerung, d. h. die ächten tripolitanischen Mauren, sind heutzutage nur durch ein ver-

schwindend kleines Häuflein vertreten und auch dieses wohnt mehr auf dem Lande, in der Palmen-Oase Meschiya, welche unweit der Stadtthore ihren Anfang nimmt, als in der Stadt selbst. Unter ihnen haben sich manche eigenthümliche Gebräuche, Sitten und Anschauungen erhalten, welche sie von andern Moslims unterscheiden. So besteht hier die Sitte, daß auch Frauen den Begräbnissen folgen, etwas, was in Tunis und Algier ganz unbekannt ist und für entschieden verdammungswerth gilt. Ueberhaupt stehen die ächten Tripolitanerinnen bei den übrigen Moslims nicht in einem beneidenswerthen Rufe. Die Folge dieses schlechten Rufes ist, daß kein hier wohnhafter Türke oder fremder Araber eine Tripolitanerin zur Frau nimmt. Ob dieser Ruf verdient oder unverdient sei, habe ich nicht ergründen können, jedenfalls scheint mir der Particularismus der fremden Moslims ihn schwärzer gemacht zu haben, als er sein sollte, denn wohl in keinem Lande finden wir den Kirchthurmspatriotismus mit solchen Vorurtheilen verbunden, wie in Nordafrika, wo kein Bewohner einer Stadt mit den Sitten einer andern zufrieden ist; Alles, selbst die unschuldigsten Handlungen, wird für unmoralisch erklärt, wenn es sich um Beurtheilung der Einwohner einer fremden Stadt handelt. So steht in Tripolis auch die männliche Jugend in einem skandalösen Rufe, und zwar sollen sich deren Sitten erst seit der Einführung einer türkischen Garnison, welche auf Knaben und Jünglinge stets einen schlechten Einfluß ausübt, verdorben haben. Eṭ Ṭurk fassadû el beled (die Türken haben das Land verdorben), hört man hier sehr oft sagen. Doch auch in Bezug auf dieses unerquickliche Thema scheint mir einige Uebertreibung zu herrschen.

Auch das Costüm der Tripolitaner zeigt von dem der Tunisier einige Abweichungen. So trägt man hier fast nie das gewöhnlich bis an's Knie reichende bauschige Beinkleid,

sondern ein bis auf die Knöchel herabfallendes, das über dem Knie weit und darunter enganliegend ist und Farssy, d. h. Reiterhosen, genannt wird, da es ursprünglich nur von Reitern getragen wurde. Sonst tragen die Männer aber dieselbe Çedriya (Unterweste), Bedaya (offenstehende Oberweste) und Rulyla (Jacke) wie die Tunisier, nur lieben sie es besonders, hiezu leichte Baumwollstoffe, gewöhnlich von schreiender Farbe und geblümten Mustern, zu nehmen. Diese Stoffe haben wenigstens den Vortheil, sehr wohlfeil zu sein. Ich konnte meine Diener in Tripolis mit einem Aufwand von nur 4—5 Thalern stets anständig kleiden.

Doch sieht man gewöhnlich von dem ebengeschilderten Costüm so gut wie gar nichts, da es ganz von dem Hauly oder Usera bedeckt wird, ein Kleidungsstück, welches nur aus einer sehr großen Wollendecke, meist von weißer Farbe, besteht und hier die Stelle des tunisischen und algierischen Burnus vertritt. Mit diesem Ḥauly, welcher vielleicht mehr als irgend ein andres modernes Kleidungsstück der antiken Toga entspricht, wissen die Tripolitaner so geschickt das Haupt zu umhüllen, Leib und Glieder zu umwickeln, daß das unter ihm getragene Costüm ganz verschwindet. Eine sehr schöne Variante des Ḥauly bildet der halbseidene, halb aus sehr dünner Wolle gearbeitete, in dessen Gewebe Seide und Wolle in großen Längenstreifen abwechseln. Die Seide ist stets sehr glänzend und schillernd, so daß dieses Kleidungsstück sich nach gewöhnlichen moslimischen Begriffen eher für Frauen eignen würde, hier aber gleichwohl von Männern und Knaben aus besseren Familien getragen wird, welche letztere namentlich durch die seidenglänzende Kopfumhüllung ein weibisches Aussehen bekommen, so daß man anfangs versucht ist, sie für Frauen zu halten, welche vergessen hätten, ihr Gesicht zu verschleiern.

Letzteres, nämlich das Verschleiern des Gesichts der Frauen,

geschieht in Tripolis nicht auf die in Algier und Tunis gebräuchliche Weise vermittelst eigner, enganschließender Gesichtstücher, sondern lediglich durch den Ḥauly selbst, welcher ähnlich wie bei den Männern getragen, nur, statt das Antlitz blos zu umrahmen, dicht über demselben zusammengezogen und so gehalten wird, daß eine kleine Spalte auf der einen Seite dem einen Auge die Möglichkeit gewährt, den Weg zu sehen, welchen die Verhüllte zu gehen hat. Wohl kein Costüm kann mehr auf den Namen einer „Gespenstertracht“ Anspruch machen, als dieser Straßenanzug der Tripolitanerinnen.

In den Häusern dagegen fallen diese Damen in das entgegengesetzte Extrem. Da sind sie so gut wie gar nicht bekleidet. Sie besitzen zwar ein Hemd und einen sogenannten Rock, Kurk genannt, aber diese Kleidungsstücke werden auf solche Weise getragen, daß sie eher ihre Blöße offenbaren, als verhüllen. Es ist wahr, kein profaner männlicher Blick bekommt die Frauen in der Stadt im Hauscostüm zu sehen, aber in der Palmenoase Meschiya kann man sein Auge über Genüge an megärenhaften Gesichtern und fürchterlich verrunzelten, frühverfallenen Büsten weiden, ein Anblick, der grade nicht zu einer näheren Bekanntschaft mit den hiesigen „Schönen“ einladet. Doch ich will nicht für einen Verläumder des schönen Geschlechts in Tripolis gelten, sondern offen gestehen, daß ich unter ihm auch einige „rarae aves“ entdeckt habe, denen das Prädicat „schön“ selbst nach unsern europäischen Begriffen zukam. Diese seltnen Exemplare hausten in der Meschiya, unweit des Landhauses, in dem ich eine Zeit lang wohnte. Sie waren zwar durch eine sogenannte Haremsmauer von mir getrennt, deren ruinenhafter Zustand jedoch sehr gut gestattete, das ganze weibliche Personal dieser Araberfamilie zu beobachten. Diese Familie war ganz außerordentlich zahlreich und bestand aus einigen vierzehn Frauen und Mädchen. Alle besaßen einen für Araberinnen sehr

auffallend weißen Teint, einige sogar leichthin geröthete Wangen, gegen welche nördliche Schönheitszeichen ihr tiefdunkles Haar und ihre schwarzen Augen einen lieblichen Contrast bildeten. Besonders das eine Mädchen, welches mir die älteste Tochter des Haremsbesitzers schien, zeichnete sich durch ihre wahrhaft regelrechte Schönheit aus. Ein edles, feingeschnittenes Gesicht mit sehr kleinem Mund und einer leichthin gebogenen semitischen Nase, ein Paar blitzende feurige Augen, überwölbt von jenen zarten, aber vollen Augenbrauen, wie wir sie nur im Orient so schön gezogen und kühngebogen finden und darüber ein dichter Wald rabenschwarzen Lockenhaares, in anmuthigem Spiele auf Hals und Schultern sinkend.

Mag eine solche Schönheit auch immerhin zu den Ausnahmen gehören, so wurde mir doch von glaubwürdiger Seite versichert, daß dergleichen Ausnahmen noch öfter vorkämen. Auch in Bezug auf das frühe Verwelken der weiblichen Schönheit, welches allerdings die Regel bildet (und wie könnte es bei der Lebensweise der Frauen anders sein?) konnte ich aus eignem Anschauen beobachten, daß ebenfalls dieses nicht absolut bei allen stattfindet. So besaß eine Araberin, welche in demselben Hause, wie ich, wohnte, noch im vierzigsten Jahre ein so frisches und jugendkräftiges Aussehen, daß man geneigt war, ihr zwölf Jahre weniger zuzuschreiben. Sie repräsentirte freilich den ausgesprochensten Typus der dunkelsten Brünette, und diesem scheint es hier zu Lande vorbehalten, den Verheerungen der Zeit am Längsten zu trotzen, aber von mulattenartiger Bildung der Züge war bei ihr keine Spur. Ueberhaupt habe ich in Tripolis wenig Mulatten und Quadronen gesehen. Die wenigen Mulatten sehen meist schon so negerartig aus, daß man sie sehr leicht mit jenen subäthiopischen Stämmen verwechseln kann, die den Negertypus in einer abgeschwächten Form darbieten und von denen zahlreiche Mitglieder hier leben.

Unter diesen Halbnegern bilden ohne Zweifel in Tripolis diejenigen die Mehrzahl, welche aus der südlichsten Provinz dieses Wilayet's, dem früher als selbstständiges Königreich constituirten Fesân, stammen. Die Fesâner haben mit den Negern fast nur die schwarze Hautfarbe und das wollige Haar gemeinsam. Im Uebrigen zeigen sich ihre Züge nur selten negerartig; die dicken Lippen, die abgeplattete Nase, das bei sonstiger Körperfülle stets magerbleibende und wadenlose Bein, die Charakteristika der Negerrasse, fehlen diesem subäthiopischen Stamme. Ihre Frauen sind nicht selten schön zu nennen, nur vielleicht etwas zu diminutiver Statur, was bei der unter ihnen sehr häufigen Wohlbeleibtheit den harmonischen Effect ihrer Erscheinung verdirbt. Obgleich wollig, so bildet ihr Haar doch selten jene Kurzwolle, die es nie zu einer ansehnlichen Länge bringt, wie dasjenige der eigentlichen Negerinnen, die alle sehr gut einen Friseur entbehren können. Die Fesânerinnen dagegen frisiren sich und lassen ihre mittellangen Locken in tausend wolligen Pfropfenzieherformen auf Brust und Nacken sinken.

Die Fesâner bilden das Tänzervolk dieser Regentschaft, deren spärliche weiße Bevölkerung nicht für alle Metiers ausreicht. Einen seltsamen Anblick gewährt es freilich, diese meist sehr männlich und oft keineswegs gefällig aussehenden Halbneger in dem langen Weiberrock der Tänzerknaben zu sehen. Aber in choreographischer Geschicklichkeit haben sie es sehr weit gebracht und ihre gewagten Sprünge, ihre kühnen Bauchmuskelbewegungen und äußerst lebhaften Oscillationen der Schenkel und Beine dürften den Neid mancher 'Alme von Tunis erwecken.

Viel zahlreicher ist jedoch in Tripolis und seiner Umgebung die eigentliche Negerrasse vertreten, deren Angehörige sich hier durch die alljährlich noch immer ankommenden Sklavenkaravanen recrutiren. Denn wenn auch auf das Drängen

der europäischen Großmächte, namentlich Englands, officiell abgeschafft (aber in Wirklichkeit nur verläugnet), so findet doch der Sklavenhandel nach wie vor Statt. Man begnügt sich nur damit, die Sklavenzüge nicht nach der Stadt kommen zu lassen und seinen Vorrath von den am Nächsten gelegenen Sklavenmärkten des Innern zu beziehen. Hat in dieser Beziehung die Vermittlung der Großmächte nicht den gewünschten Erfolg gehabt, so erreichte sie doch das, daß das Loos der Sklaven nun ein noch leichteres geworden ist, als es früher schon war. Es ist bekannt, daß die moslimische Sklaverei (einzelne Ausnahmen abgerechnet) niemals eine harte und drückende war und daß die ʿAtâqa (der Freibrief) stets nach einer meist sehr kurzen Dauer der Unfreiheit ausgestellt zu werden pflegte. Letzteres ist nun noch in ausgedehnterem Grade der Fall, als früher. Fast jeder erwachsene Neger oder Negerin besitzt heutzutage seine ʿAtâqa und sollte dieß nicht der Fall sein, so wird er von seinen Stammesgenossen unfehlbar darauf aufmerksam gemacht, daß er ja nur zum englischen Consul zu gehen und seinen Herrn des nach heutigen Gesetzen stets widerrechtlichen Besitzes eines Sklaven anzuklagen brauche, um sogleich seine ʿAtâqa zu erlangen. So beschränkt sich denn heutigen Tages die Zahl der Sklaven auf Unmündige, meist junge Mädchen, die in türkischen und arabischen Häusern einen sehr leichten, oft nur einen nominellen Dienst versehen, manches Nützliche lernen, was ihnen im späteren Leben zu Gute kommt, und gewöhnlich bei eingetretner Reife verheirathet und freigesprochen werden.

Selten bleiben jedoch diese freigesprochenen Neger und Negerinnen im Hause ihrer früheren Herrschaft. Obgleich sie daselbst ein ganz sorgenfreies und viel angenehmeres Leben führen könnten, so ziehen sie es doch vor, auf eigne Faust in völliger Unabhängigkeit zu leben, wenn auch noch so sehr in Mangel und Dürftigkeit, welche sie jedoch bei ihrer großen

Bedürfnißlosigkeit nicht fühlen. Nicht als ob sie die Erinnerung an ihren früheren Sklavenstand scheuten oder einer gewissen respectvollen, ja kindlichen Anhänglichkeit an ihre früheren Herren entbehrten. Ersteres ist so wenig der Fall, daß die gewesenen Sklaven sich sogar stets selbst „Waçyf" oder wie es hier ausgesprochen wird „Uçyf", und im Plural Uçfân, d. h. Sklaven, nennen und in dieser Bezeichnung sogar einen Vorzug vor derjenigen der von befreiten Negerinnen in Tripolis geborenen Schwarzen, welche man „Schuschân" nennt, erblicken; denn die „Schuschânât" (Plural von Schuschân) werden von den „Uçfân" meist gründlich verachtet, eine Verachtung, welche sich durch die gewöhnlich kümmerliche, geistige und körperliche Entwicklung der außerhalb Nigritiens geborenen Neger erklären dürfte; die Negerrasse scheint nämlich in Nordafrika wie auch im Orient einer eigenthümlichen Verschlechterung zu unterliegen, so wie sie dem heimischen Boden entrückt wird, was um so auffallender, da ja das Klima von Tripolis Manches mit dem von Nigritien gemein hat. Ihren früheren Herren gegenüber findet bei den „Uçfân" nur in den wenigen Fällen gänzliche Entfremdung statt, wenn sie die 'Atâqa wider deren Willen, d. h. durch den englischen Consul erlangt haben. Gewöhnlich stehen sie aber zu diesen in einem ganz ähnlichen Verhältniß, wie die Freigelassenen bei den alten Römern zu ihren ehemaligen Gebietern. Sie nennen dieselben „Ssayydy" oder wie es hier ausgesprochen wird: „Ssydy" (mein Herr), sehen sie als ihre Beschützer, ja, wie ihre Väter an, feiern die Familienfeste mit und betrachten sich überhaupt als zu derselben Sippschaft, wie jene, gehörig.

Aber der Instinkt der angestammten Lebensweise steckt zu tief in den befreiten Negern, um ihnen zu gestatten, bei ihren Herren in der Stadt oder im Zelt zu bleiben. Die Neger sind dem Leben in gemauerten Wohnsitzen in gleicher Weise abhold, wie demjenigen im Nomadenzelt. Sie sind keine

Städter, wie die Tripolitaner, keine Nomaden, wie die Beduinen, sondern Hüttenbewohner, die sich nur in sehr leichten, wenig compacten Behausungen wohl fühlen, aber doch die leichteste von allen, das Beduinenzelt, verschmähen, da dieses ein Wanderleben voraussetzt und die Neger nicht gern wandern. So wohnen sie denn größtentheils in Hütten, von Palmzweigen, Schilf oder Binsen geflochten, die einen kuppelförmigen oberen Abschluß zeigen und gewöhnlich in größeren oder kleineren Gruppen beisammen stehen, denn dieses eminent gesellige Volk fühlt sich in der Absonderung nie glücklich.

Wohl bei keiner Menschenrasse (die Israeliten vielleicht allein ausgenommen) ist der Instinkt der Zusammengehörigkeit tiefer eingewurzelt, als bei den Negern. Ein Schwarzer findet sich stets zum andern; ein Neger, der als völlig Fremder in eine Stadt kommt, hat gewöhnlich nach ein Paar Stunden schon unzertrennliche Freunde gefunden, wenn nur in dieser Stadt andere Neger vorhanden sind. Daß sich die Schwarzen in kürzester Zeit zusammenfinden, wird ihnen natürlich durch ihre auf den ersten Blick in die Augen fallende Hautfarbe erleichtert. Ein Jude, ein Beduine, ein Stadtaraber braucht oft lange Zeit, bis er in einem ihm unbekannten Kreise seine Stammesbrüder herausgefunden hat. Beim Neger dagegen wirkt die Hautfarbe wie ein Magnet, der augenblickliche Annäherung hervorbringt. Ich hatte in Tripolis einen Schwarzen in meinen Dienst genommen, der mir deßhalb von sehr geringem Nutzen war, weil er es nicht lassen konnte, bei dem ersten besten Neger, den er in der Stadt oder auf dem Lande antraf, stundenlang stehen zu bleiben und die Zeit gänzlich in seinem überströmenden Mittheilungseifer zu vergessen. Bei einer Reise in den Provinzen hatte ich ihn eines Morgens in ein benachbartes Haus geschickt, um zu meinem bereits gekochten Morgenkaffee etwas Milch zu holen. Der Neger kam nicht zurück, ich hatte längst auf die Milch verzichtet und den

Kaffee schwarz getrunken, als ich einen Araber ausschickte, nach dem Neger zu sehen, weil die Stunde der Abreise da war. Er war bald gefunden, denn er stand dicht vor der Hausthüre immer noch mit dem leeren Milchtopf in der Hand und im tiefsten Gespräch mit einem zehnjährigen Negerjungen begriffen, dem einzigen Schwarzen, den es im ganzen Orte gab und der ihm in Ermangelung eines Erwachsenen als Zuhörer herhalten mußte. Waren wir unterwegs und begegneten wir einer andern Karavane, so fand dieselbe Geschichte statt. Alle Neger der fremden Karavane fanden sich zu dem unsrigen, bildeten bald mit ihm einen schwerzertrennlichen Gesprächsknäuel und verließen ihn erst auf wiederholtes energisches Zureden, oft war es sogar nöthig, diese allzu sympathischen Elemente gewaltsam auseinanderzureißen. Machte jedoch eine solche fremde Karavane denselben Weg wie wir, dann war der Jubel der zu beiden gehörigen Neger groß. Mein Neger Hassan bildete bald das Centrum eines dichten schwarzen Kreises, in welchem das volltönende Wort nie verstummte. Die von Natur schweigsameren Araber pflegten bei solchen Gelegenheiten die Schwarzen stets gutmüthig zu verspotten und behaupteten: „Wenn zwei Neger einen Weg zusammen gehen müssen, so schwören sie gleich beim Antreten desselben, keinen Augenblick bis zur Ankunft am Reiseziel Schweigen eintreten zu lassen.“ Oder sie sagten auch: „Nicht an der schwarzen Hautfarbe erkennt man den Neger, denn diese sieht man im Dunkeln nicht, sondern an ihrem nimmersatten Schwätzen.“

Was sich diese Neger wohl immer alle zu sagen haben? Darüber habe ich oft nachgedacht, aber verstanden habe ich von ihrem mit erstaunlicher Geläufigkeit sich ergießenden Redeschwall niemals ein Sterbenswörtchen. Die Neger von Tripolis sind nämlich alle ihrer einheimischen Dialecte mächtig geblieben, selbst diejenigen, welche ganz klein hieherkamen und

die in andern Gegenden längst ihre Muttersprache vergessen hätten. Denn Tripolis besitzt so vielfache Beziehungen zu den Negerländern, nicht nur dadurch, daß es das Hauptemporium des Handels mit Schwarzen bildet, sondern auch durch die anderweitigen Geschäfte, welche nicht selten freie Neger nach dem Gestade des Mittelmeeres bringen. So spricht man denn in Tripolis fast alle Negerdialecte, hauptsächlich jedoch zwei derselben, den sogenannten Ssudân- und den Bornu-Dialect. Obgleich die Bedeutung des Wortes „Ssudân" eigentlich nur „Land der Schwarzen" im Allgemeinen ist und folglich auch auf Bornu anwendbar erscheint, so unterscheidet man doch hier zwischen den westlichen Negerländern und den östlichen Gebieten, die sich um den Tsadsee gruppiren und nennt nur die ersteren „Ssudân", während man die letzteren nach Provinzialnamen, wie „Bornu, Waday" u. s. w. bezeichnet. Bei Weitem die meisten tripolitanischen Neger gehören jedoch dem eigentlichen „Ssudân" an und sprechen dessen Sprache; die von Bornu sind kaum ein Drittel so zahlreich und die übrigen nur in mehr oder weniger kleinen Gruppen vorhanden. Sogar die Nyam-Nyam, jene bekannten Menschenfresser, denen die Araber den sagenhaften Namen „Bu Ssâqa", d. h. „die Geschwänzten", geben und die sie eines solchen caudalen Anhängsels beschuldigen, sind hier durch ein kleines Häuflein besonders roher Kerle vertreten. Daß der menschenfresserische Ruf ihrer Stammesgenossen nicht auf Verläumdung beruht, davon überzeugte ich mich selbst aus dem Gespräch einer jungen Sklavin, welche die berühmte Reisende, Fräulein Tinne, bei sich hatte und die aus dem Lande der Nyam-Nyam stammte. Dieß junge Mädchen erzählte oft haarsträubende Dinge über die Vorliebe ihrer Stammesgenossen für solche schaudererregende Tafelgenüsse. Mit wahrhaft plastischer Anschaulichkeit malte sie uns eines Tages ein Bild aus, wie einmal ein ganz besonders geschätzter Braten, nämlich ein kriegsgefangener

Knabe von den Nyam-Nyam verzehrt worden sei. Dieser Junge habe sich einer so üppigen Fettentwicklung erfreut, daß aus einer Wunde, die er bei der Gefangennahme erhalten, das Fett zollweit herausstrotzen konnte und den ominösen Appetit der Nyam-Nyam so sehr reizte, daß sie ihm bei lebendigem Leibe Fettstücke vom Körper rissen und diese geschätztesten Leckerbissen roh verzehrten. Erst nachher wurde das unglückliche Opfer getödtet und gebraten.

Das Familienleben der tripolitanischen Neger ist äußerst einfach, rein und wahrhaft rührend. Fast jeder Erwachsene ist verheirathet, natürlich mit einer Negerin, die er zärtlich liebt und die nicht selten einen großen Einfluß über ihn ausübt. Diese Liebe hat freilich auch ihre Schattenseite; sie ist nämlich mit einem Grad von Eifersucht verbunden, wie er bei Weißen nur selten vorkommt und wie er nach unsern Schönheitsbegriffen schwer erklärlich ist, wenn wir die oft abschreckend häßlichen Gegenstände in's Auge nehmen, welche diese Leidenschaft hervorrufen. Mein Neger Ḥassan besaß eine fürchterlich häßliche Gattin, aber der Besitzer der schönsten Circassierin hätte nicht eifersüchtiger sein können als er. Jeden Abend begab er sich zu ihr und kam erst spät am Morgen zurück; jedoch das zwölfstündige tägliche Beisammensein genügte ihm nicht; er mußte sie auch unter Tages sehen. Da sie aber auf dem Lande wohnte, so gestattete ihm seine Eifersucht nicht, sie den weiten Weg bis zu mir allein zurücklegen zu lassen und eine andere ältere Negerin mußte eigens gemiethet werden, um sie hin und zurück zu begleiten. War sie fort, so dachte Ḥassan an nichts andres, als an sie, und da diese Gedanken meist eifersüchtiger Natur waren, so machte er sich selbst zum unglücklichsten der Menschen. Oft sah ich ihn, in schwermüthige Grübeleien versunken, auf dem Boden der Hausflur dasitzen, und wenn ich ihn fragte, was ihn denn so unglücklich mache, so antwortete er mit der diesem Volke eignen,

naiven und kindlichen Offenheit: „Ich fürchte, Fatma (so hieß seine Frau) ist vor den Nachstellungen unsrer Nachbarn auf dem Lande nicht sicher." Wenn man aber nach der Persönlichkeit dieser muthmaßlichen Nachsteller fragte, so kam das unwahrscheinlichste Zeug von der Welt heraus. Bald sollte ein türkischer Gouverneur in Fatma verliebt sein, bald gar ein Europäer sie in's Auge gefaßt haben, von den übrigen Negern, die alle im Verdacht standen, mit Fatma zu liebäugeln, gar nicht zu reden. Kurz, der arme Mensch war sich gar nicht bewußt, daß seine Fatma für alle mit einigem Schönheitssinne begabten Männer nur abschreckende Eigenschaften besaß und völlig in der Illusion befangen, dieselbe sei des vornehmsten Thalamos würdig.

Mit Nachkommenschaft sind diese Ehen hier in Tripolis nur höchst spärlich gesegnet, die meisten sogar völlig kinderlos, eine Erscheinung, deren Grund wir wohl in dem nordafrikanischen Klima suchen müssen, welches sich zwar von demjenigen des Ssudân nicht genug unterscheidet, um den Erwachsenen nachtheilig zu werden, aber doch der Fortpflanzung der Rasse ungünstig scheint.

Kommt aber der seltene Fall wirklich vor, daß einem Negerpaare ein kleiner Schuschân (so heißen die Kinder von freien Negern in Tripolis) geboren wird, dann ist der Jubel desto größer. Zärtlichere, aber auch zugleich unverständigere Aeltern, als die Negerväter und Negermütter, giebt es wohl kaum, namentlich letztere zeichnen sich durch eine überströmende demonstrative Zärtlichkeit aus, die uns an die Liebe mancher Säugethiere für ihre Jungen erinnert und weit ausdrucksvoller ist, als die uns aus Erfahrung bekannte, durch die Vernunft in Schranken gehaltne Mutterliebe weißer Frauen. Das kleine, schwarze Fettbündel (denn gewöhnlich sind diese Kinder sehr fett oder vielmehr, wie eine berühmte Reisende mir einmal sehr richtig bemerkte „ganz Bauch") wird mit

allen nur erdenkbaren Liebkosungen überhäuft, in den kräftigen Vaterarmen fast todt gedrückt, von der Mutter geküßt, gehätschelt und am ganzen Körper beleckt, es wird phantastisch mit bunten Lappen und Fetzen aufgeputzt, und sowie es nur essen kann, mit Süßigkeiten und Leckerbissen aller Art dermaßen vollgestopft, daß nicht selten eine Unverdaulichkeit seinem jungen Leben ein frühes Ende bereitet. Dann ist natürlich der Jammer herzzerreißend, aber diese unverständige Aelternliebe weist jede Vorsicht, jede Ermahnung, dem Kinde eine vernünftige Diät zu geben, als Herzlosigkeit von der Hand, und oft, wenn ich eine Negermutter zu mahnen versuchte, ihr Kind doch nicht, wie sie es that, mit schwerverdaulichen Süßigkeiten vollzustopfen, bekam ich die Antwort, daß ich nicht wisse, was Liebe zu Kindern sei. So ist denn die Sterblichkeit unter den Negerkindern groß und die wenigen Ueberlebenden bilden eben das schon oben geschilderte schwächliche Geschlecht der Schuschânât (Plural von Schuschân) dem die Intelligenz der weißen, wie die Kraft der schwarzen Rasse in gleichem Grade abgeht.

Eine größere Lebenskraft, als dem männlichen, scheint dem weiblichen Geschlecht bei diesen Schwarzen innezuwohnen. So ist die Zahl der alten Negerinnen bei Weitem größer, als die der schwarzhäutigen Greise. Nur jene scheinen hier ein hohes Alter zu erreichen, während die Männer selten alt werden. Den Grund hievon können wir wohl in den durch keine Rücksicht auf Gesundheit geregelten geschlechtlichen Genüssen suchen, welche bekanntlich auch bei vielen Thierrassen ähnliche Resultate erzeugen.

Von was diese freien Neger leben? Darüber habe ich mir oft den Kopf zerbrochen und bin nie zu einem nach unsern Begriffen befriedigenden Aufschluß gelangt. Arbeiten thun sie allem Anschein nach nur äußerst wenig. Es ist wahr, viele stehen als Hüter von Gärten und Landhäusern im Dienste

von Arabern und diese können allenfalls, wenn sie sehr mäßig sind, von ihrem spärlichen Lohn leben. Aber die Mehrzahl, die in dorfartigen Gruppen von Schilfhütten beisammen wohnt, besitzt gar keinen nachweisbaren fixen Beruf, sondern lebt ohne Sorgen um die Zukunft fröhlich und unbefangen vom bloßen Zufall, von der Hand in den Mund, sei es von leichter Feldarbeit, welche die Neger im Dienste der Araber temporär übernehmen, sei es als Wasserträger, wenn die Cisternen Tripolis' im Hochsommer versiecht sind, sei es vom Flechten von Strohkörben und Strohschüsseln und andern wenig einträglichen und durchaus unzuverlässigen Gewerben. Es ist unläugbar, ihre Bedürfnißlosigkeit ist groß. Ihr einziges wirkliches Bedürfniß bildet eigentlich nur das Essen, und was dieses betrifft, so vermögen sie, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit, ihr Dasein von einem Minimum von Lebensmitteln zu fristen, das uns Europäern fabelhaft erscheint. Aber das geschieht nur in der Noth und sehr wider ihren Willen, denn von Natur sind sie mit einem Appetit versehen, der mich immer in Erstaunen setzte. Ein Neger ist im Stande, eine Schüssel, deren Inhalt auf acht gesunde Männer berechnet war, allein auszuessen. Mein obenerwähnter Neger Ḥassan war ein so starker Esser, daß ich mich genöthigt sah, ihn auf ein bestimmtes Kostgeld zu setzen, von dem er sich außerhalb des Hauses zu ernähren hatte, denn so lange er von meiner Küche lebte, mußte täglich ein doppelter, oft dreifacher Vorrath blos für ihn allein angeschafft werden. Da es diesen Leuten nun mehr auf Quantität, als Qualität ankommt, so konnte er sich in den arabischen Garküchen, welche meist nur Kusskussu, Bâsyn, Mehamessa und andere der so allgemein beliebten, gesalzenen, oft mit Fleischbrühe, Butter und Oel bereiteten, sehr füllenden Mehlspeisen zu kochen pflegen, mit Leichtigkeit für eine verhältnißmäßig sehr geringe

Summe sattessen, und war obendrein wegen der freien Disposition über das Geld noch viel zufriedner.

Ich habe oft staunend den Verschlingungskunststücken der Neger zugeschaut und bin durch vieles Beobachten zu dem Resultat gelangt, daß sie viel glücklicher organisirte Verdauungswerkzeuge haben müssen, als wir Europäer, ja selbst als die Araber. Denn während letztere in der Völlerei, sobald ihnen eine Mahlzeit unentgeltlich verabreicht wird, gleichfalls Erstaunliches leisten, so fand ich sie doch immer am Tage nach einer so exorbitanten Bethätigung ihrer Eßfähigkeit in einem Zustand krankhafter Apathie und in höchst galliger Laune, die auf gestörte Verdauung schließen ließ. Nichts von Alle dem bemerkte ich jedoch bei den Negern. Diese waren im Gegentheil am folgenden Tage desto besser aufgelegt und zu neuen excentrischen Tafelgenüssen bereit.

Nächst dieser etwas allzu ausgesprochenen Vorliebe für quantitative materielle Genüsse bildet die Eitelkeit und Putzsucht einen Hauptfehler der hiesigen sowohl, wie fast aller Neger. Von dem, was wir guten Geschmack nennen, lassen sie sich bei ihrer äußerlichen Ausstattung am Allerwenigsten leiten. Namentlich die Frauen wissen kein Maaß zu halten, wenn es sich darum handelt, heterogene Ornamente auf Brust und Nacken, Flitter und Lumpenkram auf ihren Haaren zu vereinigen. Die Aermeren (und fast alle Gattinnen von Negern sind hier arm) müssen sich freilich, in Ermanglung kostbaren Geschmeides, mit bunten Glasperlen, kleinen Muscheln, Ringen und Broschen von Messing oder Kupfer und dergleichen Lumpenwaaren begnügen, die sie von möglichst discordanten Farben und geschmacklosen Formen auswählen und so ein buntes Durcheinander schreiend gefärbten Bettelflitters schaffen; aber die Wenigen, welche so glücklich sind, weiße und wohlhabende Gatten oder liebend zugethane Besitzer zu haben, lassen es sich nicht nehmen, Perlen, Diamanten, Gold

und grell gefärbtes Email auf ihrem berußten Nacken und schwarzwolligen Kopf zur Schau zu tragen und Arme und Beine mit ganzen Reihen schwer goldner Ringe zu umgeben.

Die Zahl solcher Negerinnen, welche als Gattinnen oder Nebengattinnen von Weißen figuriren, war, so viel ich erfahren konnte, in früherer Zeit eine bei Weitem größere als jetzt, und zwar deßhalb, weil die Türken und Kuluglija (Abkömmlinge von Türken und Araberinnen) selten und nur ungern ihre Ehehälften unter den ächten Tripolitanerinnen wählten, in Folge des schon angedeuteten schlechten Rufes, dessen sich diese Damen erfreuen. Diese Exclusivität in der Auswahl ihrer Gattinnen hat zwar jetzt auch noch nicht aufgehört, aber ein anderes willkommneres weibliches Bevölkerungselement ist seit den letzten dreißig Jahren an die Stelle der dunkelhäutigen Schönheiten getreten. Dieses bilden die Töchter und Schwestern der in den letzten Jahrzehnten vor der Franzosenherrschaft massenhaft geflüchteten Algierer, die in Tripolis, im Vergleich mit der Größe der Stadt, zahlreicher vertreten sind als vielleicht in irgend einem andern Bevölkerungsmittelpunkt Nordafrika's. Da nun die Algiererinnen im Rufe der Schönheit stehen und, wie ich aus eigner Anschauung in ihrem Vaterland bezeugen kann, mit Recht, da außerdem die Algierer durchaus keine Scrupel hegen, ihre Töchter an Türken und Kuluglija zu verheirathen, und ihnen diese Schwiegersöhne ihrer oft nicht geringen Wohlhabenheit, nicht selten auch ihres hohen Ranges wegen hochwillkommen sind, so finden derartige Verbindungen nun ziemlich häufig statt und ein neues Mischlingsblut von edler Rasse wird erzeugt, das eminent bildungsfähig ist.

Den Algierern möchte ich auch unter allen fremden moslimischen Bevölkerungselementen, welche in Tripolis vertreten sind, was ihre moralischen Eigenschaften betrifft, den Vorzug geben. Es liegt etwas entschieden Edles in der Natur dieser

ächten Stadtaraber von Algier. Mäßig, ehrlich, keusch und treu, dabei umgänglich und liebenswürdig, erscheinen sie sowohl im öffentlichen wie im Familien-Leben in höchst vortheilhafter Weise. Nur ein Mangel klebt ihnen an, und dieser ist auch wieder (zum Theil wenigstens) aus der Uebertreibung einer Tugend entstanden. Sie sind nämlich in Geschäften entsetzlich ungeschickt, machen sich die größten Scrupel, aus ihren Waaren einen namhaften Gewinn zu ziehen, zeigen sich gegen irdische Vortheile auf leichtsinnige Weise gleichgültig, und so kommen sie nie auf einen grünen Zweig.

Ein Völkchen, das die Geschäfte ungleich besser versteht, aber es mit der Gewissenhaftigkeit nicht allzustreng nimmt, bilden die Dscherâba, Auswanderer aus der von der tunisischen Regierung schwerbedrängten Insel Dscherba. Sie besitzen fast alle besseren Läden des Basars und stehen unter ihrem eignen Wakyl (Vorstand), der sie nach Kräften ausbeutet und, da die Dscherâba hier meist reich werden, eine goldene Aerndte hat. Im Frühjahr 1869 wurde dieses Amt wieder von dem Hauptspitzbuben Çâdiq ben ʿAly Qâssim verwaltet, der früher es schon einmal verwaltet und dann ein noch viel einträglicheres Geschäft besorgt hatte, das nämlich, seine Mitbürger in der Heimathsinsel selbst in seiner Eigenschaft als Chalyfa (Vicegouverneur) auszubeuten, bis ihm dieses Gewerbe gelegt wurde, worauf er, wie man sagt, mit drei Schiffen voll gestohlener Reichthümer nach Tripolis zurückkehrte. Seine Auslieferung wurde zwar von Tunis aus gefordert, erfolgte aber nicht, da er sich mit den tripolitanischen Machthabern auf dem üblichen Bestechungswege sehr gut zu stellen wußte, und so fährt Ben ʿAly Qâssim noch immer in seiner Staatscarosse in Tripolis umher und schindet seine Landsleute nach Herzenslust.

Auch die Türken und ihre mit Araberinnen erzeugten Mischlingssöhne, die Kulugliyâ, sind in Tripolis sehr zahlreich

vertreten. Die Stocktürken gehören hier meist zur Effendi-classe, sind fürchterlich vornehm, haben sehr wenig Geld, rauben zwar, so viel sie können, bringen es aber doch selten zu einem anständigen Familienbesitz. Das Laster der Trunkenheit ist unter ihnen mehr als unter den übrigen Moslims verbreitet. Namentlich das Rakitrinken vor Tisch findet in einer Weise statt, daß, wie mir versichert wurde, kein Türke nüchtern zum Mittagsmahl komme; der übrige Tag vergeht dann in einem blödsinnigen Gedusel und des Nachts fängt das Vergnügen von Neuem an.

Besser sind die Kuluglijâ, namentlich diejenigen, welche von den schon seit langer Zeit im Lande ansässig gewordenen Janitscharen abstammen. Sie sind jetzt übrigens von den Stocktürken aus allen größeren Staatsämtern verdrängt worden und haben sich deßhalb, da ihr Aufenthalt in der Stadt zwecklos geworden war, auf dem Lande niedergelassen, und zwar hauptsächlich in der Meschija von Tripolis, wo sie nach Art eines ansässig gewordenen Landaraberstammes leben. Ihre Männer gehören alle zum Machssen (der unregelmäßigen Reiterei) und zahlen deßhalb keine Steuern.

Was nun endlich die in Tripolis wohl ein Drittheil der Bevölkerung betragenden Juden betrifft, so unterscheiden sich dieselben in manchen Stücken von den tunisischen. Sie sind viel weniger europäisirt und stehen offenbar auf einer tiefern Stufe, als jene. Ich möchte sie die „polnischen Juden" von Afrika nennen, denn mit diesen haben sie die starre Orthodoxie, das steife Festhalten selbst an den kleinlichsten Gesetzesvorschriften, das Altväterische in Kleidung, Sitten und Anschauungen gemein. Aber in einem Punkte gleichen sie den polnischen Juden nicht. Während letztere die gelehrtesten Rabbiner haben, sind die tripolitanischen von einer so krassen Unwissenheit, daß hier ein halber Schüler aus Tunis schon in den Ruf der Gelehrsamkeit kommen kann. In keinem

Lande machen auch die fremden Chachâm's (Schriftgelehrten), die das Land durchziehen und ihre Gelehrsamkeit für Geld bewundern lassen, bessere Geschäfte als in Tripolis, da nur sehr Wenige hier im Stande sind, einen wirklichen Chachâm von einem falschen und einen großen Gelehrten von einem Halbwisser zu unterscheiden.

Diese Unwissenheit der Rabbiner von Tripolis hat ohne Zweifel ihren Hauptgrund in der eigenthümlichen Institution des politischen Rabbinats. Hier giebt es nämlich zwei Classen von Rabbinern, die wir die geistlichen und die weltlichen nennen können. Die zur letzteren gehörigen verdienen eigentlich den Titel „Rabbiner" durchaus nicht; er wird ihnen nur in Ermanglung eines andern beigelegt; in Wirklichkeit aber sind sie die Justiz- und Administrativbeamten ihrer Glaubensbrüder, denen die türkische Behörde die Leitung aller öffentlichen und privatrechtlichen Angelegenheiten der Judenschaft überläßt. Diese politischen Rabbiner verstehen es zwar auch gewöhnlich, sich einen Schimmer von Gelehrsamkeit zu erwerben, aber in der That wissen sie sehr wenig, und die ganze Abhaltung des Gottesdienstes, sowie der Schulunterricht ist in den Händen armer Teufel, die zwar eine leidliche Kenntniß von Thora und Talmud besitzen, deren wenig einträgliche Stellen aber keinen Sporn zur Aneignung höherer Kenntnisse abgeben. Diese geistlichen Rabbiner leben theils vom spärlichen Schulgeld, theils von Almosen des Volks, meist aber von der Gnade der Großen unter den Israeliten, das heißt der politischen Rabbiner.

Der oberste politische Rabbiner ist der allmächtige Gebieter der hiesigen Judenschaft. Er theilt die Steuerzahlung ein, wie es ihm beliebt, bezieht von seinen Freunden wenig, von den Mißliebigen viel, je nach Gefallen; er verhängt Geldstrafen, läßt Prügel austheilen, ja er ist gewissermaßen der Papst der Juden von Tripolis, denn er besitzt nicht nur

pro forma, wie andere Rabbiner, sondern übt auch immer noch das Recht, Bann und Interdict auszusprechen, und kein Israelite wagt es, sich seinem Ausspruch zu widersetzen. Hiervon bekam ich während meiner letzten Anwesenheit in Tripolis einen recht schlagenden Beweis. Ein englischer Judenmissionar aus Tunis hatte sein undankbares Geschäft auch mit den hiesigen Juden versucht und zwar Anfangs mit einem Schein von Erfolg, denn sein Haus war den ganzen Tag über innen und außen von Juden gefüllt und belagert. Schon glaubte der Bekehrungssüchtige sich eine reiche Aerndte von Neophyten versprechen zu können, als auf einmal die vollkommenste Verödung an Stelle der früheren Belebtheit trat. Dieß war, wie er erst später erfuhr, die Folge des Interdicts gewesen, womit der allmächtige erste Rabbiner alle den Missionar Besuchenden belegt hatte.

Nur in einem Stück ist dieser Würdenträger ohnmächtig, darin nämlich, seine Schutzbefohlenen den Willkürlichkeiten der Moslims gegenüber zu beschirmen. Es ist wahr, die Reicheren wissen sich gewöhnlich vor Unrecht zu schützen, aber die ärmere Classe der Juden ist hier immer noch den rohesten Beschimpfungen und nicht selten thätlichen Mißhandlungen von Seiten der fanatischen Moslims ausgesetzt. Täglich sieht man auf den Straßen von Tripolis, wie Juden auf die jämmerlichste Weise geprügelt werden und zwar von officiellen Personen sowohl wie von Civilisten, ohne daß sie es wagen dürfen, Gegenwehr zu leisten. Früher soll dieß freilich noch ärger gewesen sein, aber in neuester Zeit hat die europäische „Israelitische Union“ auch in Tripolis den Consuln die Interessen ihrer Glaubensgenossen an's Herz gelegt und nicht ohne Erfolg. So mußten z. B. die Araber von Tadschura, einem Dorfe bei Tripolis, eine von ihnen zerstörte Synagoge auf eigne Kosten wieder aufbauen. Aber die Unbill, welche Einzelnen geschieht, kommt eben nur selten zu

Ohren der Vertreter fremder Mächte, auch sind fast alle hiesigen Juden Raya's (d. h. türkische Unterthanen) und dadurch wird die Einsprache der Consuln sehr erschwert.

Dennoch fangen auch hier die Juden an, in Folge ihres Reichthums, mitzuzählen. Dieser Reichthum ist freilich nur in Händen von Wenigen, die große Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung ist arm und den bescheidensten Gewerben ergeben, aber bei dem engen Zusammenhalten der Juden (diese schönste Seite ihres nationalen Charakters) kommt der Reichthum der Wenigen doch auch der Menge zu gut.

Unmoralität kann man den hiesigen Juden nicht vorwerfen; ich hörte in dieser Beziehung nur Lobenswerthes über sie. Ihre Mildthätigkeit wird allgemein gepriesen. Im Handel wirft man ihnen zwar auch hier wie überall Betrug vor, aber ich selbst habe immer nur vom Gegentheil Erfahrung gemacht.

Wenn sie nur etwas weniger ultra-koscher wären! Aber in dieser Beziehung herrschen unter ihnen noch die absurdesten Vorurtheile. Selbst Kaffee zu trinken sträuben sie sich bei einem Nichtjuden, ein Scrupel, den die tuniser Israeliten längst abgelegt haben. In ihren Häusern üben sie zwar die Gastfreundschaft den Christen und Moslims gegenüber, ja, sie nöthigen sie sogar zum Essen und Trinken, aber dieß geschieht sehr zum Schaden ihres Geldbeutels, denn alles Geschirre, das der nichtjüdische Eingeladene benutzt hat, muß nach seinem Fortgehen zerschlagen werden. Ich traf oft in jüdischen Häusern auf solche Auto da Fe's von Trinkgeräth und Eßschüsseln und wenn ich nach der Ursache fragte, so sträubte man sich Anfangs zwar, sie mir zu enthüllen, gestand aber doch zuletzt ein, daß dieß in Folge eines Mittagessens geschehe, zu dem der oder jener Consul eingeladen gewesen war.

Selbst das Weintrinken sehen die Rabbiner hier nicht gern, obgleich es auch in Tripolis koscheren Wein giebt. Aber

derselbe ist ungleich seltner, als der koschere Raki (Arak) oder die koschere Bocha (Branntwein). Diese Getränke erfreuen sich einer großen, ja fast abergläubischen Beliebtheit. Die Unwissenden unter den hiesigen Juden halten es sogar für lobenswerth, sich an Festtagen einen Branntweinrausch zu holen, und oft mußte ich es hören, daß kein guter Israelite an den großen Hauptfesten nüchtern bleiben dürfe. Da nun diese Feste oft acht Tage dauern, so ist eine fortgesetzte Betrunkenheit die Folge dieser absurden Sittenanschauung.

Auch in Bezug auf die Kleidung hegen die hiesigen Juden ein seltsames Vorurtheil. Sie halten es nämlich für Unrecht, das Hemd auf dem untern Leibe zu tragen, ziehen es folglich immer über die Hosen, so daß sie alle wie beschürzt aussehen. Diese Sitte haben sogar viele Stadtaraber von ihnen entlehnt. Sie soll ihren Ursprung in der Furcht vor Verunreinigung des Hemdes haben, da es für koscherer gilt, eine beschmutzte Hose, als ein beschmutztes Hemd zu tragen. Sonst kleiden sich die Juden und Jüdinnen ganz im arabischen Styl.

An Körperschönheit stehen die tripolitanischen Juden hinter den tunisischen zurück, obgleich es auch unter ihnen wirklich schöne Physiognomieen giebt, namentlich beim weiblichen Geschlecht, dem übrigens die Wohlbeleibtheit der Tuniserinnen abgeht und das deßhalb weniger orientalisch „schön“ erscheint.

Umgänglich sind die hiesigen Juden im höchsten Grade. So oft ich die Ḥârra, das Judenviertel, betrat, wurde ich von ganz Unbekannten freundlich gegrüßt und in ihre Häuser eingeladen. Kam ich gar in ihre Synagogen, so war der Jubel groß, und las ich ihnen etwas Hebräisches vor, so fielen sie mir vor Freude um den Hals. Eigentlich glaube ich, daß die Juden von Tripolis denjenigen Bestandtheil der hiesigen Bevölkerung bilden, unter denen sich der gebildete Europäer am Wohlsten fühlt, denn den Moslims fehlt es meist an

hervorragender Intelligenz, welche letztere in allen Ländern das Erbtheil der Juden zu sein scheint, und die hiesigen Europäer sind fast durch die Bank so wenig empfehlenswerth, daß der Fremde bald keinen heißeren Wunsch hegt, als den, allen Umgang mit ihnen zu vermeiden.

Die in Tripolis ansässigen Europäer, deren Zahl an zweitausend betragen dürfte, stammen fast alle aus Malta. Die Malteser sind arbeitsam, ausdauernd, zäh, vertragen das Klima gut, und bringen es hier gewöhnlich bald zu einem anständigen Besitz. Das Proletariat und der Mittelstand der Europäer bestehen aus ihnen, ersteres aus den Neuangekommenen, die noch arm sind, letztere aus den schon längere Zeit Ansässigen, die sich fast alle schon etwas, mitunter sehr viel erworben haben. Mit rechten Dingen soll es hiebei freilich nicht immer zugehen. Auch die Moralität läßt vieles zu wünschen übrig. „Autant de femmes, autant de drôlesses" (soviel Frauen, soviel Dirnen), sagte mir einmal ein französischer Consul von den hiesigen Malteserinnen, und er mochte nicht ganz Unrecht haben. Da diese schönen Sünderinnen und die vielen häßlichen Sünden einer sehr häufigen Absolution bedürfen, so machen die Pfaffen nirgends bessere Geschäfte, als unter den Maltesern von Tripolis. Diese Biedermänner sind hier alle Bettelmönche, die aber nicht zu betteln brauchen, denn die Lyoner Missionsgesellschaft zahlt ihnen einen bedeutenden Gehalt und für die Tafelfreuden sorgen die reuigen Sünder und Sünderinnen. Die Malteser sind vielleicht die fanatischsten Katholiken der Welt, verehren den „Papa-rè" (Papst-König) wie einen Gott, küssen jedem Capuziner die Hand, treiben einen fürchterlichen Mißbrauch mit Processionen, Heiligenbildern, Madonnen, Kerzen, geweihten Medaillen, und Alles dieß haben sie nach Tripolis verpflanzt und dort womöglich noch zu erhöhter Entwicklung gebracht.

Die vornehme Classe der Europäer besteht aus den Con-

suln und ihren Beamten, sowie aus einigen zwanzig reicheren Kaufmannsfamilien. Die „Gesellschaft“ ist also hier nur sehr klein. Sie könnte aber trotz ihrer Kleinheit dennoch eine angenehme sein, wenn die Leute nur ein bischen verträglich wären. Leider ist dieses jedoch gar nicht der Fall. Ich weiß nicht, welcher Weltumsegler es war, der einmal auf einer verlornen Insel der Südsee eine kleine Colonie von Europäern antraf, die vor langer Zeit Schiffbruch gelitten hatten, und bemerkte, daß unter diesen Menschen ebensoviel sich fanatisch hassende Parteien bestanden, als es Köpfe gab. Etwas Aehnliches könnte man von der „Gesellschaft“ von Tripolis sagen. Dieselbe ist eigentlich gar keine „Gesellschaft“, sondern ein Parteigewirre, in dem sich aus dem Bellum omnium contra omnes drei oder vier fanatisch feindliche Lager entwickelt haben, von denen keines vom andern etwas wissen will oder dem andern irgend welche gute Eigenschaften zugesteht. Die Consuln gehen mit dem schönen Beispiel hierin voran. Der englische spricht nicht mit dem französischen, grüßt ihn nicht und nimmt gar keine Notiz von ihm, außer diejenige, daß er bei jeder Einladung zu Ball oder Diner sich vorher erkundigt, ob sein Feind auch eingeladen sei, damit er dann abschlagen kann. Um die beiden Consulate von England und Frankreich gruppiren sich dann einige andere, die hier weniger und nicht genug Bedeutung besitzen, um eigene Lager zu bilden; auch hat jedes seinen eignen Anhang in der Kaufmannschaft. Der amerikanische Consul besitzt jedoch Wichtigkeit genug, um eine eigne Partei zu bilden; mit dem englischen ist er todtfeind, dem französischen gegenüber hält er sich neutral.

Dieser schöne Zustand wurzelt nicht etwa in politischer Rivalität; im Gegentheil haben alle Consuln die ausdrücklichsten Instructionen von ihren Regierungen, mit ihren Collegen auf gutem Fuße zu leben; aber die Privatleidenschaften sind hier eben zu stark gewesen und so ist der Consulats-

krieg an die Tagesordnung gekommen. Zuerst soll er in Folge erbärmlicher Streitigkeiten über das Nichtgrüßen einer französischen Viceconsulatsgattin von Seiten eines englischen Consulatskanzlers ausgebrochen sein, wo dann die respectiven Consulate die Sache mit großer Bitterkeit aufnahmen, bis zuletzt ein Bruch entstand.

Es wird sowohl den Fremden, die es gerne mit Niemand verderben wollen, als dem Pascha und den türkischen Beamten sehr schwer, sich in dem unsichern Fahrwasser dieser Cosulatsstreitigkeiten zurecht zu finden. Der Fremde wird meist dahin gebracht, auf das Bekanntwerden mit den Angehörigen der einen Partei ganz zu verzichten und entbehrt so oft angenehme Geselligkeit und mancherlei Belehrung, die ihm von Leuten, welche das Land gut kennen, zu Theil werden könnte, blos weil diese Leute nicht zur Partei seines Consuls gehören. Der Pascha und die Beamten haben dagegen ein andres Auskunftsmittel erwählt. Sie verkehren ostensibel mit Allen, in Wirklichkeit sind sie aber selbst einer Partei beigetreten, nämlich der französischen, welche man deßhalb hier oft auch schlechtweg die „Partei des Pascha“ nennen hört.

Wie in allen kleinstädtischen Mittelpunkten, so war von jeher auch in Tripolis die Klatschsucht im höchsten Grade an der Tagesordnung, seit aber der Consulatskrieg besteht, hat sie ganz außergewöhnliche Verhältnisse erreicht. Hört man die eine Partei, so ist an der andern auch kein gutes Haar, alle Männer lassen sich bestechen, stehlen, schicken falsche Berichte an ihre Regierungen, sind dem Trunk ergeben, rauchen Opium u. s. w., alle Frauen begehen die strafbarsten Ausschweifungen, ruiniren ihre Männer durch übertriebnen Luxus, schminken sich, tragen Perrücken, kurz, sind moralisch wie physisch gleich widerwärtig. In der ersten Zeit meines Aufenthalts in Tripolis brummte mir der Kopf von den vielen

skandalösen Klatschgeschichten, welche ich zu hören bekam, bis ich endlich ein richtiges Verständniß für dieselben gewann und entdeckte, daß dieß nur Entfaltungen des fanatischsten Hasses seien, denn was man auch immer der „Gesellschaft" von Tripolis vorwerfen kann, ein solches Pandämonium ist sie doch nicht, wie sie von manchen hier lebenden Europäern geschildert wird.

Die Kaufmannschaft bildet ein verstärktes Echo dieser heiteren Stimmungen, welche die Consulatskreise ertönen lassen. Da hier noch der Brodneid hinzukommt, indem die einträglichsten Geschäfte die Lieferungen für die Regierung bilden, die ein jeder Kaufmann beansprucht und bei deren Erlangung und Verlust Intrigue und Verläumdung große Rollen spielen, so erreichen die Skandalgeschichten oft eine noch höhere Entwicklung, als in den andern Kreisen. Hat man z. B. mit einem Kaufmann zu Nacht gespeist, so kann man fast sicher sein, am nächsten Tage die Visite von einem andern zu bekommen, dessen Freundschaft ihn bestimmt, den Unvorsichtigen zu warnen. Man erfährt dann Dinge wie folgende: Der Amphitryon von gestern sei eigentlich nichts anders, als ein Sklavenhändler, er habe sein Geschäft mit gestohlenem Gelde angefangen, und wenn er jetzt reich sei, so bilde eben nur der Sklavenhandel die Ursache davon. Ein derartiges Gerücht, so absurd es auch klingen mag, ist jedoch nicht immer ohne alle Begründung. Vielmehr bin ich nach vielfachen Erkundigungen zum Resultate gelangt, daß eigentlich aller Großhandel von Tripolis auf das Sklavengeschäft basirt ist.

Die Völker des Innern, namentlich die Neger, zahlen für die vielen Waaren, die sie von Europa beziehen, nicht in Geld, sondern in Waaren, und zwar nimmt unter diesen Waaren der Artikel „Sklaven" eine so große Stelle ein, daß man ihn als 90 Procent aller Zahlungen veranschlagt. Nun

haben alle europäischen Kaufleute in Tripolis ihre eingebornen Agenten und diese treten im Innern ganz offen als Sklavenhändler auf; natürlich bringen sie ihre Sklaven jetzt nicht mehr, wie dieß noch vor 20 Jahren geschah, nach der Stadt, aber sie verwerthen sie auf dem Wege dorthin und so stammt denn doch schließlich das Geld, das in die Casse des Europäers kommt, aus dem Handel mit Menschenfleisch, während der Empfänger sich das Ansehen eines tugendhaften Abolitionisten und edlen Menschenfreundes giebt, der bei der bloßen Erwähnung des Sklavenhandels erröthet. In dieser Beziehung sind die Beschuldigungen des einen Kaufmanns gegen den andern also nicht immer verläumderisch, nur sollte der Ankläger in den meisten Fällen bei sich selbst anfangen, und nur dann, wenn er sich ohne Sünde fühlt, auf den andern den Stein werfen.

Dreißigstes Capitel.

Ausflug nach den Ruinen von Sabrata.

Kameelreise. — Uebelstände derselben. — Die Kameelführer. — Das Völkchen der Meschiya. — El Gyser. — Qaçr Qargârisch. — Sansur. — Das Fort. — Römische Ruinen. — Der Mudyr. — Das Gerichtszimmer. — Seltsame Justiz. — Der Markt. — Gaukler. — Sâwiya. — Der Qâyid. — Der Scharfrichter. — Das ominöse Souper. — Seine schlechten Folgen. — Soâgha oder Soârha. — Ruinen von Sabrata. — Sabrata im Alterthum und zur Araberzeit. — Soâra.

Die 49 Milliarien, welche die Peutinger'sche Tafel als die Entfernung zwischen Oea und Sabrata angiebt und die genau der wirklichen Distanz zwischen Tripolis und der unter dem Namen Soâgha oder Soârha (nicht zu verwechseln mit Soâra) bekannten, allgemein für das alte Sabrata gehaltenen Ruinenstätte entsprechen, sollte ich in einer ganz unverhältnißmäßig langen Zeit zurücklegen. Das Kameel, jener unerbittliche Verzögerer aller Reisen in Afrika, trug die einzige Schuld an diesem langsamen Vorrücken. Dieses Thier, so nützlich es auch in allen den Gegenden ist, wo seine Fähigkeit, den Durst zu ertragen, in Anschlag kommt, so unpraktisch erweist es sich doch für denjenigen, der dem gewöhnlichen Schlendrian des schneckenartigen Vorrückens der Karawanen ausnahmsweise einmal entsagen will, was freilich nur auf kleineren Ausflügen möglich ist, da jeder größere über lange wasserlose Strecken führt. Aber auf solchen möchte ich Jedem, dem nicht ein tagelanges Müßigsitzen in den uninteressantesten und beinahe unbewohnten Nestern Vergnügen macht, rathen, das Wüstenschiff mit einem Pferd oder besser noch mit einem jener flinken

Eselchen zu vertauschen, deren man überall in der Umgegend von Tripolis zu miethen findet. Indeß das höckerige Ungethüm ist einmal so tief in den Traditionen aller Reisenden dieser Länder eingewurzelt, daß man gewissermaßen der öffentlichen Meinung Trotz bietet, wenn man es zur Seite schiebt und nur solche Thiere mit auf die Reise nimmt, die in einer Stunde eine geographische Meile zurücklegen können, grade das Doppelte der Leistungsfähigkeit eines Kameels. Jene Tradition ist sogar bei den Europäern hier so eingebürgert, daß alle meine Bekannten in Tripolis einstimmig in der Behauptung waren, ich könne die Ausflüge in der Umgegend nur in Begleitung der unschätzbaren Wüstenschiffe unternehmen und meinen Entschluß, nicht nur mich selbst, sondern auch mein Gepäck von Maulthieren tragen zu lassen, höchst lächerlich fanden. Da ich die Schwachheit besitze, gern dem Rathe Anderer zu folgen, wenn derselbe mir nicht gradezu unsinnig erscheint, so ließ ich mich auch dießmal bestimmen, zwei Kameele mitzunehmen, und erlitt dadurch eine derartige Verzögerung meiner Reise, daß ich sechs Tage zu einem Ausflug brauchte, der ohne Kameel in dreien gemacht werden konnte.

Das war übrigens auch das letzte Opfer, welches ich der Tradition und dem Rathe Anderer brachte, denn die Erfahrungen dieses Ausflugs belehrten mich vollkommen über den wahren Werth des Wüstenwandlers. Namentlich ward mir außer seiner Langsamkeit auch noch ein anderer Fehler recht deutlich an den Tag gelegt, welcher das Kameel bei allen Ausflügen, wo man es nicht nothwendiger Weise des Wassermangels wegen gebrauchen muß, als sehr wenig wünschenswerth erscheinen läßt. Es ist nämlich der ungeschickteste Gepäckträger, den man sich denken kann, besonders wenn man Tripolitaner zu Aufladern des Gepäckes hat, denn diese besitzen nicht das beneidenswerthe Talent der Wüstenbewohner, ein Kameel packfest zu beladen. Unter diesem Mangel sollte

auch ich auf besagtem Ausflug leiden. Als ich von Tripolis aufbrach, sah zwar Alles, was sich auf den Rücken der von mir gemietheten Höckerthiere befand, recht ordentlich und packfest aus. Aber eine Stunde des wackelnden und schaukelnden Ganges des Wüstenschiffes genügte, um Alles zu lockern. Der Reisende, der den Sitz auf diesem Kahn der Sahara noch nicht gewohnt ist, bekommt bekanntlich auf demselben die Kameelskrankheit, eine jüngere Schwester der Seekrankheit, und (das kann ich aus Erfahrung bezeugen) beinahe ebenso unangenehm. Das Gepäck dagegen geht, wie man zu sagen pflegt, „aus dem Leime", d. h. die Stricke, die es umschlingen, werden gelockert, so daß nichts an seiner ursprünglichen Stelle bleibt; hier purzelt die Zeltesstange herunter, dort fällt ein Krug oder sonstiges Utensil, das Zelt schwankt bald auf der einen Seite tief hinab, bald wird es so kühn in die Höhe gehoben, daß es auf die andere hinüberzuschnappen droht, Teppiche und Decken reißen vom Strick los, ein Kopfkissen rollt unhörbar in einen tiefen Graben, wo es sehr oft verloren geht, u. s. w. Dieses angenehme Schauspiel hatte ich täglich einige zehnmal, das heißt etwa so oft kam die kleine Karawane in Folge der schaukelnden Laune des Kameels, welches meine sämmtlichen Habseligkeiten theils von sich geschleudert, theils durch kühne Schwenkungen unter seinen Bauch gebracht hatte, zum Stillstand, aber kleinere Unglücksfälle, wie das Zerbrechen eines Kruges, das Verlieren eines Gepäckstückes, ereigneten sich viel öfter. Jedesmal mußte dann das widerspenstige Thier zum Knieen gebracht und eine ganz neue Packung sämmtlicher tragbaren Habseligkeiten vorgenommen werden, eine Packung, welche die tripolitanischen Kameeltreiber ein wahres Talent besaßen, recht schlecht und oberflächlich zu bewerkstelligen, so daß bald wieder das vollkommenste Chaos auf dem Rücken des Wüstenschiffes herrschte.

Zuletzt, nachdem ich lange darüber nachgegrübelt, durch

welches Mittel ich dem centrifugalen Gepäck einige Consistenz verleihen könne, fiel ich auf einen glücklichen Gedanken. In meinem Gefolge befand sich ein dicker, vierschrötiger Neger, der vom Issmâ'yl, meinem Bedienten, zum Tellerwaschen (ich hatte wirklich zwei ganze Teller bei mir) gemiethet worden war, ein Geschäft, das er, beiläufig gesagt, vollkommen verstand, wenn auch seine ganze Nützlichkeit sich hierauf beschränkte, übrigens, da wir bei den Qâhid's, Mudyr's und andern Autoritäten, unsern Gastgebern, stets aus der Schüssel essen mußten, so gut wie nie in Anspruch genommen wurde. Diesen Neger, den guten dicken Ḥassan, ließ ich auf sämmtliche Bagage auf dem Rücken desjenigen Kameels, das es am Weitesten im Verrütteln und Verschleudern des Gepäcks gebracht hatte, obenauf sitzen, und siehe da! Alles hatte auf einmal seinen Schwerpunkt gefunden, die Beine des Negers bildeten die Centripedalkraft, welche das centrifugale Gepäck im Gleichgewicht hielten, eine wahre Erfindung von meiner Seite, auf die ich mir gewiß etwas einbilden und ein Patent nehmen könnte, fürchtete ich nicht die Anklagen der Abolitionisten wegen dieser allzu maschinengemäßen Benutzung der Negerrasse.

Ḥassan war sich jedoch dessen gar nicht bewußt, als reine Maschine zum Festhalten des Gepäcks benutzt zu werden; er erfreute sich vielmehr in süßer Gemüthsruhe des majestätischen Thronsitzes, den er auf meinem, dem Höcker des Kameels aufgebundenen Bett genoß und sah da hoch oben thronend in seiner rothen Jacke, gelben Weste und grünem Turban so fürstlich und pomphaft aus, daß er wie der wahre König unsrer Karawane erschien und deßhalb ironischer Weise von den neidischen Kameeltreibern, welche viel lieber selbst die Balanciermaschine gespielt hätten, nie anders als Ḥassan Pascha genannt wurde.

Diese Kameeltreiber waren übrigens sonst gutmüthige

Menschen und verhältnißmäßig nützlich, indem sie hie und da ein Gepäckstück trugen, das Zelt errichten oder auch niederwerfen halfen, was stets mit fürchterlichem Gekrache geschah, als ob ein Erdbeben bevorstände. Sie besaßen nur einen Fehler, den nämlich, jedes Gefäß, in welchem sich etwas Trinkbares (Wasser ausgenommen) befand, zu zerbrechen. Wenigstens hieß es stets, wenn man ihnen eine volle Flasche anvertraut hatte, dieselbe sei den Weg alles Gebrechlichen auf der Erde gegangen und da sie, der Langsamkeit ihrer Thiere wegen, immer in unabsehbarer Ferne zurückblieben, so war es ihnen ein Leichtes, sehr viele Gefäße in Scherben zu verwandeln, ohne daß ein Zeuge aussagen konnte, was denn aus dem Inhalt geworden sei. Dieser Inhalt schien besonders dann gefährdet, wenn er aus dem vielbeliebten Laqmy, dem oben beschriebenen Saft des Dattelbaumes, sei es nun der süße Palmmost oder der berauschende Palmwein, bestand. In diesem Falle war die Flasche oder der Krug sicher dem Untergange geweiht und ich selbst bekam sehr wenig von dem geschätzten Getränk, von dem mir die Würdenträger fast in jedem Dorf einen Krug voll mitgaben, zu kosten. Die durstige afrikanische Erde war es, nach Aussage der Kameeltreiber, welche dieses sämmtliche kostbare Naß aus den zerbrochenen Krügen auftrank, aber die, welche dieß aussagten, hatten dabei so feurige Augen und geröthete Gesichter, daß ich natürlich sie selbst für die Verzehrer zu halten versucht worden wäre, hätten sie nicht „Uàllah“ (Bei Gott) geschworen, auch keinen Tropfen gekostet zu haben, und dem Schwur eines gläubigen Moslim muß man natürlich glauben.

Dieß Zerbrechen der Laqmykrüge, ohne daß er dabei war, bildete den Hauptkummer des Eselsjungen, welcher, da er das mich tragende Thier trieb, stets in meiner Nähe und der Laqmyscene weit voraus war. Dieser Eselsjunge (Junge gilt hier nur als Standesbezeichnung, etwa, wie man Kegel-

bube sagt), war übrigens eine höchst originelle Erscheinung, in seiner Nützlichkeit eine wahre Errungenschaft für meine kleine Karawane und nebenbei ein ächter Typus der Rasse, der er angehörte.

Diese Rasse, die ich das Völkchen der Meschiya nennen möchte, besitzt ein gegen die Gravität der übrigen, namentlich der städtischen Moslims, recht glücklich abstechendes leichtes, sanguinisches Temperament. Stets rührig und gewandt, keine Mühen und Strapazen scheuend, jeder Verweichlichung fremd, sind diese Leute im Stande, tagelang neben einem ziemlich schnellgehenden Maulthier oder Esel einherzulaufen, zeigen dabei niemals eine Spur von Ermüdung oder übler Laune und verkürzen sich und Andern noch die Zeit durch ihre lustigen Geschichten, ihre oft sehr originellen Bemerkungen über die Vorübergehenden, über Städte und Dörfer, durch welche der Weg führt, Bemerkungen, denen ihr lebhafter Mutterwitz und ihre zu einer gutmüthigen Ironie sehr geneigte Intelligenz eine Würze verleiht, welche diese Lazzi's zu dem unterhaltendsten Vademecum für den Reisenden macht und ihm die Langeweile des monotonen Rittes verscheuchen hilft. Diese unschätzbaren Eigenschaften fanden sich in unserm Eselsjungen, der den komischen Namen el Gyfer führte, gleichsam typisch repräsentirt und machten ihn zum amüsantesten Reisebegleiter, den man sich wünschen konnte.

Sein Aeußeres selbst hatte schon etwas Komisches. Er besaß gewiß das kleinste Gesicht, das ich je bei einem Erwachsenen gesehen habe und dieses war noch dazu unter der weißen Wollenmütze, welche die gemeinen Araber dieser Gegend an Werktagen tragen, zum Theil versteckt, so daß nichts von ihm übrig blieb, als ein Dreieck, dessen zwei Seiten die Backenknochen, dessen dritte die Augenbrauen bildeten. Obgleich der Bursche ursprünglich eine ganz weiße Haut besaß, so trug jetzt jedoch sein Antlitz einen solchen Farbenton, von dem man

nicht wußte, ob man ihn roth, braun oder olivenfarben nennen sollte. Von jeder dieser Farben war etwas darin, nicht etwa in homogener Mischung, sondern fleckenweise auf den verschiedenen Theilen der Gesichtshaut aufgetragen, hie und da zeigte sich auch eine vollkommen weiße Stelle, der eigenthümliche Effect der afrikanischen Sonne auf die für den Farbenwechsel wie geschaffene Haut der kaukasischen Rasse. Dabei die außerordentliche Beweglichkeit aller Gesichtsmuskeln; bald flog das kleine spitze Näschen schelmisch in die Höhe, bald funkelten die braunen Aeuglein koboldartig, bald senkten sie sich, eine ironische Ehrerbietung heuchelnd, zu Boden; die Mundwinkel zuckten von einer Seite auf die andere; die Lippen öffneten sich jedoch fast nie, selbst nicht einmal zum Lachen, wie denn der Araber überhaupt das herzliche Lachen des Europäers ebensowenig kennt, wie die kindlich naive Heiterkeit des Negers, aber el Syfer lachte mit den Muskeln des ganzen Gesichts, ein Lachen, das, wenn auch gutmüthig, doch stets einen starken Beigeschmack von Verschmitztheit besaß.

In dieser Gesellschaft verließ ich am Morgen des 12ten April Tripolis durch das Bâb el Meschiya, in direct westlicher Richtung. Der Weg führte stets der Küste parallel, in einer Entfernung von etwa 500 Schritten von dieser, Anfangs durch eine öde Gegend, über festes Erdreich zwischen halbzerstörten moslimischen Friedhöfen hin,. dann drang er in den westlichen Arm der Meschiya selbst ein, deren Dattelpflanzungen uns lieblichen Schatten gewährten. Aber für die Thiere war dieß freilich die allerschlechteste Wegesstrecke, denn der Sand am Fuße dieser Palmen erwies sich so tief, dabei so locker und beweglich, daß die armen Esel fast jeden Schritt doppelt machen mußten, denn oft versanken ihre Füße so tief im Sand, oder rutschten so weit zurück, daß ein neuer Schritt nöthig war, um das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Ich kenne nicht leicht eine größere Geduldprobe für den Reiter, als

ein solcher langsamer Ritt über eine bewegliche Sandfläche. Besteht er sie jedoch nicht und steigt er vom Thiere ab, um den Weg zu Fuß zurückzulegen, wobei er allerdings etwas schneller fortkommt, so treibt ihn doch bald die Unannehmlichkeit des Gehens im tiefen Sande auf den Rücken des Esels zurück, bis er sich endlich zu resigniren gelernt hat.

Nach der sandigen kam eine steinige Wegesstrecke, auf deren sehr breiter Linie die Furchen zahlreicher Karawanen tiefe Einschnitte in dem felsigen Erdreich hinterlassen hatten, die beinahe wie Räderspuren aussahen. Bald begrüßte uns zur Linken eine einsame Ruine, von den Arabern Qaçr Derqârisch genannt, gewöhnlich Gergärisch ausgesprochen. Sie trägt ein ganz europäisches Aussehen, ist aber offenbar nicht antik und stammt ohne Zweifel von den Spaniern, welche auch die Seeforts von Tripolis errichteten. Dicht bei diesem Fort befindet sich in dem tertiären Kalksteinfels eine tiefe Höhle, deren Inneres eine gewisse Aehnlichkeit mit einer jener troglodytischen Nekropolen zeigt, wie wir sie bei Cagliari in Sardinien so vielfach sehen. Dennoch bemerkte ich nur höchst schwache Spuren wirklicher Grabesnischen.

Nach einem weiteren zweistündigen Ritte über ein steppenartig verödetes Land drangen wir in die ausgedehnte Palmenpflanzung von Sansur ein. Dieselbe, sowie überhaupt alle ähnlichen Pflanzungen der Umgegend von Tripolis, trug durchaus das Aussehen der Meschiya der Hauptstadt. Sansur ist deßhalb auch kein Flecken, kaum ein Dorf zu nennen, denn es besteht eben nur, wie die genannte Meschiya, aus zerstreuten Wohnungen, die sich auf dem weiten Flächeninhalt seiner Palmenhaine vertheilen. Obgleich fast alle diese Wohnungen einfache Luftziegelbauten bilden, so konnte ich doch einen kleinen compacteren Kern unterscheiden, in welchem eine Gruppe von Häusern, Läden und einer Moschee ein zusammenhängendes Ganze ausmachten, das man als den Mittelpunkt der Ortschaft

bezeichnen kann, obgleich sich nicht aller Verkehr hier concentrirt, sondern auch in der Nähe des Qaçr's (des Forts) einen seiner Brennpunkte findet.

Dieser kleine dorfartige Mittelpunkt zeigte sich jedoch insofern nicht ohne Interesse, als sich mitten unter dem vorherrschenden elenden Baumaterial, welches, wie gesagt, meist aus Luftziegeln bestand, ein andres entdecken ließ, das geeignet schien, in dem Freund des Alterthums die Frage zu erwecken, ob dasselbe nicht von antiken Gebäuden stammen könne. Namentlich in der Mauer der Moschee und an dem ihr zur Seite gelegenen, halbzerstörten, älteren Qaçr, aber auch an einzelnen Privatgebäuden bemerkte ich nämlich große, massenhafte Werksteine von solchen Verhältnissen, wie sie die Araber des Mittelalters nur höchst selten zu gebrauchen pflegten und wie sie die heutigen gar nicht kennen. In der Annahme, daß diese Werksteine antiken Ursprungs seien, bestätigte mich auch das Vorhandensein anderweitiger, freilich nur äußerst dürftiger, architektonischer Reste, wie Säulenschäfte, Capitäler u. s. w., welche ich in den ärmlichen Luftziegelbauten eingemauert unterscheiden konnte.

Eigentliche Ruinen werden auf dem ganzen 10 Meilen langen Landstrich von Tripolis bis Soâgha nicht gefunden. Da aber nach der Peutinger'schen Tafel zwei Stationen auf derselben lagen, so dürfen uns wohl jene Spuren des Alterthums, welche ich in Sansur zu entdecken glaube, zu der Vermuthung berechtigen, daß dieselben einer von beiden angehörten. Nun giebt uns die besagte Tafel genau in der Entfernung von Oea, welche derjenigen von Tripolis nach Sansur entspricht, d. h. 13 Milliarien westlich davon, eine Station Namens Ansaria an, in deren Benennung wir ohne große Schwierigkeit den heutigen Namen Sansur wiedererkennen können. Ich schlage also diese Identification für das bisher immer umsonst gesuchte Ansaria vor.

Mein Absteigequartier fand ich in dem schon erwähnten neuen Qaçr, dem Wohnsitz des Mudyr (Districtschef) und der übrigen Autoritäten von Sansur. Dieses Qaçr führt zwar den Namen einer Festung, trägt aber ganz das Aussehen eines gewöhnlichen Bauernhofes. Um einen großen viereckigen Hof herum sind die niederen Erdgeschoßbauten errichtet, in denen einige kleine Stuben den Würdenträgern zum Aufenthalt dienen, während das Volk, welches grade heute, als am Gerichtstage, sich ziemlich zahlreich eingefunden hatte, im Hofe an den Wänden herumkauerte und vor der Thür des sogenannten Gerichtssaales compacte Gruppen bildete, durch deren eine ich mich nicht ohne Mühe durchschlug, um in die Nähe des Mudyr zu gelangen, dem ich meinen ʿAmr (Regierungsbefehl) vorzuzeigen hatte, um seiner Gastfreundschaft theilhaftig zu werden.

Obgleich das Gerichtszimmer sich nicht weniger vollgestopft zeigte, als seine Zugänge, und obgleich auf dem in seinem Hintergrund angebrachten Divan einige fünf Personen, welche den Madschliss, vulgo Medscheless (das Richtercollegium) bildeten, den Ehrenplatz theilten, so fand ich doch unter dieser Menge den Mudyr, oder wie ihn die Araber noch immer nennen, den Qâyid (ein officiell abgeschaffter Titel) gleich auf den ersten Blick heraus und zwar an seinem entschieden unarabischen Aussehen. Der Würdenträger, in eine abgeschabte Uniform nach europäisch sein sollendem Schnitt gekleidet, war ein kleiner fetter Türke mit buschigem, pechrabenschwarzem Bart, hervortretenden Backenknochen und winzigen, verschwommenen Aeugelein, welche von seinem herabfallenden Fes und struppigen Haar beinahe bedeckt wurden. Er empfing den mehr oder weniger unwillkommenen Ankömmling in einer Weise, welche deutlich verkündete, daß er noch nicht wisse, wie er sich definitiv gegen mich gebärden solle. Entweder war ich der Gast der Regierung, d. h. besaß ich ein Schreiben, das mich als solchen

qualificirte (denn eine nichtofficielle Gastfreundschaft kennt man hier zu Lande schon längst nicht mehr), und dann mußte er, so sehr er mich innerlich auch verwünschen mochte, dennoch äußerlich höflich sein, oder ich hatte gar keinen Anspruch auf ihn und dann konnte ich mich zum Teufel scheeren.

Wenn er jedoch die Hoffnung hegte, daß letztere Weise, mich abzufertigen, angebracht sein könne, so wurde ihm diese schnell genug durch die Ueberreichung meines Amrs geraubt, in welchem alle „Mutaçarafyn, Qâymâqamyn, Mudyryn“ und wie die Provincial- oder Districtsautoritäten sonst noch heißen mögen, aufgefordert wurden, mir jeden nur in ihren Mitteln liegenden Beistand zu leisten und mich (das war der wichtigste, aber auch den Beamten unwillkommenste Punkt) mit „Allem, was ich nöthig hätte“, zu versorgen. Da das Schreiben arabisch abgefaßt war, so ließ es sich der Türke von seinem Secretär verdollmetschen, stellte sich zwar zu Anfang hie und da, als verstände er diesen oder jenen Passus nicht, mußte sich aber schließlich doch der officiellen Beredtsamkeit des Amrs fügen, und nun ging in seinem ganzen Wesen eine auffallende Veränderung vor sich. Sein kleines fettes Gesicht nahm auf einmal einen huldvollen Ausdruck an und mit schmunzelnder Freundlichkeit wurde der officielle Gast eingeladen, seinen bisherigen Platz in einem bescheidenen Winkel mitten unter den zu Richtenden, unter denen sich auch einige Verbrecher befanden, mit einem pomphaften Ehrensitz auf dem Divan zur Seite des Fünfgespanns der Richter, welches über Freiheit und Gut der Bewohner von Sansur entschied, auszutauschen.

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, quetschte mich auf den etwas engen Ehrensitz mitten unter die fünf Magistratspersonen hinein und begrüßte freudig diese Gelegenheit, einem türkischen Gerichte in einem arabischen Lande als stummer Assessor beizuwohnen. Um jedoch die Gerichtsprocedur nicht in eine reine, auf Täuschung des Fremden berechnete Comödie

zu verwandeln, wozu sie unzweifelhaft im Augenblick geworden wäre, als ich eine Bekanntschaft mit der obrigkeitlichen Sprache verrathen hätte, stellte ich mich, als verstände ich kein Wort, weder von dem Idiom des Mudyr, dem türkischen, in dem dieser mit den andern Richtern durch Dolmetscher verkehrte, noch von demjenigen, in welchem die eigentliche Procedur vor sich ging. Dieß hatte den glücklichen Erfolg, daß nun die Richter sich ganz unbeobachtet glaubten und ihre Justiz in der gewohnten Weise ihren Fortlauf nahm. Was ich so in dieser einen Stunde, in der ich unmittelbarer Zeuge war, über moslimische Gerechtigkeit in Erfahrung brachte, war mir werthvoller und war vollständiger, als alle Erkundigungen, die ich in andern Städten durch mühsames Fragen und Forschen aus oft widerstrebenden Vermittlern hervorgelockt hatte.

In zwei Dingen unterscheidet sich die tripolitanische Justiz (welche übrigens dieselbe ist, wie in allen der Pforte unmittelbar unterworfnen Ländern) von der tunisischen wesentlich, in dem einen, daß hier ein Collegium, und nicht wie in Tunis ein einziger Mann Richter ist, und in dem andern, daß der Bestrafungscodex sich in Tripolis einfacher, wenn man will, selbst humaner zeigt, indem die in Tunisien so häufigen Prügelstrafen officiell abgeschafft sind und das Gefängniß auch nur verhältnißmäßig selten verhängt wird. Ob aber die armen Gerichteten hiebei besser fahren, ist eine Frage, welche ich fast verneinen möchte, denn die Assessoren des Gerichts verstehen sich recht gut darauf, dann einig zu sein, wenn es sich um den Empfang von Bestechungssummen handelt, und statt der abgeschafften Leibesstrafe und der weniger gebräuchlichen Freiheitsentziehung zeigen sie eine desto größere Energie in Verhängung von Geldbußen, eine Bestrafungsart, welcher der harthäutige Araber oft eine tüchtige Tracht Prügel bei Weitem vorziehen würde. Fünf Mägen sind hungriger, als ein einziger; deßhalb ist dieses Richtercollegium auch nur durch größere

Bestechungssummen zu befriedigen und stellte seine Ansprüche auf Geldbußen gleichfalls seiner Fünfzahl entsprechend hoch.

Für den gleichgültigen Zuschauer bildet jedoch die Vielhäuptigkeit des richtenden Ungeheuers ein ungleich lebhafteres und unterhaltenderes Schauspiel, als der eine fast stumme Richter, der alle seine unredlichen Gesinnungen und Anschläge in seine verschwiegene Brust verschließt. Hier dagegen bot das richtende Personal selbst ein abwechslungsvolles Bild dar und entwickelte eine große Lebhaftigkeit in Fragen und Antworten, freilich meistens in flüsternden Zischeltönen, aber doch zuweilen deutlich hörbar. Von entschieden komischer Wirkung war jedoch die Art und Weise des türkischen Vorsitzers des Gerichts, sich auszudrücken und seinen Collegen, wenn es sich um eine streitige Geldfrage handelte, seinen officiellen Willen zu verkünden. Da er kein Arabisch und außer seinem Secretär Niemand türkisch verstand, so mußte die Conversation immer durch letzteren geführt werden. Der Secretär war übrigens ein apathisches, nicht eben geistig sehr begabtes Individuum, welches die Winke seines Herrn manchmal unrichtig verstand und folglich den Beisitzern etwas ganz Falsches berichtete, worauf diese natürlich eine dem Mudyr sehr verkehrt erscheinende Antwort gaben. In diesen Fällen hielt es der kleine fette Türke vor Ungeduld nicht mehr aus, sondern platzte heraus und zwar mit einem Heer von türkischen Schimpfwörtern, seinen Collegen zugedacht, welche diese aber ebenso wenig verstanden, wie das Publicum, und das war für die Würde des Medscheless ein Glück, da sonst Niemand im Saale hätte ernsthaft bleiben können. Der Secretär jedoch, der sie verstand, schien an dergleichen so gewöhnt, daß er auch keinen Mundwinkel verzog. Im Gegentheil, er behielt sogar dann seinen Ernst, als ihn die Beisitzer in aller Unschuld fragten, was denn der Mudyr gesagt habe; ja, er war sogar nicht einmal um eine Antwort verlegen. Hatte

z. B. der Vorsitzende seine Collegen eine Bande von Eseln geschimpft, so übersetzte der Secretär: der Mudyr ist überzeugt von Eurem Sinn für Gerechtigkeit, nur wünscht er... und hier folgte dann jedesmal die Geldfrage.

Die Justiz- und Criminalfälle, welche diesem hochwohlweisen Collegium vorgelegt wurden, waren meist höchst einfacher Natur, jedoch von sehr verschiedener Gattung, aber die Bestrafungsweise erwies sich in allen als dieselbe, nämlich stets auf Füllung des Beutels des Mudyr und der Beamten berechnet. Ein Bauer beklagte sich, daß das Kalb seines Nachbars ihm Gerste vom Felde weggefressen habe. Der arme Teufel hoffte natürlich auf eine Entschädigung, konnte aber keine andere Genugthuung für den erlittenen Schaden bekommen, als die sehr unfruchtbare, daß das Kalb vom Mudyr confiscirt wurde, um von nun an dessen Eigenthum zu bleiben, so daß der Kläger um seine Gerste, der Verklagte um sein Thier bestohlen war. Zwei Bauern lagen wegen einer Feldmark im Streit; jeder behauptete, der andere habe seine Gränze zu weit vorgeschoben; was that nun der Mudyr? Er ließ jeden der Streitigen die Gränze seines Feindes bestimmen, und siehe da! zwischen den beiden vom Parteihaß verkleinerten Aeckern ergab sich ein höchst ansehnliches Stück Feld, welches der Richter für herrenloses Gut und folglich für Eigenthum des Beylyk (der Regierung), d. h. mit andern Worten seiner selbst erklärte.

Bei einer andern Gelegenheit zeigte er sich als ein wahrer Salomo und hatte in der That auch einen dem berühmten Urtheil jenes weisen Königs ähnlichen Fall zu entscheiden, nur daß die Mütter dießmal Ziegen waren, deren einer ihr Junges gestorben war, und die verschiedenen Herren angehörten. Obgleich nun die andere Ziege ihr Junges behalten hatte, welches sogar noch saugte, so fand doch der Besitzer der andern Gelegenheit, es in Anspruch zu nehmen

und zu behaupten, man habe das eine mit dem andern vertauscht, eine Behauptung, welche, so unsinnig sie auch scheinen mochte, dennoch vor Gericht in Erwägung gezogen und darauf das Urtheil basirt wurde, daß das Zicklein, da man nicht wissen könne, wem von beiden das Eigenthumsrecht zustehe, unter beide vertheilt und zu diesem Zwecke natürlich geschlachtet werden solle, und zwar, um jedem Betrug von Seiten der streitenden Parteien vorzubeugen, im Hause des Mudyr.

Am nächsten Morgen, als ich eben von Sansur aufbrechen wollte, ward ich noch Zeuge der letzten Scene in dieser modernen Parodie des Urtheils Salomonis. Die beiden Betheiligten fanden sich nämlich im Qaçr ein, jeder, um seine Ziegenhälfte in Anspruch zu nehmen, bekamen aber vom Neger des Mudyr die traurige Auskunft, daß vom Zicklein nur noch die Knochen übrig blieben. Das Fleisch war in einem Souper, welches der Würdenträger dem Richtercollegium gegeben hatte, verzehrt worden, ja ich erfuhr nun, daß ich selbst in aller Unschuld einen Theil desselben verspeist hatte, denn den Hauptbestandtheil des Nachtessens, welches mir der Mudyr schickte, bildete eben vortreffliches junges Ziegenfleisch, über dessen Schmackhaftigkeit ich schon dem Beamten mein Compliment machen wollte, was ich nun jedoch unterließ, als mir klar wurde, daß er mich mit dem Raube seiner Untergebenen gespeist hatte. Ein kleines, von mir verabreichtes Almosen, welches ungefähr den Werth des von mir gegessenen Fleisches repräsentirte, war Alles, was die Ziegenbesitzer jemals von ihrem Processe herausbekamen, denn der Mudyr schickte die Reclamirenden nur mit Schimpfworten nach Hause.

Natürlich mußte der Mudyr, obgleich er immer den Löwentheil an sich zu reißen wußte, die spolia opima mit den übrigen Beisitzern theilen. Aber dabei ergaben sich oft allerlei Streitigkeiten, namentlich dann, wenn einer der Richter einseitig bestochen worden war, während vielleicht ein anderer klingende

Gründe besaß, für die Gegenpartei zu stimmen. So geschah es im Falle eines offenbaren Diebstahls, dessen Ausüber den Qâdhy, den eigentlichen, nach dem strengen Qorângesetz ursprünglich einzig gültigen Richter, der aber jetzt in den meisten Fällen im türkischen Medscheless zu einem bloßen Beisitzer des Tribunals herabgesunken ist, allein bestochen hatte, im holden Wahn, daß diese vom Qorân geheiligte Persönlichkeit noch immer fähig sei, allein oder doch vorwiegend zu entscheiden. In diesem Falle litt jedoch die Autorität des Qâdhy einen entschiedenen Abbruch, denn die andern vier Richter, die der Dieb verabsäumt hatte, zu bestechen, empfanden auf einmal einen tugendhaften Eifer für unparteiische Gerechtigkeit, und so wurde denn der Missethäter dießmal wirklich bestraft und alle Qorânsprüche und Spitzfindigkeiten, welche der gelehrte Qâdhy zu seinen Gunsten vorbrachte, halfen auch nicht das Geringste. Da jedoch die Strafe auch hier wieder in einer Geldbuße bestand, welche die Richter unter einander vertheilten, so war das Resultat für ihre Taschen im Grunde genommen dasselbe, als wenn sie bestochen gewesen wären.

Endlich, nachdem ich einige drei Stunden diesen und ähnlichen Ergebnissen moslimischer Gerechtigkeit als stummer Zeuge beigewohnt hatte, schien sich des ganzen Richtercollegiums eine gelinde Müdigkeit zu bemächtigen. Da Alles aufbrach, so wollte ich natürlich nun auch das Gerichtszimmer verlassen, wurde aber gebeten, meinen bleibenden Aufenthalt in demselben zu nehmen, da dieses mir zum Nachtquartier ausersehen war. Ich ließ also mein Lager daselbst aufschlagen und war schon bereit, den Rest des Tages hier in regloser Apathie zu verbringen, als mir ein Besuch des Mudyr und von diesem Würdenträger die Aufforderung gemacht ward, doch ja die Hauptmerkwürdigkeit des Orts, den Ssuq (Markt), mit ihm zu besuchen, welcher grade heute abgehalten wurde. Aber so merkwürdig dieser Ssuq auch den Eingeborenen war, für

mich besaß er nur sehr wenig Reiz. Er bestand eigentlich nur aus einer Schlachtbank, wo das Fleisch einiger mageren Ziegen, und einigen Verkaufsstätten im Freien, wo die Häute dieser Thiere verkauft wurden.

Für Vergnügungen war jedoch auf diesem Ssuq gleichfalls gesorgt, und zwar durch einen marokkanischen Schlangengaukler, der ein ziemlich schönes Exemplar der gehörnten Schlange (Coluber cornutus) dem bewundernden Publicum vorführte. Das Thier zischte hin und her, schnappte hie und da auch nach einem der Zuschauer, biß jedoch Niemand, als den modernen Psyllen selbst, der sich diese blutigen Zärtlichkeiten auch ganz gutmüthig gefallen ließ. Ich wußte, daß diese Schlangenart giftig sei, wunderte mich aber nicht über die Unschädlichkeit ihrer Bisse, da ich schon früher, und zwar auf meiner Reise in Marokko, beobachtet hatte, daß die Brüder vom Orden des Ssayydy Moḥammed ben 'Ayssa eine Fertigkeit im Unschädlichmachen dieser Schlangen erlangt haben, indem sie die Giftdrüsen amputiren. Das Publicum wußte dieß natürlich nicht, sondern erklärte vielmehr sowohl den Psyllen als die Schlange für Morâbityn (d. h. Heilige), denn nur durch ein Wunder war ihr gegenseitiges vertraulich unschädliches Verhältniß erklärbar. Dieses Wort Morâbit oder, wie es gewöhnlich ausgesprochen wird, Morâbet, welches sich bei gebildeten Moslims auf die scharf definirte Bedeutung eines wunderthuenden Heiligen beschränkt, erlangt überhaupt bei der ungebildeten Landbevölkerung im Allgemeinen und bei den Tripolitanern im Besondern eine beispiellose Ausdehnung des Begriffs, indem man mit demselben nicht nur Menschen, sondern auch Thiere, ja unorganische Gegenstände zu bezeichnen liebt, wenn dieselben nur in irgend einer Beziehung zur Religion oder durch diese geweihte Localitäten stehen. So hörte ich in Tripolis oft die Wanderschwalbe als Morâbit bezeichnet und zwar deßhalb, weil sie auf ihren

Wanderungen ja möglicherweise auch nach Mekka kommen könne; ja der Volksaberglaube schreibt ihr sogar die bewußte Absicht zu, die fromme Pilgerfahrt im Glauben an Allah er Rahmân ua er Rahym und an den Propheten Mohammed zu machen.

Nach der Besichtigung dieser Lustbarkeiten stand mir noch das Abendessen bevor, eine nicht geringe Probe für meinen vielgepeinigten Magen. Dasselbe bestand aus saurem Fleisch, sauren Gurken, saurem Kohl und sauren Abscheulichkeiten aller Art. Die Küche war türkisch, nicht arabisch, da der Mudyr als Stocktürke letztere verachtete.

Der folgende Tag brachte uns nur um einige drei Meilen weiter, nämlich nach Sâwiya, gewöhnlich Sauya, von den Türken aber Savia ausgesprochen, wo ein ganz verfallenes Qaçr inmitten eines Palmenwaldes stand, in dem die Häuser der Dorfbewohner zerstreut lagen. In diesem Qaçr sollte ich wohnen, wenigstens besaß ich an den hier gebietenden Qâyid nicht weniger als drei Empfehlungsschreiben, die ich im Qaçr abzugeben beschieden wurde. Ich nahm also an, der Qâyid müsse im Qaçr zu finden sein. Da dieses aber nur eine Ruine bildete, so hatte die Sache einige Schwierigkeit. Nach langem Herumstöbern in den gänzlich verlassen scheinenden Ruinen entdeckte ich jedoch ein kleines, leidlich unversehrtes Seitenhäuschen, aus dessen Kamin Rauch aufstieg. Also hier wurde doch gekocht und zwar vornehm gekocht, da die gemeinen Araber im Freien kochen. Die Thür des Häuschens stand offen und vor ihr ein großer langer junger Mensch mit einem Schafsgesicht. An diesen wandte ich mich und fragte ganz dreist, ob der Qâyid in dem Häuschen sitze, obgleich ich es kaum für möglich hielt, daß dieser Würdenträger so bescheiden wohne. Zu meinem Erstaunen wurde die Frage bejaht.

Ich ging also in's Häuschen hinein, und da fand ich den vollkommensten Gegensatz zu der Verödung von draußen.

Hier drängte sich Kopf an Kopf; der ganze Stubenboden saß voll von hockenden Gestalten in weiße wollene Hauly's gehüllt und über ihnen thronte auf einem erhöhten Mauervorsprung ein ehrwürdig aussehender Greis, Niemand Anders als der Qâyid in Person. Beim Eintreten wurde mir nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt, selbst als ich meine drei Briefe herauszog, berücksichtigte man mich nur insofern, als nöthig war. Erst als sie fünf- oder sechsmal von sieben oder acht Personen gelesen worden waren, begann der Qâyid sich mit mir zu beschäftigen, und nun erfuhr ich, daß er mich schon seit Monaten erwartet hatte. Ja, er hatte noch mehr gethan. Er hatte schon vor Monaten eine Escorte von zwanzig Mann nach der tunisischen Gränze geschickt, um mich abzuholen. Diese Escorte hatte sich fünf Tage lang in dem Fort bei Ferwa aufgehalten, grade zur Zeit, als ich in dem elenden Segelschiff des Rayyss aus Dscherba auf der Rhede von Ferwa tagelang seekrank dalag und den Rayyss verwünschte, der mich nicht landen lassen wollte, weil er glaubte, die ganze Geschichte von der Escorte sei nur blauer Dunst. Selbst mein Diener Issmâ'yl hatte damals nicht an die Escorte glauben wollen und stand nun, da er nicht mehr an ihrer Existenz zweifeln konnte, ganz beschämt da. Die Leute, welche diese Escorte bilden sollten, waren alle anwesend und ihr Führer, ein schneeweißes altes Männchen mit einem sehr komischen Bart, der, glaube ich, nur aus einem Dutzend Haaren bestand, blickte mich zärtlich an und bedauerte, mich nicht escortirt zu haben.

„Aber, was nicht geschehen ist, kann noch werden", sagte ich zu dem Greise und bat mir ihn gleich vom Qâyid zum Begleiter für meinen morgigen Ritt nach den Ruinen von Sabrata aus. Dieß wurde zugestanden, aber unter der Bedingung, daß ich auch den langen Jungen mit dem Schafsgesicht mitnehmen müsse, denn dieser schien offenbar der Liebling des Qâyid zu sein und mußte das Trinkgeld kriegen,

welches ich meiner Escorte geben sollte. Ich ging natürlich darauf ein, worauf mich das Schafsgesicht auch zärtlich ansah und mich mit Kaffee zu tractiren anfing, erst mit bitterm, dann mit gezuckertem, dann wieder mit bitterm u. s. w., bis ich zuletzt um Gnade schrie und den Qâyid erbarmenflehend anblickte, worauf dieser seinem Liebling einen Wink gab, der Tortur ein Ende zu machen.

Das Schafsgesicht hielt inne, mochte sich aber damit trösten, daß ich ihm bald in noch viel ausgedehnterem Grade zum Opfer zu fallen bestimmt war. Ihm wurde ich nämlich nun übergeben, um mich in mein Nachtquartier zu führen, welches sich im Hause seines eigenen Vaters, der eine Art von Scharfrichter, aber nach dem Qâyid der angesehenste Mann in Sâwiya war, befand. Dieß Haus lag in der Ḥârra, d. h. dem Judenviertel, und war das einzige orthodoxe inmitten dieser strafbaren Ketzer. Aber dieses Judenviertel drohte bald, mich viel mehr zu interessiren, als der Scharfrichter und seine ganze Familie. Ich hatte nämlich auf der Schwelle eines Judenhauses ein Paar erblickt, welches von so vollendet alttestamentarischer Schönheit war, daß ich meine Blicke nicht von ihm abwenden konnte. Es war ein junger Mann, in prachtvoller orientalischer Tracht, mit einem rothen Turban, und unter diesem ein Gesicht von so edlem Ausdruck, wie er bei den hiesigen Juden selten vorkommt. Seine Begleiterin war ein kaum sechszehnjähriges Mädchen von so ausgezeichneter Schönheit, daß ich unwillkürlich an die Esther des Königs von Babylon denken mußte. Dieses Paar, war es nun Bruder und Schwester, oder Bräutigam und Braut, bildete eine so reizende Gruppe voll plastischer Ruhe und edler Harmonie, daß ich es höchst barbarisch vom Scharfrichter und seinem Sohne fand, mich so schnell aus dem Bereich dieses Augengenusses herauszureißen.

Dennoch wurde ich herausgerissen, denn mir stand etwas

höchst Wichtiges bevor, nämlich das Abendessen in Gesellschaft des Scharfrichters. Letzterer sprach zwar nur ein einziges Wort türkisch; da aber türkisch jetzt für die vornehme Sprache gilt, so sagte er dieses Wort beständig. Es war das einzige, das er während der Mahlzeit sprach. Dieses Wort hieß „Buyrun", ungefähr mit unserm „Guten Appetit" oder, wie die Bauern sagen, „Langen Sie zu" gleichbedeutend. So oft eine neue Schüssel aufgetragen wurde, hieß es „Buyrun" und nun mußte ich, wollend oder nichtwollend, essen. That ich es nicht selbst, so steckte man mir die Speisen oft geradezu in den Mund, eine ausgesuchte arabische Höflichkeit. Mein Wirth zerriß das Fleisch vermittelst seiner Finger mit solcher Virtuosität, daß man unwillkürlich dabei an seine Handwerks-geschicklichkeit im Scharfrichten denken mußte. Diese sollte denn auch groß sein. Da die Tortur abgeschafft war, so begnügte er sich für heute mit einem Surrogat für dieselbe, nämlich damit, mich durch übermäßiges gewaltsames Mästen zu quälen. Ich mußte essen, da half nichts, und schrecklich viel essen, und was mußte ich essen? Speisen in Menge, von denen eine einzige schon genügt hätte, mich krank zu machen, so fett und sauer waren sie. Zuerst kam eine Citronensuppe, ein sogenannter „saurer Magenregen", wie die Türken sagen; dann folgte ein fetter Hammelschwanz, dann ein in Oel schwimmender Käsebraten, dann auf dem Rost geschmorte Fettstückchen, hierauf ein ominös fetter Pilau, sodann ein Eierkuchen, darauf andere Eierspeisen, einige vier oder fünf saure Ragouts und zuletzt einige fünf oder sechs in ein Meer ranziger Fettbrühe getauchte, mit Honig getränkte Süßspeisen, von den Gurken und Zwiebeln, die alle in Butter, Oel und Fett schwammen, gar nicht zu reden. Nicht immer trieb man jedoch die Grausamkeit so weit, mir die Speisen in den Mund zu stecken, manchmal begnügte man sich auch damit, mir Fleischstücke, von Sauce triefend, auf die Hand zu legen.

Zuletzt wußte ich mir gar nicht mehr anders zu helfen, als dadurch, daß ich den letzten Brocken, den mir der Scharfrichter in dem Mund gesteckt hatte, einen mit geronnenen Eiern belegten Fettklumpen, mit stoischer Ausdauer zwischen den Lippen festhielt und durch diese stumme Pantomime beredt andeutete, daß nichts mehr in den Mund hinein wolle.

Nach dem Gastmahl überließ mich der Scharfrichter meiner Ruhe oder vielmehr dem Kopfweh, das mir die Verdauungsbeschwerden nun zuzuziehen anfingen und von dem mich erst ein reichliches Erbrechen befreite, worauf ich dem Morgen halb schlafend, halb wachend entgegendämmerte, voll von dem Vorsatz, in Zukunft lieber trockenes Brod in meinem eignen Zelt, als die pomphafteste Mahlzeit mit dem freundlichsten arabischen Wirth zu genießen.

Am andern Morgen war Alles schon früh auf den Beinen, das heißt früh nach den Begriffen der Araber, die nie vor Sonnenaufgang aufstehen und erst eine Stunde nach demselben fertig werden, obgleich sie die Zeit nicht etwa durch Toilettemachen (denn da sie bekleidet schlafen, so fällt dieses ganz weg), sondern lediglich durch süßes Nichtsthun ausfüllen. Der Sohn des Scharfrichters saß auf einem ziemlich guten Pferd, das alte Männchen von gestern auf einer originellen Schindmähre mit obligatem Rattenschwanz, wir theils auf Mäulern, theils auf Kameelen und nun wurde der sechsstündige Ritt nach Soâgha angetreten. Die Gegend war höchst monoton und immer gleichen Charakters mit der oben geschilderten. Alle Paar Meilen eine Palmenoase, wie die Meschiya in Tripolis, wie Sansur, wie Sâwiya, und zwischen diesen Oasen ein steppenartiges Land, dessen Oede nur hie und da von Gerstenfeldern unterbrochen wurde. Nach etwa vierstündigem Ritt kamen wir dicht am Meere an einen Felsenvorsprung, auf dem ein kleines Plateau und auf diesem die Ruinen einer antiken

Stadt, oder vielmehr ein Theil dieser Stadt lag. Von den Häusern waren freilich nur vereinzelte Fundamente, hie und da eine Cisterne oder ein im Fels ausgehauenes Waarenmagazin zu sehen, desto deutlicher aber konnten wir den Grundplan eines Amphitheaters traciren, dessen unterer Theil ganz in den Fels eingehauen war. Doch schienen Sitze und Maeniana durch irgend ein Naturereigniß, gewiß ein Erdbeben, umgeworfen und die ganze Ruinenmasse bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Barth hielt diese Ruinen für die des antiken Pontos oder Pontis, welches die Peutinger'sche Tafel 13 Milliarien von Assaria und 16 Milliarien von Sabrata entfernt angiebt. Da wir aber allen Grund haben, Assaria in Sansur zu erblicken, und dieses über 30 Milliarien von hier entfernt ist, da außerdem Barth (der bekanntlich sein Tagebuch verloren hatte und aus der Erinnerung schrieb) hier einen Gedächtnißfehler begeht, indem er die obenerwähnten Ruinen als drei Stunden von Sabrata entfernt anführt, während sie letzterer Trümmerstadt viel näher liegen, so muß sich jedem Beobachter die Vermuthung aufdrängen, sie könnten nur eine Vorstadt der alten phönicischen Colonie gebildet haben. Wenn wir bei dem nahen Leptis magna die Ruinen in einer Längenausdehnung von einer Meile zerstreut antreffen, so können wir auch bei Sabrata Aehnliches annehmen, obgleich hier allerdings die verbindenden Mittelglieder, d. h. die zwischen den kleineren und den größeren Ruinen gelegenen nachweisbaren Trümmer fehlen.

Diese größeren Ruinen erreichten wir nach einem anderthalbstündigen Ritt und zwar auf ihrer westlichen Seite, wo, wie schon Barth bemerkt, eine kolossale Mauer die Stadt schützte. Von dieser Mauer sind noch die Fundamente deutlich zu traciren, ja einzelne Wände ragen noch schuhoch über dem Erdboden empor. Jener an sie grenzende

„eigenthümliche Bau", von dem Barth spricht, fiel auch mir, ebenso wie ihm, als nicht im römischen Styl gebaut, auf. Allem Anschein nach war er jedoch nicht vor-, sondern nachrömisch und zwar byzantinisch, wie die Verwendung des verschiedenartigsten Baumaterials, theils aus älteren Gebäuden stammend, beweist. Unter diesem Baumaterial befinden sich auch große Blöcke des schönsten weißen Marmors, selbst mehrere verstümmelte Marmorstatuen liegen auf dem Boden zerstreut, Alles Anzeichen, welche auf eine tempelartige Bestimmung des ursprünglichen römischen Baues deuten, dessen Material und Fundamente dann zur Byzantinerzeit andern Zwecken dienstbar gemacht wurden. Von dieser Stelle gegen das Meer abfallend ging ein gepflasterter Weg, der zu einem der Landungsplätze führte, welcher von einem noch jetzt in seinen Fundamenten nachweisbaren Steindamm geschützt war.

Der Küste unmittelbar entlang gehend, erreichte ich bald die Hauptruinen von Soâgha, welche am östlichen Ende auf einem Vorgebirge liegen. Hier sah ich noch massenhaftes Quaderwerk erhalten; mehrere Häuserfundamente, ein Tempel, Cisternen, ja ein Theater waren theils zu traciren, theils standen noch Mauertheile derselben aufrecht. Selbst die Reste einer Stadtstraße konnte ich unterscheiden. Die Architektur bestand in den Fundamenten meist aus Saxa quadrata, in den Wänden aus Caementicia structura, bald antiqua, bald incerta. Die Hauptmasse dieser Ruinen war von einer eigenen noch tracirbaren Mauer umgeben, was auf die Vermuthung führt, daß hier die Byrsa oder Citadelle lag.

Der Mauerumkreis der Stadt selbst, auf den wir eine halbe Stunde später stießen, nachdem wir vom Meere auf das Plateau hinaufgeklommen waren, setzte mich durch seine außerordentliche Ausdehnung in Erstaunen; sie ist zwar

nur noch in einzelnen Fundamenten, aber doch deutlich zu traciren. Auffallen muß es freilich, daß innerhalb dieses weiten Mauerkreises nur so spärliche, und nur an zwei Stellen Ruinen liegen, während der ganze südliche Theil gar keine Spur mehr von einem Gebäude aufweist. Barth's Vermuthung, daß hier die lybische Vorstadt, deren Bewohner in Zelten oder Mapalia hausten, gelegen habe, hat viel Einladendes. Doch beweist der außerordentliche Umfang der Stadtmauern immerhin, daß die hier gelegene phönicische Colonie, spätere Römerstadt an Bedeutung keiner in der Tripolitana, außer allenfalls dem großen Leptis nachstand.

Diese Stadt war, wie es wohl jetzt außer allem Zweifel steht, das von so vielen alten Autoren erwähnte Sabrata, Sabratha, Sabrathal oder wie es auf den von Judas (Etude demonstrative de la langue Phénicienne S. 144) citirten Münzlegenden genannt erscheint, „Zabrathâ'th" oder „Zabrathath". Auf einer dieser Münzlegenden heißt die Stadt צברתעת רםשאעכבר d. h. „Zabrathâ't, Hauptstadt von Achbor", einem District, über dessen Ausdehnung wir nicht das Geringste wissen. Movers, welcher den Namen Sabraton liest, indem er den phönicischen Schlußbuchstaben des Namens als Nun auffaßt, nennt es eine Colonie der Tyrier. Gesenius leitet den Namen von צבר־בעל (collis Baalis) ab.

Die älteste Erwähnung, welche dieser phönicischen Colonie geschieht, ist ohne Zweifel diejenige im Stadiasmos maris magni, wo die Stadt *Σάβραθα* genannt, als ein hafenloser, aber salzreicher Ort bezeichnet und von Makaraia 400 Stadien entfernt angegeben wird (Stadiasmos ed. Fritsch, Leipzig 1841 Seite 197). Diese 400 Stadien entsprechen genau den 50 Milliarien, welche wir als die durchschnittliche Entfernung zwischen Soâgha (Sabrata) und

Tripolis, in dem wir Oea und Makaraia erkannten, angegeben haben. In späterer Zeit erscheint die Stadt manchmal unter einer griechischen, etwas veränderten Namensform, nämlich als Abrotonon, so bei Skylax und Strabo, sowie bei Stephanus Byzantinus. Plinius ist der einzige, der von zwei verschiedenen Städten, wovon die eine Sabrata, die andere Abrotonum geheißen hätte, spricht, ein offenbarer Irrthum, da es nicht denkbar ist, daß die genannten Geographen eine Stadt, wie Sabrata, übergangen haben würden. Die lateinische Form des Namens scheint jedoch der phönicischen sehr ähnlich gewesen zu sein, nämlich Sabrata im Itinerarium Ant. Aug., ebenso in der Peutinger'schen Tafel und selbst einzelne Griechen, wie Ptolemäos schrieben Sabrata (in einigen Codices steht jedoch Sabratha).

Die einzige Berühmtheit, welche diese Stadt besessen zu haben scheint, ist die, daß sie die Geburtsstätte der Flavia Domitilla, Gemahlin des Vespasian und Mutter des Titus, war (Sueton v. Vesp. c. 3). Wahrscheinlich wurde sie damals zur Colonia erhoben, als welche sie im Itinerarium erscheint. In der Vandalenzeit ihrer Mauern beraubt, wie alle Städte Nordafrika's, erhielt sie dieselben unter Justinian wieder und wurde auch von diesem Kaiser mit einer prächtigen Kirche geschmückt (Procop. de aedif. VI, 4). In der Kirchengeschichte figurirt Sabrata unter den wenigen Bischofssitzen (nur 8) der Tripolitana, deren Kunde uns überliefert worden ist. Die vier uns bekannt gewordenen Bischöfe Pompejus (255), Nados (411), Pius (450) und Leo (484) werden theils als Concilsbeisitzer, die zwei letzteren auch als Confessores genannt. Namentlich Pius verdiente diesen Titel, indem er ganz offen den zu seiner Zeit regierenden und die Katholiken schwerbedrückenden Geiserich auf der Kanzel mit Holofernes, Nebukadnezar u. s. w. verglich.

Wann Sabrata aufhörte eine Stadt zu sein, wissen wir nicht mit Bestimmtheit. Nach der arabischen Invasion im Jahre 31 der Ḥidschra unter Amr Ibn el Açy scheint es noch eine Zeit lang als solche fortbestanden zu haben, wenigstens nennt es el Bakry, der den Namen Çabra (mit Çad, was dem obigen phönicischen Zade entspricht) schreibt, noch im elften Jahrhundert eine wohlbevölkerte Stadt und schildert den großen Markt, der hier gehalten wurde; dann scheint es allmälig verlassen worden zu sein, ja der Name Çabra ging verloren und wurde durch den heutigen Soâgha verdrängt, in dem man allerdings eine entfernte Aehnlichkeit mit Çabra entdecken könnte. Ich glaube jedoch nicht, daß er von Çabra, sondern vielmehr von einem Berberstamme abzuleiten ist, nämlich der Suâgha, wie el Bakry und Ibn Chaldun sie nennen, einem Berberstamme, der mit den Suâwa der Kabylie stammverwandt war, aber nicht wie diese in compacter Masse, sondern in verschiedenen Ländern Nordafrika's zerstreut, lebte. Ibn Chaldun (Uebers. v. Slane I, 255) spricht von einer Abtheilung der Suâgha, welche in der Tripolitana ihre Lager hatten und diese dürften wohl den besagten Ruinen den Namen gegeben haben.

In dem benachbarten Städtchen Soâra, dessen Name etzt von den Arabern von dem von Soâgha oder Soârha unterschieden wird, aber wohl ursprünglich identisch war (da der einzige Unterschied des Ra statt des Rhayn oder Ghayn ist), hat sich der berberische Dialect noch unter der Bevölkerung erhalten, und ich sammelte ein kleines Vocabularium, dessen Worte mit dem auf der Insel Dscherba gesprochenen berberischen Idiom die größte Aehnlichkeit verriethen.

Register.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.